Percy Bysshe Shelley

von

H. Druskowitz, Dr. phil.

Berlin,
Verlag von Robert Oppenheim.
1884.

Percy Bysshe Shelley.

Nil extimescere.

1869.

Percy Bysshe Shelley

von

H. Druskowitz, Dr. phil.

Berlin,
Verlag von Robert Oppenheim.
1884.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Die wichtigsten Vorgänge im Leben von Percy Bysshe Shelley, so weit sie bis jetzt bekannt sind, darzustellen, seine Individualität zu begreifen und den philosophischen und ästhetischen Gehalt seiner poetischen Schöpfungen durch ausführliche Analysen derselben zu würdigen, ist die Aufgabe, welche dieses Buch zu lösen sucht. Welcher große Dichter der Neuzeit wäre in Deutschland so wenig gekannt wie Shelley? Wird seine Weltflüchtigkeit, sein excentrischer Idealismus auch stets ein Hinderungsgrund sein, daß Shelley irgendwo oder irgendwann populär werde, so ist der Umstand doch betrübend, daß er, Englands größter Lyriker, der ideale Dichterphilosoph, der freigeistigste und kühnste aller Engländer, selbst den hochgebildeten deutschen Leserklassen fast ein Fremder ist. Die Hauptschuld an diesem auffallenden Mangel an Interesse für den großen Dichter trägt jedoch der Umstand, daß unsere Literaturforscher denselben dem Publikum zu wenig vermittelt haben. Shelley ist von diesen in hohem Grade ver-

nachlässigt worden. Es existirt in Deutschland keine einzige größere Arbeit über ihn. Die wenigen Kenner und Verehrer Shelley's werden jedoch einräumen, daß wir ihm eine Würdigung schuldig sind, und in Denjenigen, die ihn noch nicht kennen, wird eine solche vielleicht den Wunsch erwecken, ihn kennen zu lernen.

In England selbst ist Shelley's Stellung eine ganz andere. England ist zur Einsicht gekommen, was es an ihm besessen und was es an ihm verbrochen hat, ja, es wird von dem freisinnigeren Publikum vielleicht kein anderer Dichter des Landes gegenwärtig derart gefeiert wie Shelley. Es fehlt dort deshalb auch nicht an den mannigfachsten Schriften und Arbeiten über sein Leben und seine Werke. Was das erstere anbelangt, so existirt eher Ueberfluß als Mangel an Quellen, obwohl keineswegs alle Punkte desselben genügend aufgehellt sind, da immer noch viel Material zurückgehalten wird. Unter den englischen Shelley-Biographien nehmen indeß zwei Schriften eine Sonderstellung ein, indem sie sich von einem Theil der übrigen durch wissenschaftliche Genauigkeit und Objektivität, von dem anderen durch die größere Vollkommenheit und Abgeschlossenheit des Lebensbildes, das sie geben, unterscheiden; es sind dies das vortreffliche Memoire, welches Rossetti seiner kritischen Ausgabe der poetischen Werke Shelley's vorangestellt und das Werkchen „Shelley“, das J. A. Symonds für Morley's Collektion der „English Men of Letters“ geschrieben hat. An diese beiden Schriften hat jede neue Biographie Shelley's

anzuknüpfen. — Was die Würdigung der Werke Shelley's anbelangt, so hat sich hierum Niemand ein größeres Verdienst erworben, als der in seinem Vaterlande auch als Dichter bekannte J. Todhunter in seinem ausgezeichneten Buche: „A Study of Shelley“ (London 1880). Während bei Rossetti und Symonds der Schwerpunkt in der Biographie liegt und die Werke Shelley's meist ganz kurz besprochen werden, beschränkt sich Todhunter ganz und gar auf die Würdigung der letzteren. Vorliegendes Buch versucht in gleichem Maße ein Bild von dem Menschen, wie von dem Dichter Shelley zu geben, denn in der That müssen bei ihm mehr als bei jedem anderen Dichter Leben, Denken und Schaffen im innigsten Zusammenhange betrachtet werden. Es bleibt der Kritik zu entscheiden überlassen, inwiefern dieser Versuch im Vergleich mit den Leistungen der ebengenannten Autoren selbständigen Werth besitzt.

Wien, März 1883.

H. Druskowitz.

Inhalt.

Quellen.

The Poetical and Prose Works of Percy Bysshe Shelley, edited by Mrs. Shelley. (Moxon 1840, 1845.)
The Works of Percy Bysshe Shelley in Verse and Prose, edited by H. B. Forman. (Reeves and Turner 1876—1880.) 8 vols.
Relics of Shelley, edited by B. Garnett. (Moxon 1862.)
Selected Letters of Percy Bysshe Shelley, edited by R. Garnett. (Kegan Paul 1882.)
Th. Medwin, Life of Shelley. (Newby 1847.) 2 vols.
Th. S. Middleton, Shelley and his Writings. (1858.) 2 vols.
Th. S. Hogg, Life of Shelley. (Moxon 1858.) 2 vols.
Shelley Memorials, edited by Lady Shelley. (Henry S. King 1875.) 3. edition.
Leigh Hunt, Lord Byron and Some of his Contemporaries.
— Correspondence.
— Autobiography. (Smith and Elder 1878.) New edition.
Th. Moore, Life of Lord Byron.
E. J. Trelawney's Records of Shelley, Byron and the Author. (Pickering 1878.) 2 vols.
W. M. Rossetti, Memoir of Shelley (der kritischen Ausgabe von Shelley's poetischen Werken vorgedruckt).
D. F. Mac-Carthy, Shelley's Early Life. (Chatto and Windus 1877.)
J. A. Symonds, Shelley, erschienen in der Collektion der English Men of Letters von J. Morley. (Macmillan 1881.)
Aufsätze: De Quincey, P. B. Shelley, Works I. — T. L. Peacock's Artikel über Shelley (Fraser's Magazine 1858, 1860). — Th. Hunt, Shelley by one who knew him (Atlantic Monthly

1863). — R. Garnett, Shelley in Pall Mall (Macmillan's Magazine, Juni 1860). — W. M. Rossetti, Lectures on Shelley (University Magazine, Februar und März 1878). — R. Garnett, Shelley's Last days (Fortnightly Review, Juni 1878). — H. B. Forman, Shelley's Life near Spezzia his Death and Burials (Macmillan's Magazine, Mai 1880). — W. Hate White, Notes of Shelley's Birthplace (Macmillan's Magazine 1881).

I.

Familie und Kindheit.

Die Familie Shelley kann sich eines hohen Alters und Ansehens und eines beträchtlichen Wohlstandes rühmen. Ohne auf ältere, halb sagenhafte Ehren, die ihr zu Theil wurden, eingehen zu wollen, sei nur erwähnt, daß sie in der älteren Linie im Jahre 1611 durch eine Baronie ausgezeichnet wurde, und im Jahre 1806 durch eine zweite in der jüngeren Linie. Und zwar war es in der letzteren der Großvater des Dichters, Sir Bysshe Shelley, dem durch Vermittlung seines Freundes, des Herzogs von Norfolk, der Baronstitel verliehen wurde.

Sir Bysshe zeigte verschiedene Züge, die wir, wenn auch in anderer Form, bei seinem Enkel wiederfinden werden: er war überaus energisch, ungestüm und excentrisch. Obwohl er der Träger eines altaristokratischen Namens war, hatte er doch sich selbst und seinen persönlichen Vorzügen Ehren, Stellung und Reichthum zu verdanken. Er wurde 1731 zu Christ's Church in Newark (Nord-Amerika) geboren und begann daselbst seine Laufbahn als Quacksalber[1]; als er später nach England kam, gewann er durch sein

[1] Thomas Medwin, Life of Shelley I, p. 2 ff.

einnehmendes Wesen Herzen und Vermögen zweier Erbtöchter. Von seiner ersten Frau, Mary Catharine, der Tochter eines Rev. Michell von Horsham, hatte er einen Sohn, Namens Timotheus, und eine Tochter, von seiner zweiten Frau, Elisabeth Jane, der Tochter eines Mr. Sidney von Penshurst, drei Söhne und zwei Töchter. Auch dem ältesten Sohne seiner zweiten Ehe, der den Namen Shelley-Sidney von Penshurst führte, wurde der Baronstitel verliehen und dessen Sohn zum Lord de l'Isle und Dudley ernannt. Unter den vielen Gerüchten, welche über Sir Bysshe umliefen, ist das merkwürdigste dies, daß er beide Erbtöchter entführt habe, nachdem er früher in Amerika mit einer Frau vermählt gewesen sein soll, die er gleichfalls entführt hatte und ebenso sollen zwei seiner Töchter entführt worden sein[1] — Vorgänge, die sich im Leben des großen Enkels von Sir Bysshe wiederholen sollten. Um das Bild von Sir Bysshe zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß er, der Aussage seines großen Enkels zufolge, ein „vollständiger Atheist" gewesen sein soll.[2] Er starb im Jahre 1815 und er, der mit Nichts begonnen, hinterließ seiner Familie ein Vermögen von 300,000 Pf. und Güter, die jährlich 20,000 Pf.

---

[1] Medwin (I, p. 7) erzählt, daß ihre Flucht durch das elende Leben, das sie im väterlichen Hause führen mußten, veranlaßt worden sei. Sir Bysshe sei im vorgerückten Alter ein Geizhals und Despot geworden und habe, obwohl er ein Schloß erbaut (Goring Castle), ein kleines Haus in Horsham bewohnt, in dem die größte Dürftigkeit herrschte. Auch Th. Jefferson Hogg (Life of Shelley II, p. 37) spricht von dem dürftigen Leben, das Sir Bysshe aus Geiz geführt haben soll.

[2] S. W. M. Rossetti, Memoir of Shelley, p. XXXII.

abwarfen. Nach seinem Tode ging die Baronie auf Sir Timotheus über.

Sir Timotheus, der Vater des Dichters, wurde im September 1753 geboren. Im Jahre 1791 vermählte er sich mit Elisabeth, einer Tochter von Charles Pilfold, Esquire zu Effingham, einer Frau von großer Schönheit, sanftem, liebenswürdigem und nachgiebigem Wesen, doch ohne hervorstechende geistige Begabung. Der älteste Sohn dieser Ehe war Percy Bysshe, Bysshe nach seinem wunderlichen Großvater, Percy nach einer entfernten Beziehung zu dem herzoglichen Hause von Northumberland genannt; vier Töchter, Elisabeth, Mary, Hellen und Margaretha, alle berühmte Schönheiten, und ein Sohn Namens John, der im Jahre 1866 starb, waren die anderen Sprößlinge der Ehe von Sir Timotheus.

Es war das Verhängniß dieses keineswegs schlecht, doch unbedeutend und unerquicklich gearteten Mannes, daß er, der nur dazu berufen gewesen wäre, der Vater eines gewöhnlichen Menschen zu sein, der Vater eines Percy Bysshe Shelley werden mußte. Er war ein Landedelmann gewöhnlichen Schlages, Anhänger alles Bestehenden, also rechtgläubig, correct und ganz und gar in der conventionellen Moral seines Standes befangen. Er äußerte sich, daß er seinem Sohne niemals eine Mesalliance verzeihen werde, daß er aber uneheliche Kinder desselben, so viel er wolle, zu versorgen bereit sei.[1] Daß Sir Timotheus nach irgend einer Richtung geistige Vorzüge besessen hätte, davon hat wohl Niemand gehört.

[1] Medwin I, p. 11.

Er war Mitglied des Parlamentes, ohne je eine Rolle zu spielen, und stimmte blind mit seiner Partei. Dem Maße seiner Fähigkeiten entsprach das seiner Bildung, obwohl ihm für den Werth des Wissens keineswegs der Sinn fehlte, vielmehr mahnte er seinen Sohn stets, so lange sich dieser auf Schule und Universität befand, seinen Studien mit Fleiß obzuliegen und Kenntnisse zu erwerben, nur er selbst war unfähig Kenntnisse zu sammeln, cokettirte indeß mit allerlei unverdautem Wissen, liebte es, sich auf den Schöngeist hinauszuspielen und gefiel sich darin, wie Lord Chesterfield in den Briefen an seinen Sohn, diesen „My dear boy“ zu nennen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es Sir Timotheus nicht ungern gesehen hätte, hätte man seine Briefe überhaupt mit denjenigen seines Vorbildes verglichen; in Wahrheit konnten aber Briefe einander nicht leicht unähnlicher sein, als die berühmten von Lord Chesterfield und die unberühmten von Sir Timotheus. Es war dem letzteren nämlich nicht möglich, einen Gedanken festzuhalten und er kam stets vom Hundertsten ins Tausendste. Und wie er schrieb, so sprach er, sprach überdies mit lauter, kreischender Stimme, so daß er einen ebenso peinlichen wie komischen Eindruck machte.[1] Wir dürfen jedoch nicht vergessen hervorzuheben, daß er als Landwirth wohl an seinem Platze war, auch war er ein gastfreier Schloßherr und in Haus und Familie so lange freundlich, als sein Wille geschah. Dieser Wille war aber von äußerst hartnäckiger, ja tyrannischer Art. Mit solchen Eigen-

---

[1] Hogg, Life I, p. 304.

schaften war Sir Timotheus allerdings nicht befähigt, seinen Sohn zu begreifen und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Während zwischen Sir Bysshe und seinem Enkel eine gewisse innere Verwandtschaft vorhanden war, konnte Sir Timotheus keinen Zug seines in Vorurtheilen aller Art eingeengten und beschränkten Wesens in seinem Sohne erkennen und es war sein Verhängniß, daß durch die natürliche gegnerische Stellung, die er zu diesem einnahm, sein Charakter sich in einem weit ungünstigeren Lichte zeigte, als dies unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Sir Timotheus bewohnte das anmuthig gelegene Gut Field Place bei Horsham in Sussex.

Hier wurde an jenem Tage, an welchem die Führer der französischen Revolution in einem Hause auf dem Boulevard zusammentraten und beschlossen, daß die Monarchie gestürzt und alle kirchlichen Gebäude zu öffentlichen Zwecken verwendet werden sollten, am 4. August 1792 nämlich, Percy Bysshe Shelley, der revolutionärste aller Dichter, geboren.

Shelley verbrachte seine Kindheit, von der wir wenig Sicheres wissen, auf dem Landsitze seines Vaters. Als er sechs Jahre zählte, wurde er nach dem benachbarten Warnham in eine Schule geschickt, die ein Geistlicher Namens Edwards leitete und wo Shelley die Anfangsgründe des Latein lernte.

Er brauchte als Kind Gedichte nur einmal zu hören, um sie auswendig zu wissen. Sein poetisches Talent kündigte sich sehr früh an. Die „Verses on a cat"[1]

---

[1] Forman IV, p. 313.

soll er mit acht Jahren geschrieben haben. Sie zeichnen sich durch leichten Fluß aus, verrathen aber durch die überraschende Lebenskenntniß, die sie offenbaren, durchaus nicht die Richtung, die Shelley's Phantasie später nehmen sollte. Da heißt es unter Anderm:

„Some a living require
And others desire
An old fellow out-of the way;
And which is the best
I leave to be guessed,
For I cannot pretend to say."

Offenbarte der Knabe in seinen dichterischen Erstlingsversuchen auch nichts von den Eigenthümlichkeiten des reifen Shelley, so um so mehr in seinen Spielen und Liebhabereien.

Miß Hellen, eine Schwester des Dichters, hat uns Erinnerungen an sein frühes Lebensalter erhalten[1] — Erinnerungen voll Zauber und Poesie —, die sich jedoch, da Miß Hellen jünger war als ihr Bruder, nicht auf die Kindheit desselben, sondern etwa auf die Ferienmonate, die er als Schüler von Sion House und Eton zu Hause zubrachte, beziehen; sie dürfen jedoch an dieser Stelle erwähnt werden, da es höchst wahrscheinlich ist, daß schon das Kind die Züge des Knaben, wenn auch unvollkommen, geoffenbart habe. Der weltflüchtige Dichter der „Queen Mab", der „Witch of Atlas" zeigte, den Aufzeichnungen von Miß Hellen zufolge, sehr früh

---

[1] S. Th. J. Hogg, Life of Shelley I, p. 6 ff. Shelley Memorials, p. 3 ff.

eine überaus rege Phantasie; er trug schon damals die Poesie in das Leben hinein und lebte mehr in einer Traum- und Märchenwelt, als in der Wirklichkeit. So trieb der junge Schwärmer einmal einen Stock durch die Decke eines niedrigen Zimmers, in der Meinung, auf diesem Wege zu einer neuen, wunderreichen Welt zu gelangen. Er erlangte indessen nichts anderes, als eine Bestrafung. Seine jüngeren Schwestern standen ganz unter dem Banne dieser stets schöpferischen Phantasie. Er erzählte denselben märchenhafte Geschichten, in denen ein Alchymist, „alt, grau, mit einem langen Barte", eine große Rolle spielte. Er wies dem alten Zauberer eine Bodenkammer von Field Place als Wohnstätte an, ließ seine geheimnisvollen Bücher, seine Lampe, kurz seine ganze Umgebung vor den Augen seiner kleinen Zuhörerinnen aufsteigen und versprach ihnen, daß sie ihn eines Tags besuchen dürften. Oftmals erzählte er ihnen auch von einer großen Schildkröte, als deren Wohnsitz ein benachbarter Teich gedacht wurde. Shelley sprach in späteren Jahren seinem Universitätsfreund Thomas Jefferson Hogg von der „großen alten Schlange von Field Place", die dreihundert Jahre in der Gegend gelebt haben sollte, bis sie eines Tags durch die Unvorsichtigkeit des Schloßgärtners getödtet wurde[1], und wir dürfen annehmen — obwohl Miß Hellen nichts davon erzählt —, daß sich Shelley schon als Kind viel mit ihr beschäftigte, und daß seine Vorliebe für Schlangen auf diese alte Bekanntschaft zurückzuführen ist. Zuweilen hatten die Einfälle, mit denen Shelley seine Schwestern belustigte, einen

[1] Life I, p. 8.

weniger unschuldigen Charakter. Sie mußten sich z. B. auf seine Veranlassung als Geister und Dämonen verkleiden, während er selbst einen Behälter mit entzündbarer Flüssigkeit anfüllte und ihn brennend umherführte; dabei hatte der jugendliche Phantast „eine liebenswürdige Laune und eine komische Ader“.[1] Von Hause aus von geistigen Interessen ganz erfüllt, voll origineller absonderlicher Gedanken, hatte er keinen Sinn für Leibesübungen und den üblichen Knabensport. Es ist merkwürdig, daß sich der für ihn so charakteristische lehrhafte Zug auch schon in diesem Alter bei ihm zeigte, denn wie Miß Hellen erzählt, sprach er einmal den Wunsch aus, ein kleines Mädchen zu adoptiren, um dessen Erziehung zu leiten. Sein tiefes Liebesbedürfniß offenbarte sich zu der Zeit in einer zärtlichen Anhänglichkeit an Mutter und Schwestern[2], und noch in späteren Jahren begrüßte er die Ankunft eines Briefes von diesen mit lebhafter Freude.[3] Auch seinen Vater liebte er im frühen Alter. Er war ein schöner Knabe, mit tiefblauen, leuchtenden Augen, einer feinen, schönen Gestalt und Händen „wie Modelle“. Hurtig und flüchtig, wie den Sohn der Maja, müssen wir uns den angehenden Weltdichter umherwandelnd denken.

Zehn Jahre alt, kam er nach der gelehrten Schule Sion House in Brentford (Middlesex), welche Dr. Green-

---

[1] Miß Hellen erinnert sich an ein satirisches Gedicht, das Shelley als Knabe an einen französischen Lehrer richtete, der in dem zweifelhaften Rufe stand, diejenigen seiner Zöglinge zu begünstigen, die ihm Obst und Kuchen brachten. S. Hogg I, p. 14.

[2] Shelley Memorials, p. 10.

[3] Hogg I, p. 123. Vgl. id. I, p. 298.

law, ein Schotte, leitete. Dr. Greenlaw, ein rauher, harter Mann, war nicht der Lehrer, der für den zarten Shelley geeignet gewesen wäre, und die Zöglinge der Schule, zum größten Theil Söhne von Kaufleuten aus der Gegend, nicht die Kameraden, die ihm zusagen konnten. Die wilden Rangen fühlten einen instinctiven Widerwillen gegen den feinen, liebenswürdigen Knaben, sie verhöhnten und mißhandelten ihn.[1] So gab ihm die erste Berührung mit der Welt schon eine harte Lehre, und die Behandlung, die er auf der Schule erfuhr, sollte ihm zeitlebens von Allem, was da roh und gemein, zu Theil werden. Was der ideale, ungewöhnliche Knabe damals fühlte, und welchen Entschluß er faßte, sagen uns einige Strophen des ersten Gesanges der Dichtung „Laon und Cythna" (gewöhnlich „Die Empörung des Islam" genannt):

„Als einst der Schleier, der der Jugend Blick
Die Welt hüllt, fiel, träumt' ich von großen Thaten,
Wohl ruf' ich mir die Stunde noch zurück:
Ein Lenzesmorgen war's — die jungen Saaten
Glänzten vom Thau; da brachen Thränen vor,
Nicht wußt' ich, welchem Schmerz sie galten,
Als aus der Schule nahten meinem Ohr
Die Stimmen einer Welt voll Leid — sie hallten
Wie zu dem grimmen Streit tyrannischer Gewalten.

Ich rang die Hände und blickt' um mich, doch
War niemand da, zu spotten meiner Thränen,
Die gierig der besonnte Boden sog.
Da sprach ich: „Darf die Macht ich in mir wähnen,

[1] Medwin I, p. 15 ff.

Gerecht zu sein, und weis' und wild und frei,
So will ich's werden, denn zu schau'n verdrossen
Bin ich wie Stärk' und Selbstsucht ohne Scheu
Bedrücken stets." Nicht mehr die Thränen flossen,
Mein Herz ward ruhig und zum Kampf war ich entschlossen!

Von jenem Tag an war ich ernst beflissen,
Mich aus verbot'nen Wissens Quell zu nähren.
Dort lernt ich nicht, was die Tyrannen wissen
Und predigen; nein, aus den geheimen Lehren
Macht einen Harnisch ich, der meinen Geist
Zum Erdenkampfe schützend hüllte.
Der Hoffnung frisches Blut von Neuem kreist
Durch meine Adern, bis mein Herz erfüllt
Gefühl der Einsamkeit und Sehnen ungestillt.

(Seybt.)[1]

Auf dieselbe innere Krisis bezieht sich Shelley auch in dem „Hymnus an die geistige Schönheit", in dem sie als das Erwachen einer Ahnung von dieser Macht bezeichnet wird, welche er später als den die Welt umspannenden Geist der Schönheit und Liebe faßte und fühlte.[2]

„Doch als ich brütend übersann
Des Lebens Loos mit ahnungsernsten Mienen ....

---

[1] Die Uebersetzungen, nach denen wir citiren, sind: Shelley's poetische Werke, übertragen von Julius Seybt (Leipzig 1844); Shelley's ausgewählte Dichtungen, übertragen von A. Strodtmann (Hildburghausen 1866); „Der entfesselte Prometheus", übertragen von Graf A. Wickenburg (Wien 1876). Nur da, wo keine dieser Uebertragungen genügt, werden wir in der Ursprache citiren.

[2] Vgl. den Beginn des autobiographischen Theiles von „Epipsychidion".

Umfing dein Schatten plötzlich mich,
Die Hände faltend jauchzt ich brünstiglich!
Ich schwor für ewig meine Kraft zu leihn,
Dir und den deinen —."

So ging ihm schon als Knabe jene schöne Vision auf, die der Leitstern seines Lebens war, ihn über seine Mitmenschen hoch erhob und von ihnen isolirte.

In Sion House war Capitän Medwin, sein Vetter und späterer Biograph, Shelley's Schulgenosse. Medwin erzählt, daß Shelley in Sion House die klassischen Sprachen gleichsam durch Intuition gelernt habe, da er während des Unterrichtes entweder zum Fenster hinausschaute und den Wolkenzug betrachtete, oder Bäume von Field Place in seine Bücher kritzelte.[1] Obwohl er sich also nicht sonderlich anstrengte, scheint er doch alle andern Schüler überflügelt zu haben, denn seine Auffassungskraft war ebenso ausgezeichnet, wie sein Gedächtniß, dem nichts entschwand, was ihm einmal eingeprägt wurde. In dieser Unaufmerksamkeit während der Schulstunden haben wir sowohl ein Zeichen seines unbezwingbaren Hanges zur Träumerei, als seines Widerstandsgeistes zu sehen. Er wollte sich einem äußern Muß niemals fügen, und bald werden wir andere Proben dieses bei ihm so hervorstechenden Zuges zu verzeichnen haben. Mit einer ungewöhnlichen Empfindsamkeit und nervösen Erregbarkeit verhängnißvoll von der Natur ausgestattet, neigte Shelley schon damals zum Nachtwandeln und wie zu Hause beschäftigte er sich auch hier viel mit Gestalten aus dem Traum- und Fabelreiche. Ge-

[1] I, p. 23.

steigert wurde diese Anlage durch aufregende Lectüre. Denn während die andern Zöglinge ihren wilden Vergnügungen nachgingen, verschlang Shelley, der schon damals ein unersättlicher Leser war, die romantischen Erzählungen, die sich in der Schulbibliothek befanden.[1] Wie nachtheilig dieses Lesen seine Phantasie beeinflußte, sollte sich bei seinen eigenen ersten literarischen Erzeugnissen herausstellen.

Obwohl er in der freien Zeit die Gesellschaft der anderen Knaben möglichst vermied und sich von ihren Spielen fern hielt, stand er doch nicht vereinsamt, und es scheint, daß hier zuerst sein tiefes Freundschaftsgefühl geweckt wurde. Er faßte für einen andern Knaben eine jener Zuneigungen, wie sie bei feurigen, erregbaren Naturen der Liebe vorangehen und viele Merkmale mit dieser gemein haben. Es ist uns eine kleine Abhandlung „Ueber die Freundschaft"[2] von ihm erhalten, in der er jener jugendlichen Neigung gedenkt, und die von der ursprünglichen Kraft und nachhaltigen Dauer der letzteren zeugt. Nachdem er eine Erklärung dieser Art Sympathie gegeben, sagt er: „Ich erinnere mich, eine solche Neigung auf der Schule kennen gelernt zu haben. Ich kann mich nicht genau entsinnen, zu welcher Zeit es war, aber ich glaube, es muß im Alter von eilf oder zwölf Jahren gewesen sein. Der Gegenstand meiner Empfindungen war ein Knabe meines Alters, von einem überaus großmüthigen, edlen und liebenswürdigen Wesen, und die schönen, edlen

---

[1] Medwin I, p. 24. Medwin erzählt, daß Shelley besonders eine Erzählung Namens „Zofloya, the Moor" geliebt habe.

[2] Forman, Prose W. II, p. 407 ff.

Gefühle schienen von seiner Geburt an sein Angebinde gewesen zu sein. Es war eine unaussprechlich anziehende Feinheit und Einfachheit in seinem Gebaren. Ich habe seit meiner Schulzeit nicht mehr das Glück gehabt, mit ihm zusammenzutreffen. — Der Klang seiner Stimme war so sanft und gewinnend, daß jedes Wort mein Herz bewegte, und sein Pathos war so tief, daß sich, indem ich ihm lauschte, meine Augen unwillkürlich mit Thränen füllten. So war das Wesen, durch das ich zuerst die heiligen Gefühle der Freundschaft kennen lernte." Wir finden eine Erinnerung an diese schwärmerischen Empfindungen auch in einer Notiz Shelley's über eine antike Gruppe, Bacchus und Ampelus vorstellend, in der er von den göttlichen Gestalten sagt, sie nehmen sich aus „wie ein älterer und ein jüngerer Schulknabe, die auf einer grünen Stelle ihres Spielplatzes wandeln, mit jener innigen Freundschaft für einander, die so viel mit Liebe gemein hat".[1]

So kamen schon viele wesentliche Züge im jugendlichen Alter bei Shelley zum Durchbruch: sein geistiger Stolz, sein Hang seine eigenen Wege zu gehen, sein tiefes Liebesbedürfniß, seine heilige Begeisterung für das Gute und Schöne, sein glühender Haß gegen die brutale Gewalt.

Ueber seine damalige Erscheinung bemerkt Capitän Medwin[2]: „Shelley war groß für sein Alter, schwach und fein gebaut und etwas engbrüstig, seine Gesichtsfarbe schön und frisch, sein Gesicht eher länglich als oval. Seine Züge, die

---

[1] Forman, Prose W. II, p. 75; vgl. J. A. Symonds, Shelley, p. 10.

[2] I, p. 18 ff.

nicht regelmäßig schön, waren von einer reichen Fülle braunen, natürlich gelockten Haares umrahmt. Der Ausdruck war der einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Unschuld. Seine blauen Augen waren sehr groß und hervorstechend. Sie waren zu Zeiten, wenn er im Nachsinnen verloren war, matt und dann für äußere Dinge unempfänglich; zu anderen Zeiten blitzten sie mit dem Feuer des Geistes. Seine Stimme war sanft und leise, aber nicht rein, wenn ihn etwas interessirte, harsch und unmodulirbar. Diese Eigenthümlichkeit verlor er nie.“ Medwin fügt hinzu: „Er war gewöhnlich ruhig, aber wenn er von einer schreienden Ungerechtigkeit und Unterdrückung oder Grausamkeit hörte oder las, da waren die deutlichsten Merkzeichen von Schrecken und Entrüstung in seinem Wesen sichtbar.“

Und er, der in so früher Jugend das Unrecht so leidenschaftlich empfand, er war dazu berufen, ein Apostel des Humanismus, ein Kämpfer für Menschenfreiheit zu werden und zugleich sollte er stets jene Unschuld und Herzensreinheit bewahren, welche sein Wesen im jugendlichen Alter verklärten.

II.

Eton.

Im Jahre 1805, also mit dreizehn Jahren, kam Shelley nach der Schule von Eton, die damals ein Dr. Keate leitete. Der Lehrer, welchem Shelley übergeben wurde, ein Mr. Bethel, stand in dem Rufe, „einer der dümmsten Menschen der Anstalt“ zu sein, und diese Anstalt war die Hölle für den reizbaren, excentrischen Knaben. Es herrschte hier die englische Schulsitte, die unter dem Namen Pennalismus bekannt ist, in ihrer starrsten Form. Da trat aber Shelley's Unabhängigkeitssinn und Gerechtigkeitsliebe sogleich zu Tage, indem er sich weigerte, der Diener (Fag) eines älteren Schülers zu sein und kühn genug war, seine Altersgenossen gegen ihre Peiniger aufzureizen. Die Folge war, daß er von Lehrern und Schülern mit empörender Grausamkeit behandelt wurde.[1] War es doch etwas Unerhörtes, daß Einer sich dem herkömmlichen Zwangssystem widersetzte, und dieser junge Rebell war obendrein gar nicht einzuschüchtern. Es war Shelley von Jugend auf nicht möglich, sich einer Norm

[1] S. Mrs. Shelley's (der zweiten Frau des Dichters) Notiz zu Queen Mab und Memorials, p. 5.

blindlings zu unterwerfen, er frug zuerst nach ihrer Berechtigung, ward ihm diese nicht klar, widersetzte er sich auf's Aeußerste. Der Werth dieser an sich rühmlichen geistigen Unabhängigkeit wurde freilich durch blinde Oppositionssucht geschmälert; oft widersetzte er sich einer Vorschrift nur deshalb, weil sie eine Vorschrift war. Hat man von Sir Timotheus mit Recht gesagt, daß er ein Anhänger alles Bestehenden war, nur weil es bestand, so konnte man von seinem Sohne umgekehrt sagen, daß er manches Bestehende verneinte, nur weil es bestand. Mrs. Shelley in ihrer Anmerkung zu „Queen Mab“ sagt: „Shelley wolle niemals gehorchen, und diese Unfähigkeit war der Grund zu jeder Verfolgung, die er zu erleiden hatte, sowohl in der Schule, als in seinem späteren Leben.“ Sie fügte jedoch hinzu, daß er, wenn auch nicht durch Gewalt, so durch „Vernunft und Liebe“ gelenkt werden konnte. „Shelley war durch die natürliche Empfindsamkeit und Klarheit seines Geistes für diese beiden Arten Führung besonders zugänglich.“ Mochte sein aufgeregtes Gefühl und sein empfindlicher Stolz in der Unterordnung unter die Willkür eines älteren Schülers etwas Entwürdigenderes sehen, als es in Wirklichkeit war, mochte seine Auflehnung gegen die herrschende Schulordnung auch zu herausfordernd sein, der weit härtere Tadel trifft seine Lehrer, die unfähig waren, seine edle, liebenswürdige Natur zu erkennen und da, wo Milde und Nachsicht am Platze gewesen wären, den Knaben durch schnöde Mißhandlungen immer unfügsamer machten. Aber vernünftige Erziehungsgrundsätze, ein Eingehen auf die Individualität des Zöglings waren den Lehrern von Eton — wie wir sehen werden, mit

Ausnahme eines einzigen — unbekannte Dinge. Doch muß zugestanden werden, daß Shelley in eine öffentliche Schule überhaupt nicht paßte, weil ihm eben jede Art äußeren Druckes widerstrebte. Er widersetzte sich nicht nur dem Zwangssysteme, sondern auch dem Lehrgange der Schule, vernachlässigte seine Aufgaben und benutzte die für diese bestimmte Zeit, um Plinius' Naturgeschichte zu übersetzen. Wir zweifeln nicht, daß er seine Zeit mit dieser Beschäftigung weit besser angewandt habe, seine Lehrer mußten jedoch anderer Meinung sein. Und dann, wie hätte der impulsive Knabe mit seinen phantastischen Einfällen, seinem Hange zum Träumen die gehörige Sammlung zu den Schulstunden mitbringen sollen? Trotzdem machte er auch in Eton Fortschritte in den vorgeschriebenen Studien, da er die Dinge eben im Fluge erfaßte und setzte, nach den Berichten seiner Schulgenossen, Lehrer und Schüler durch die Leichtigkeit, mit der er lateinische Verse schrieb, in Erstaunen.[1] Seine Existenz inmitten einer Horde roher, wilder Buben, die sein dem ihren so ungleichartiges Wesen herausforderte, die seine Abneigung gegen ihre Vergnügungen ärgerte, so daß sie ihm alle erdenklichen Streiche spielten und alles daran setzten, ihn in Zorn zu bringen[2], während er sich nie rächte und seinen Peinigern großmüthig bei ihren Aufgaben half, war im Ganzen eine qualvolle, jedoch nicht ohne Lichtpunkte. Die jüngeren Schulgenossen „vergötterten ihn", wie Mrs. Shelley be-

---

[1] Memor., p. 5. Vgl. W. S. Halliday bei Hogg I, p. 44. S. Hogg I, p. 213. — S. die lateinischen Uebertragungen englischer Gedichte bei Forman, Poetical W. IV, p. 315 ff.

[2] Memor., p. 5. Rossetti, Memor., p. XXXVI.

merkt, und er schloß einige „ernsthafte Freundschaften“. Sie fügt hinzu: „Er war ganz Leidenschaft, leidenschaftlich in dem Widerstande gegen die Ungerechtigkeit, leidenschaftlich in der Liebe.“[1] Auch erzählt Hogg, daß Shelley in Oxford wiederholt von Etoner Schulgenossen besucht wurde und viele Bücher besaß, die er von Etonern zum Geschenk bekommen hatte[2], ein Beweis, daß es ihm dort nicht an Freunden und Anhängern gefehlt haben kann.

Es scheint, daß er schon in Eton William Godwin's „Political Justice“ kennen lernte, und daß die Lectüre dieses Buches in seinem jungen Herzen jene Leidenschaft weckte, die er selbst seine „Leidenschaft, die Welt zu reformiren“ genannt hat. Doch wissen wir über diesen Punkt nichts Bestimmtes. Dagegen ist es gewiß, daß in Eton sein kirchlicher Glaube den ersten Stoß erhielt. Ein Abscheu erfaßte ihn vor der religiösen Heuchelei und er begann einer Religion zu mißtrauen, in der er die Urheberin von Haß und Unterdrückung sah. Man darf wohl annehmen, daß er schon damals unfähig war, die Ergebnisse seines Denkens in sich zu verschließen und daß er seinen Zweifeln vor den Schulgenossen Ausdruck verlieh. Darauf scheint wenigstens der Name „Atheist“ hinzudeuten, der ihm zuerst in Eton beigelegt wurde, wiewohl Hogg vorgiebt, von Shelley gehört zu haben, daß der Name keinen Bezug auf seinen Skepticismus hatte, sondern ein stehender Spitzname der Schule, wie mancher andere, war, mit dem Unterschiede, daß er seltener in Anwendung kam, da er immer nur den Verwegensten, die eine besondere Verachtung

[1] Notiz zu „Königin Mab“. [2] Life I, p. 124.

der Autorität an den Tag legten, beigegeben wurde.[1] In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß Shelley in Eton auch der „verrückte Shelley" (mad Shelley) hieß und es wird erzählt, daß er auf den König und seinen Vater geflucht habe. Die Sache war aber im Grunde weit unschuldiger, als es den Anschein hat. Shelley hatte nach Hogg's Bericht die häßliche Gewohnheit des Fluchens von seinem Großvater und von einem Lehrer — von dem bald des Näheren die Rede sein wird — angenommen. Sir Bysshe pflegte in späteren Jahren den Vater des Dichters bei jeder Begegnung mit einer Fluth von Verwünschungen zu überschütten.[2] Es ist leicht denkbar, daß Shelley seinen Schulgenossen diesen Umstand mittheilte, worauf sie boshaft in ihn drängten, die Flüche zu wiederholen. Ging Shelley darauf ein, so geschah es aus thörichtem Unbedacht. Wie wenig ernst er die Sache nahm, sagt uns wieder Hogg. Er erzählt, daß einst Schulfreunde aus Eton zu Shelley kamen, als er in Oxford studirte, und ihn baten, seine berühmten Flüche zu wiederholen. Shelley widersetzte sich anfangs, bis er endlich nachgab „und mit einer Leidenschaft und einem Nachdruck eine Reihe von Expektorationen vom Stapel ließ, die in ihrer Sinnlosigkeit einem päpstlichen Anathem glichen; der Wetterschlag ging aber bald in ein herzliches Gelächter über."[3]

Wir sehen daraus, daß Shelley, wie sehr er auch seinen Altersgenossen durch Reife des Geistes und Ernst der Gesinnung voraus war, doch auch Uebermuth und jugendliche Wildheit genug besaß.

---

[1] I, p. 136 ff. [2] I, p. 139. [3] I, p. 138.

Halliday in seinem interessanten Berichte hebt unter Anderm hervor, daß Shelley schon damals eine große Liebe für die Natur zeigte, daß er ihn auf ihren langen Spaziergängen in der Umgebung von Eton durch Erzählungen von Feen, Geistern und Erscheinungen fesselte, und daß sich seine Gedanken mit der Welt jenseits des Grabes beschäftigten.[1] Während ihm seine Aufgaben Nebensache waren, vertiefte er sich in Bücher, die über Magie und Zauberei handelten und ersehnte nichts mehr, als Geister beschwören zu können.[2] Mit diesen abstrusen Neigungen hing die leidenschaftliche Vorliebe zusammen, die er damals für experimentelle Physik und Chemie faßte, nachdem er sich schon in Sion House oberflächlich mit denselben beschäftigt. Das Experimentiren hatte für Shelley natürlich um so größeren Reiz, als es auf der Schule verboten war.

Vor Allem haben wir in seiner Leidenschaft für die Chemie freilich ein Anzeichen seiner philosophischen Begabung zu sehen. Es waren die großen Perspektiven, welche diese Wissenschaft eröffnet, die ihn fesselten, und Packe, ein anderer Schulgenosse Shelley's in Eton, berichtet, Shelley pflegte zu sagen, nichts hätte ihn so sehr entzückt, als die Entdeckung, daß die vier Elemente keine Elemente seien. Offenbar gewährten ihm die chemischen Apparate und Experimente an sich ein spielerisches Vergnügen, doch nicht der letzte Grund seiner Neigung für die Chemie mochte der Umstand sein, daß er sie als Mittel betrachtete, in der Magie Fortschritte zu machen und sich

---

[1] Hogg I, p. 43. [2] Hogg I, p. 33 fl.

mit Gestalten und Gewalten einer anderen Welt in Verbindung zu setzen. Eines Tages fand ihn Mr. Bethel in seinem Zimmer damit beschäftigt, „den Teufel aus einer blauen Flamme zu treiben"[1] — in diesem Falle sprach Shelley wohl im Scherze, aber auch dieser Scherz zeigt uns, in welcher Gedankensphäre er sich mit Vorliebe bewegte — und kaum war Mr. Bethel von dem verwegenen Unternehmen unterrichtet, als er einen kräftigen Schlag von einer stark geladenen Leydnerflasche empfing, der er unvorsichtigerweise zu nahe gekommen. Shelley mußte den Schrecken seines Instructors natürlich schwer büßen. Während der Ferien setzte Shelley die Experimente zu Hause eifrig fort. Miß Hellen erzählt, daß seine Kleider stets von Säuren besudelt waren und daß die Befürchtung nahe lag, das Haus würde eines Tages in Flammen aufgehen, oder dem Experimentator, oder jemand andern durch eine Explosion ein ernstliches Unglück widerfahren.[2] Seine Vorliebe für die Chemie hielt geraume Zeit an. Hogg theilt eine lange Rede mit, die Shelley bei ihrer ersten Begegnung in Oxford über die Revolution, welche die Chemie auf allen Gebieten des Gedankens hervorgebracht, gehalten habe, und seine Zimmer in Oxford hatten alle Aehnlichkeit mit chemischen Laboratorien.[3] Noch in Keswick, wo er in den Jahren 1811 und 1812 einige Monate lebte, beschäftigte er sich mit Experimentiren[4], scheint aber später das Interesse daran verloren zu haben. Doch gedenkt er seiner einstigen Liebhaberei in der Epistel

---

[1] Memorials p. 6.

[2] Hogg, Life I, p. 9. Memorials p. 10.

[3] Hogg I, p. 69 ff. [4] Rossetti, Memoir p. XLVI.

an Maria Gisborne (1820) und kommt in der herrlichen Ode an die Freiheit (1820) nochmals auf den Gedanken von der großen Förderung, welcher der Menschheit aus der Chemie erwachsen werde, zurück.

Unter den Lehrern von Eton befand sich einer, dessen Name von den Verehrern Shelley's stets mit Pietät wird genannt werden, denn er war der einzige, der das Genie und das Herz des zum Jüngling heranreifenden Knaben erkannte. Dr. Lind stand im vorgerückten Alter, er war Arzt seines Zeichens, ein passionirter Chemiker, frei und mild gesinnt. Er nahm sich des unglücklichen Knaben in väterlicher Weise an, schützte ihn möglichst vor Mißhandlungen und förderte seine geistige Entwickelung.[1] „Er liebte mich, sagte Shelley später, und ich werde niemals unsere langen Gespräche vergessen, in denen er den Geist wärmster Toleranz und reinster Weisheit ausstrahlte.“ Er hat den alten, ehrwürdigen Freund in der Gestalt des Eremiten in „Laon and Cythna“ und in Zonoras in „Pince Athanase“ verewigt. Als Shelley damals während eines Ferienaufenthaltes in Field Place erkrankte und durch einen Diener hörte, sein Vater beabsichtige ihn in ein Krankenhaus zu schicken, sandte er in seiner Verzweiflung einen Eilboten zu Dr. Lind, welch' letzterer sogleich kam, ihn beruhigte und herstellte. Der höchst befremdende, doch vollkommen verbürgte Umstand, daß Sir Timotheus beabsichtigte, seinen Sohn in ein Krankenhaus zu schicken[2], und der, daß Shelley den Freund zu seiner Ret-

---

[1] S. Mrs. Shelley's Notiz zu „Königin Mab“. Hogg I, p. 149 ff. Memor. p. 8 ff.

[2] S. Memorials p. 10.

tung herbeirief, beweisen, daß es schon damals zu einer beklagenswerthen Entfremdung zwischen Vater und Sohn gekommen war. Als Kind liebte Shelley seinen Vater zärtlich und als dieser einmal erkrankt war, schlich er sich besorgt in dessen Zimmer, um nach seinem Befinden zu forschen.[1] Vielleicht war es der Vergleich mit Dr. Lind, dessen mildes, tolerantes Wesen, dessen vorurtheilslose, freie Gesinnungen er liebte, welcher ihm die Augen öffnete über den Mangel an derartigen Vorzügen bei seinem Vater und ihn von diesem entfernte[2], während umgekehrt Sir Timotheus die geistige Entwickelung seines Sohnes vielleicht mit Mißtrauen zu betrachten begann und in demselben einen gefährlichen Feind seiner Anschauungen witterte. Es ist wohl denkbar, daß Shelley schon damals, wenn er zu den Ferien nach Hause kam, manche freie Aeußerung über religiöse Dinge wagte und seinen Vater dadurch reizte, während er selbst, je mehr Unduldsamkeit er zu Hause erfuhr, um so leidenschaftlicher sich nach der entgegengesetzten Richtung wandte.

Doch schwankte Shelley in jener Zeit offenbar noch zwischen Glaube und Freigeisterei. Seine ersten literarischen Veröffentlichungen, die kraß romantischen und verworrenen Novellen „Zastrozzi“ und „St. Irvyne or the Rosicrucian“, von denen die erste im Juni 1810, die zweite im December 1811 erschien, sind noch von einem ganz orthodoxen Geist durchdrungen, während in „St. Irvyne“ schon sehr freie Anschauungen über die Ehe laut werden.

---

[1] Hogg II, p. 459. Memorials p. 18.

[2] Zu Hogg sagte Shelley später: „Ich bin diesem Manne mehr, oh! weit mehr verpflichtet, als meinem Vater.“

Die Novelle „Zastrozzi“[1] wurde, obwohl sie erst 1810 erschien, schon im Frühling 1809 geschrieben.[2] Sie war (ebenso wie „St. Irvyne“) eine Frucht des Romanlesens, dem sich Shelley in Sion House so eifrig gewidmet. Es ist die Erzählung von einem gewissen Verezzi, der durch die leidenschaftliche Liebe einer Matilda Contessa di Laurentini und durch die Umtriebe eines mysteriösen, nachtdunklen Zastrozzi, dessen Haß gegen Verezzi erst im letzten Kapitel motivirt wird, ins Verderben geräth. Mit Ausnahme einiger weniger beschreibender Stellen, ist die Geschichte vollkommen werthlos. Vergebens suchen wir nach einer Spur von seelischer Intuition und Wirklichkeitsgefühl. Wie groß wird unser Staunen jedoch, hören wir, daß diese Novelle nicht nur einen Verleger fand, der dem Autor ein Honorar von 40 Pfund zahlte, sondern daß sie in den Zeitungen ernsthaft besprochen wurde — weit ernsthafter als Shelley's unsterbliche Schöpfungen. Da dieser schriftstellerische Triumph in die Zeit fiel, da Shelley sich anschickte, Eton zu verlassen, war er in die Lage versetzt, mit dem klingenden Theile desselben achten seiner Kameraden ein Abschiedsbankett zu geben.

---

[1] Forman I, p. 5 ff.

[2] Seine erste größere Dichtung war nach Medwin (Life I, p. 53) die Novelle „Nightmare“, von der uns jedoch nichts erhalten ist.

III.

Erste Liebe. — Poetische Versuche.

Von Eton kehrte Shelley im Sommer 1810 nach Field Place zurück, wo er bis Oktober dieses Jahres verblieb. Bald nach seiner Rückkehr traf auch seine Cousine, Miß Grove, dort ein. Shelley hatte schon lange eine Zuneigung zu ihr gefaßt, die sich nun in eine tiefe Liebe verwandelte, welche auch Erwiderung fand. Beide liebten das erste Mal und Alles schien sich zu ihrem Glücke vereinigen zu wollen. Es ist uns ein Brief von Seiten eines Bruders von Miß Grove erhalten, in dem der erstere Spaziergänge erwähnt, welche die Liebenden in seiner und Elisabeth Shelley's Begleitung in der romantischen Umgebung von Field Place in schönen Mondscheinnächten unternahmen. Mit Wohlwollen blickten die beiderseitigen Eltern auf diese Liebe, und als Miß Grove nach London zurückkehrte, geschah dies in Begleitung von Mrs. Shelley und Percy. Das Niveau der Liebenden war jedoch zu ungleich, als daß ihr Glück hätte von Dauer sein können. Die freigeistigen Gedanken gewannen in Shelley immer mehr die Oberhand, seine Emancipation von conventionellen Begriffen und Anschauungen machte reißende Fortschritte und er zögerte nicht, die Geliebte in den Briefen, die er

nach ihrer Trennung an sie richtete, in die neue Gedankenwelt blicken zu lassen, welche in ihm fröhlich aufsproß und aufblühte.

Allein er hatte sich in ihr getäuscht. Seine Zweifelsucht versetzte sie in Angst und sie zog sich zurück. Nach den Briefen zu schließen, die Shelley in den letzten Tagen von 1810 und in den ersten von 1811 an seinen Freund Hogg richtete[1], war schon damals wenig Hoffnung auf Erneuerung der alten Beziehungen vorhanden, bis die Oxforder Affaire die letzte Aussicht vernichtete. Miß Grove traf bald darauf eine andere Wahl.[2] Shelley's Schmerz über diese Enttäuschung war ein tiefer und nachhaltiger. Er konnte sich lange nicht losreißen von dem Bilde der Geliebten, nicht daran glauben, daß sie ihm für immer verloren sei und vergebens suchte er Halt in dem Gedanken zu finden, daß sie nicht das Ideal war, das er in ihr gesucht.

Durch den Erfolg von „Zastrozzi" war sein literarischer Ehrgeiz geweckt worden. Er verfaßte während seines Aufenthaltes in Field Place in Gemeinschaft mit seiner Schwester Elisabeth — auf deren poetisches Talent er damals noch große Stücke hielt, bis er zur Einsicht kam,

---

[1] Life I, p. 141—171. S. p. 143. 147. In einem Briefe vom 3. Jan. 1811 sagt er (p. 156): „Sie verabscheut mich als einen Skeptiker", und in einem anderen vom 6. Januar (p. 159): „Sie ist fort! Sie ist mir für immer verloren, für immer." Der erstere Brief verräth auch, daß Shelley aus Verzweiflung sogar an Selbstmord dachte.

[2] Memorials p. 13. Sie scheint sich im August 1811 vermählt zu haben. Ihr Gatte konnte in Shelley's Augen natürlich nichts Anderes sein, als ein Erdkloß.

daß sie „eine unwürdige Genossin der Musen sei" — ein Theaterstück, das dem Schauspieler Matthews übersandt, von diesem aber mit der Bemerkung zurückgeschickt wurde, „daß es nicht aufführbar sei".[1] Schon im Winter 1809/1810 hatte Shelley mit einem andern Mitarbeiter, seinem Vetter Medwin nämlich, ein Epos, „The Wandering Jew", verfaßt. Es wurde zunächst an Campbell geschickt, der nur zwei Verse gelten lassen wollte.[2] Shelley verlor den Muth jedoch nicht und bot das Manuscript der Verlagsfirma Ballantyne in Edinburg an, die es jedoch aus dem Grunde ablehnte, weil der Ton der Dichtung ein zu freier sei.[3] Sofort wurde das Manuscript dem Londoner Verleger J. J. Stockdale angeboten, in dessen Hände es jedoch niemals gelangte. Er blieb bis 1831 in Edinburg, wo dann ein Theil in Fraser's Magazin abgedruckt wurde. Shelley führte sich im Sommer 1810 persönlich bei Stockdale ein. Er hatte einen Band Gedichte bei einem Buchdrucker in Horsham in nicht weniger als 1480 Exemplaren drucken lassen; wie aber die Druckkosten begleichen? Er wandte sich also an Stockdale und frug ihn, ob er den Verlag nicht übernehmen wollte. Stockdale, von Shelley's Persönlichkeit bezaubert, wie fast alle es wurden, die ihn kennen lernten, willigte ein. Die Gedichte erschienen am

---

[1] Hogg I, p. 14. [2] Medwin I, p. 55.

[3] Von culturhistorischem Werth ist eine Stelle in diesem Briefe der Verleger Ballantyne (Forman, Prose W. III, p. 405 fl.), wo es heißt: „Selbst Walter Scott wird jetzt von unseren spiritualistischen und evangelischen schottischen Magazinen und Instructoren heftig angegriffen, indem sie ihn beschuldigen, daß er in der „Lady of the Lake" atheistische Doktrinen (sic!) verkündet habe."

17. September 1810 unter dem Titel „Original Poetry, by Victor and Cazire“. Der letztere Name deutet wohl auf einen weiblichen Mitarbeiter, der höchst wahrscheinlich niemand anderes war, als Shelley's Schwester Elisabeth. Allein der Titel „Original Poetry“ sollte sich nicht als durchweg gerechtfertigt erweisen. Die Gedichte waren schon eine Woche in Umlauf gesetzt, als Stockdale bei einer genaueren Revision derselben bemerkte, daß sich verschiedene bekannte Verse von dem damals vielgelesenen M. G. Lewis, dem Verfasser von „The Monk“ und den „Tales of Terror“, eingeschlichen hatten. Er theilte die unliebsame Entdeckung Shelley sofort mit, die Ausgabe wurde unterdrückt, und daß Stockdale gute Miene zum bösen Spiele machte und mit Shelley in gutem Einvernehmen blieb, kann als Beweis gelten, daß dieser ihn von seiner Unschuld überzeugte.[1] Ende jenes Jahres erschien die bereits erwähnte Novelle „St. Jrvyne or the Rosicrucian“[2] in Stockdale's Verlag. Diese Novelle ist, wenn möglich, noch unlesbarer, noch barocker und abenteuerlicher, als „Zastrozzi“. Doch findet sich in den eingelegten Gedichten mitunter echte Poesie. In den Naturschilderungen bekundet sich schon eine ungewöhnliche beschreibende Kraft, doch sind sie meist durch Plattheiten verdorben. Der Einfluß von William Godwin's „St. Leon“ ist unverkennbar, obwohl Shelley selbst ihn in späteren Jahren in

[1] S. R. Garnett, „Shelley in Pall Mall“ in Macmillan's Magazine, Juniheft 1860. Shelley soll zur Zeit, als die unglückliche „Original Poetry“ erschien, noch ein anderes Buch gedruckt haben. S. Rossetti, Memoir p: XLI.

[2] Forman V. p. 162 ff.

Abrede gestellt hat.[1] H. B. Forman machte auf gewisse unenglische Wortverbindungen und Redewendungen in „Zastrozzi“ und „St. Irvyne“ aufmerksam und knüpft daran, sowie an andere eigenthümliche Symptome, die Vermuthung, daß Shelley durch die Romane, welche er in früher Jugend gelesen, und unter denen sich viele Uebersetzungen aus dem Deutschen befanden, nicht nur angeregt worden sei, sondern daß er in naiver Weise Stellen daraus in seine Erzählungen hinübergenommen habe.[2]

Sehr richtig bemerkt J. A. Symonds über Shelley's früheste literarische Versuche[3]: „Shelley's früheste Versuche haben für den Literaturforscher wenig Werth, ausgenommen insofern, als sie die Psychologie des Genius und dessen wunderliches Wachsthum veranschaulichen. Inneren Werth haben sie so viel wie keinen, und Niemand könnte nach ihnen die Laufbahn bestimmen, die der künftige Verfasser der „Cenci“ und von „Epipsychidion“ einschlagen würde. Das aber muß hervorgehoben werden, daß die Fehler seiner großen Vorzüge, wie Hyperidealismus, Hast, Incohärenz, und Mangel an Erzählungsgabe[4] in diesen frühen Werken sich deutlich offenbaren. Aber während die Fehler vorhanden, fehlen die Vorzüge selbst. Eine strenge Kritik wird bei „Zastrozzi“ und „St. Irvyne“ nur Grund haben, sich zu verwundern, wie aus einem

---

[1] S. den dritten Brief Shelley's an Godwin bei Hogg II, p. 62. Zur Zeit, wo er mit Stockdale wegen der Publikation der Novelle unterhandelte, äußerte er sich anders. S. den Brief an Stockdale vom 19. Nov. 1810 (Forman VII, p. 335).

[2] Prose W. I., Preface p. XIII ff. [3] p. 21.

[4] Die drei letztgenannten Fehler sind jedoch nur an Dichtungen wie „Queen Mab“ und „Laon and Cythna“ bemerkbar.

anscheinend so unfruchtbaren Keime Blumen und Früchte des Genius entspringen konnten. In diesen Produkten ist noch weniger von dem wirklichen Shelley sichtbar, als in den „Hours of Idleness“ von dem wirklichen Byron.“

Wir begleiten Shelley nun nach der Universität Oxford. Er kommt mit achtzehn Jahren dahin, mit brennendem Wissensdurst, mit hohen, idealen Gedanken erfüllt. Er ist sich seiner Bestimmung noch nicht klar bewußt. Er hat sich in der Poesie versucht, jedoch mit zweifelhaftem Erfolge, und es ist unwahrscheinlich, daß er sie für seinen Beruf hält. Dagegen scheint er seinen reformatorischen Beruf zu ahnen und sein scharfer, unruhiger Verstand schon eine Fessel nach der andern zu sprengen. Die Studien, mit denen er sich in Oxford beschäftigt, beschleunigen seine geistige Befreiung in überraschender Weise, und dieselbe wird die Ursache seiner ersten, herben Schicksale.

IV.

Oxford.

Im Oktober 1810 bezog Shelley die Universität Oxford. Bald nach seiner Ankunft lernte er Thomas Jefferson Hogg, den Sohn eines Edelmanns aus Nordengland, kennen, der dazu berufen war, einer seiner intimsten Freunde und treuesten Anhänger zu werden und der Welt das glänzendste und gefälligste Bild einer Periode seiner merkwürdigen und schicksalsreichen Jugend zu geben. Zwei verschiedenartigere Persönlichkeiten, wie Shelley und Hogg, konnten sich nicht leicht begegnen. Im Gegensatz zu Shelley war Hogg eine eminent praktische und positive Natur. Er wurde später ein berühmter Advocat, ließ sich's nie beifallen, mit Staat und Kirche in Conflict zu gerathen, hielt Philosophie für eine Abgeschmacktheit und Poesie für Unsinn. Er war ein Lebemann, und sein reicher Humor neigte stark zum Cynismus. H. B. Forman bemerkt ganz richtig, daß Hogg auch Shelley's Persönlichkeit wie ein Bonvivant beurtheilte und genoß.[1] Aber genug, daß er die feinen Eigenthümlichkeiten, die herrlichen Züge

[1] „Shelley's Life near Spezzia, his Death and Burials" (Macmillan's Magazine, Mai 1880), p. 45.

dieser besonderen, unvergleichlichen Persönlichkeit zu genießen verstand.

Hogg erwähnt in der Vorrede zu seinem Werke ausdrücklich, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun war, ein „gefälliges Bild" (a pleasing picture) von Shelley zu geben und sagt uns damit, daß wir keine genaue Biographie von ihm erwarten dürfen. Manche Partien seiner Schilderung haben einen mehr novellistischen, als historischen Charakter. So die Beschreibung der Wohnung Shelley's in Oxford, die Mittheilungen langer Reden, die er von Shelley gehört haben will, deren Wortlaut er jedoch bei so großer zeitlicher Entfernung — die Kapitel über Shelley's Aufenthalt in Oxford wurden im Jahre 1832, alle anderen um Vieles später niedergeschrieben — eben nur aus der Phantasie, nicht aus dem Gedächtniß schöpfen konnte. Können wir uns solche romanhafte Ausführungen immerhin gefallen lassen, so will es uns weniger behagen, wenn der kaustische Humorist in Hogg die Oberhand gewinnt, wenn er sich allerlei leichtsinnige entstellende und verkleinernde Bemerkungen über seinen Helden erlaubt. Sein Werk enthält jedoch auch eine große Fülle glaubwürdiger Details; es giebt ein reicheres Bild von Shelley's Persönlichkeit, als irgend eine andere Biographie, und zählt außerdem zu den humorvollsten und unterhaltendsten Büchern, die je geschrieben worden sind.[1]

Shelley und Hogg sahen sich das erste Mal in der Speisehalle ihres College, in der sie neben einander zu sitzen

[1] Seinen Minos hat Hogg in dem unermüdlichen Shelley-Forscher D. F. Mac-Carthy gefunden. S. dessen Werk „Shelley's Early Life" (London 1877).

kamen. Ein Gespräch über deutsche und italienische Literatur entspann sich zwischen ihnen und wurde in Hogg's Wohnung fortgesetzt. Hogg beschreibt den ersten Eindruck, den er von Shelley's Erscheinung empfing, mit folgenden Worten[1]: „Seine Gestalt war schlank und gebrechlich und doch waren seine Beine und Glieder stark und fest. Er war groß, krümmte sich aber derart zusammen, daß er klein schien.[2] Seine Kleider waren fein und nach der elegantesten Mode des Tages, aber sie waren zerdrückt, zerknittert und ungebürstet. Seine Geberden waren jäh, zuweilen heftig, gelegentlich ungeschickt, meist aber angenehm und graziös; seine Gesichtsfarbe war fast weiblich, von dem reinsten Weiß und Roth; doch war sein Antlitz von der Sonne gebräunt und voll Sommersprossen . . . Seine Züge, sein ganzes Gesicht und besonders sein Kopf waren ungewöhnlich schmal, doch schien der letztere besonders groß zu sein, weil sein Haar lang und dicht war und in Zeiten der Geistesabwesenheit und in der Seelenpein schwerer Gedanken (wenn ich so sagen darf) strich er es oft heftig mit der Hand, oder ließ die Finger unbewußt ruhig durch die Locken gleiten, so daß er eigenthümlich wild und stürmisch aussah . . . . . Seine Züge (der Mund vielleicht ausgenommen) waren nicht regelmäßig, doch war der Ausdruck des Ganzen sehr wirksam. Es athmete ein Leben,

[1] Life I, p. 54 ff.

[2] Auch Medwin spricht von Shelley's gebückter Haltung (Life II, p. 2). Thornton Hunt (der Sohn des bekannten Dichters und Journalisten Leigh Hunt, welch' letzteren Shelley allen seinen Freunden bevorzugte) sagt: „Shelley hatte eine eigenthümliche Art, Kopf und Schultern zu halten; das Gesicht war etwas nach vorn geneigt und die Schultern leicht gehoben."

ein Feuer, einen Enthusiasmus, eine lebendige und übernatürliche Geisteskraft, wie ich sie bei keinem Andern gesehen habe. Und der moralische Ausdruck war nicht weniger herrlich, als der geistige; da war eine Sanftheit, eine Freiheit, und vor Allem ein Ausdruck tiefer religiöser Pietät, der die besten Werke und hauptsächlich die Freskos der großen Meister in Florenz und Rom charakterisirt. Ich lernte den eigenthümlichen Ausdruck in diesen wundervollen Werken lange nachher und mit einer Befriedigung kennen, welche einen starken Beisatz von Kummer enthielt, da es nach dem Untergang desjenigen war, auf dessen Antlitz ich diesen Ausdruck zuerst beobachtet."

Man betont gewöhnlich das Weibliche in Shelley's Erscheinung. Thornton Hunt bemerkt, daß Shelley's Aussehen allerdings etwas Weibliches hatte, fügt jedoch hinzu: „Die Umrisse seiner Züge und seines Antlitzes hatten eine Bestimmtheit und Festigkeit, die mit einem weiblichen Wesen durchaus unvereinbar gewesen wären; die Contouren waren scharf und energisch . . . ." Bekannt ist der Ausspruch des damals berühmten Porträtmalers Mulready, daß es nicht möglich sei, Shelley zu malen, weil er zu schön sei, und Lieutenant Edward Ellerker Williams fand, Shelley sehe übernatürlich geistvoll aus. Sein Haar wurde früh grau, doch behielt er immer ein jugendliches Aussehen. Th. L. Peacock sagt[1], daß die Bilder, die von Shelley in Umlauf sind, keine richtige Vorstellung von ihm geben. Er meint, daß ein Gemälde von Antonio Leismann in den Uffizien von

---

[1] Fraser's Magazine 1860, p. 103.

Florenz ihm am meisten ähnlich sei. Mrs. Shelley bevorzugte das Porträt, welches Miß Curran in Rom von ihrem Gatten gemalt; Lady Shelley in den „Memorials" und H. B. Forman in seiner kritischen Ausgabe haben dasselbe wiedergegeben. Dagegen hielt E. J. Trelawney das Aquarell, welches Lieutenant Williams von Shelley gemalt, für das ähnlichste Bild und hat eine Reproduktion desselben seinen „Records" beigegeben.

Was Hogg an Shelley peinlich berührte, war dessen Stimme. Er nennt sie „excruciating; it was intolerably shrill, harsh and discordant". Er bemerkt, daß diese Stimme ihn fast verhindert hätte, mit Shelley zu verkehren. Andere Zeugen stimmen insofern mit Hogg überein, indem auch sie Shelley's Stimme „discordant", „shrill" oder „penetrating" nennen. Einige Autoritäten leugnen diese unangenehme Eigenschaft[1], oder wollen doch nur zugeben, daß Shelley's Stimme, wenn er in Leidenschaft gerieth, mißtönend gewesen sei, in normaler Tonlage aber sanft und äußerst modulirbar, und wenn Shelley Gedichte recitirte, von wunderbarer Wirkung. Shelley gerieth aber, besonders in jüngeren Jahren, im Gespräche, beim Argumentiren leicht in's Feuer und seine Stimme bewegte sich infolge dessen zumeist in Fisteltönen. Erwägen wir, daß Hogg, wie er selbst sagt, ein sehr empfindliches Gehör besaß, so werden wir seine Charakteristik der Stimme Shelley's begreifen können.

Hogg spricht von verschiedenen Eigenthümlichkeiten Shelley's, und die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen

[1] So z. B. Miß Hellen, die Schwester des Dichters. Siehe Hogg I, p. 25.

wird durch die ähnlich lautenden Capitän Trelawney's verbürgt, der uns Erinnerungen an das letzte Lebensjahr des Dichters aufbewahrt hat und zu den besten Autoritäten zählt. Hogg sagt unter Anderm[1]: „Es gab eine Menge auffallender Gegensätze im Charakter und Benehmen Shelley's, und einer der bemerkenswerthesten war die Mischung und Abwechslung von Ungeschicklichkeit und Beweglichkeit, von Ungelenkigkeit und Grazie. Er stolperte, wenn er über das Parquet eines Salons ging, er überschlug sich auf einer glattgemähten Wiese, er glitt auf unbegreifliche Weise aus, wenn er die bequeme, mit Teppichen belegte Stiege eines eleganten Hauses hinaufstieg, so daß er mit der Nase oder den Lippen auf die höhere Stufe stieß, oder sich auf die Hände trat... Auf der anderen Seite glitt er oft ohne Zusammenstoß durch eine dicht gedrängte Menschenmenge, schritt mit unfehlbarer Geschicklichkeit auf den ungangbarsten Pfaden dahin, ging sicher und rasch auf dem steilsten und schlüpfrigsten Wege."

Hogg bemerkt an einer andern Stelle, daß sich Bände anfüllen ließen mit der Aufzählung all' der Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten, die sich an Shelley beobachten ließen. Der Biograph Shelley's hat in der That noch weit öfter von merkwürdigen Charakteristiken zu sprechen, als der jedes andern großen Mannes. Shelley war ein Gesetz, eine Welt für sich. Wir können uns in der That nur schwer vorstellen, wie ein Wesen, das von einer anderen, höheren Sphäre auf diese Welt gekommen zu sein schien,

---

[1] I, p. 86.

sich zu der Prosa des Lebens verhalten habe. Der Eindruck, den Shelley's Persönlichkeit hervorbrachte, muß ein überaus merkwürdiger gewesen sein. Alle die Eigenthümlichkeiten, die er offenbarte, lassen sich indessen auf einige Grundzüge seiner körperlichen und geistigen Veranlagung zurückführen. Da war vor Allem seine ungewöhnliche Sensibilität, die sich in seiner Neigung zum Nachtwandeln, zu Visionen und Hallucinationen, von denen er durch sein ganzes Leben verfolgt wurde, und von denen wir wiederholt Proben mitzutheilen haben werden, sowie in der oft krankhaften Schärfe und Empfindlichkeit seiner Sinne, in seiner Unregelmäßigkeit, in seiner Impulsivität äußerte. War er auf der einen Seite überaus energisch, so stand er auf der andern ganz unter dem Einflusse seiner augenblicklichen Erregungen. „Er hatte seltsame Launen," bemerkt Hogg, „unbegründete Befürchtungen und Abneigungen, thörichte Beängstigungen und panische Schrecken u. s. w." Wer von Shelley's Leben nichts wüßte, nur seine Dichtungen kennen würde, er müßte aus ihnen entnehmen, daß ihr Schöpfer die ausgeprägtesten Merkmale der Künstlernatur besaß, daß er körperliche und seelische Eindrücke mit einer Schärfe empfand, daß er mit einer Schnelligkeit lebte, wovon sich normal veranlagte Menschen kaum eine Vorstellung zu bilden vermögen. Shelley durfte sich mit Recht mit der Mimose vergleichen, und die Worte, die er dem Geisteskranken in „Julian und Maddalo" in den Mund legt:

„Ich bin so wie ein Nerv, der jeglichen
Sonst unempfundenen Druck auf Erden fühlt,"

sind auch nur Selbstschilderung. Ein seelischer Zug, in dem manche seiner Eigenthümlichkeiten wurzelte, war seine Kindlichkeit. Ein fernerer Zug, der seinem Leben ein so sonderbares Gepräge verlieh, war sein tiefes Bedürfniß mit der Natur zu verkehren, naturgemäß zu leben, sowie er das Wort verstand. Er liebte es, sich auf das Einfachste zu kleiden, mit völliger Gleichgiltigkeit gegen Mode und Brauch; ebenso war er in Bezug auf Speise und Trank von beispielloser Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit, schon in Oxford lebte er wie ein Anachoret und war Brod seine Hauptnahrung. Er verwarf später den Fleischgenuß principiell und mit geringen Unterbrechungen huldigte er vom Frühling 1812 an dem Vegetarianismus.

Niemand konnte über die Sitten seiner Jugend besser urtheilen, als Hogg, und dieser bewunderte „die Reinheit und Unschuld seines Lebens".

Früh muß in einer Biographie Shelley's von seiner schlechten Gesundheit gesprochen werden. Wir sahen, daß er schon während seiner Schulzeit einmal heftig erkrankte. Abgesehen davon, daß er während drei Jahren der Schwindsucht zu erliegen glaubte, welche ihn jedoch in räthselhafter Weise in Italien plötzlich verließ, stellte sich schon früh die Neigung zu Krampfanfällen bei ihm ein[1], die sich immer wiederholten, zeitweise mit solcher Heftigkeit, daß er sich auf dem Boden wand und an Selbstvernichtung dachte. Wenn Lady Shelley vielleicht auch

[1] S. die Notizen von Mrs. Shelley's zu „Königin Mab" und „Laon und Cythna".

zu weit geht, wenn sie behauptet, daß er „niemals gesund und frei von Schmerzanfällen war“ [1], so waren der Tage gewiß nur wenige, wo sein Befinden erträglich sein mochte. Um körperliche Schmerzen und seelische Erregungen zu lindern, griff er oft zu Opiaten, erschütterte seine Gesundheit dadurch aber noch mehr und gefährdete durch übermäßigen Gebrauch solcher Mittel zweimal sein Leben.[2] Doch machte er nicht ständigen Gebrauch von denselben, wie De Quincey, sondern nur dann, wenn seine Leiden besonders heftig wurden. Shelley selbst behauptete Hogg gegenüber[3], daß er seine Gesundheit durch eigenes Verschulden zerstört hätte, da er vor seiner Ankunft in Oxford in einer Anwandlung von verliebter Verzweiflung — deren Gegenstand offenbar niemand anderer war, als Miß Grove — einmal Arsenik genommen hätte, und auch Miß Hellen bemerkt, daß sie davon gehört habe. Wir lassen es dahingestellt sein, ob Shelley nicht, wie es bei ihm so oft vorkam, in diesem Falle Einbildung und Wirklichkeit verwechselte, und ob es vom medizinischen Standpunkte statthaft wäre, gesetzt, seine Behauptung wäre wahr, seine körperlichen Leiden auf diese Quelle zurückzuführen.[4]

Shelley und Hogg wurden bald intime Freunde und verbrachten einen großen Theil von Tag und Nacht

---

[1] Memorials p. 70.

[2] Trelawney, Records of Shelley, Byron and the Author. Preface p. IX.

[3] Life II, p. 332.

[4] Noch viel unwahrscheinlicher klingt die Erzählung, die Ursache seiner Leiden betreffend, bei Th. Hunt, Atlantic Monthly 1868, p. 185.

zusammen. Vormittags studirte jeder in seiner Wohnung oder hörte Collegien, Nachmittags streiften sie gewöhnlich in der Umgebung von Oxford, wo sie manches Abenteuer erlebten, Abends wurde meistens in Shelley's Wohnung ein unschuldiges Symposion abgehalten und dann bis spät in die Nacht hinein gelesen und gesprochen. Und Shelley war im Sprechen und Lesen ein Meister. Alle, die ihn persönlich kannten, stimmten in der Bewunderung seiner natürlichen Beredtsamkeit überein und einige stellten ihn als Redner noch höher, denn als Dichter. Sprach er über ein Lieblingsthema, so strömten ihm die Gedanken und Argumente in glücklicher Fülle zu und kamen in fließender und gewählter, bei großem Gehalte, in zündender und hinreißender Rede, zum Ausdruck. Widersprach er einem Anderen, so geschah es immer in maßvoller Weise, dabei blieb er stets bei der Sache und immer ernst, wie er überhaupt meistens ernst war.[1] Shelley war ein geradezu virtuoser Leser. „Nie sah ich Augen, welche die Seiten gieriger verschlangen, wie die seinen," bemerkt Hogg. Er konnte immer und überall lesen und immer und überall mit derselben Sammlung. Sein Wissensdurst war nicht zu stillen, er wuchs mit den Jahren und den

[1] Hogg spricht oft von der wundervollen Beredtsamkeit seines großen Freundes. S. auch die Notiz Mrs. Shelley's zu den Gedichten vom Jahre 1818. Lieutenant Williams bei Trelawney, Records I, p. 30. Trelawney selbst sagt (II, p. 7): „He left the conviction on the minds of his audience that however great he was as a Poet, he was greater as an orator." Vgl. Medwin II, p. 144. Auch Lord Byron widerstand dem Zauber von Shelley's Beredtsamkeit nicht und wurde, wenn Shelley sprach, ein aufmerksamer Zuhörer, Trelawney I, p. 30.

Kenntnissen und es gab Zeiten, wo Shelley 16 Stunden am Tage mit Lesen verbrachte.[1]

Wie in Eton verschmähte er es auch hier, sich an den Lehrplan zu halten und trieb allerlei Privatstudien. Er setzte seine chemisch-physikalischen Uebungen fort, doch waren es in erster Linie Logik und Metaphysik, die hier sein Denken in Anspruch nahmen. Er lernte in Oxford Locke, Hume, die schottischen Philosophen und französischen Encyklopädisten kennen[2] und die wichtigste Folge dieses Studiums war, daß er alle christliche Mythologie, alle christliche Dogmatik ein für allemal über Bord warf, und keinen Rest von theologischem Glauben mehr in seinem Herzen duldete. Er war jedoch zu leidenschaftlich, damit sich seine Ueberzeugungen nicht in Fleisch und Blut bei ihm verwandelt hätten und so kam es, daß er das Christenthum nicht nur verneinte, sondern zu einem glühenden Gegner desselben wurde.

Erst später lernte er die ethischen Grundlehren des Christenthums, wie sie sich im modernen Bewußtsein spiegeln, kennen und bewundern und Niemand hat sie herrlicher verkörpert, als er. Eine andere Folge des Studiums jener Philosophengruppe war, daß er in den Materialismus verfiel. Er bemerkte in dem philosophischen Fragment „Ueber das Leben" (1815): „Die ärgerlichen Albernheiten der populären Philosophie von Geist und Materie, ihre schädlichen Folgen für die Morallehre und ihr heftiger Dogmatismus in Bezug auf die Quellen aller Dinge, hatten mich früh zum Materialismus geführt.

---

[1] Hogg I, p. 125. [2] Hogg I, p. 99.

Der Materialismus ist ein verführerisches System für junge und oberflächliche Geister. Er verleitet seine Anhänger zum Reden und dispensirt sie vom Denken. Ich war aber unbefriedigt mit der Weltanschauung, die er hervorbringt."

Allerdings mußte sich Shelley seiner gesammten Veranlagung zufolge ganz anders von Plato ergriffen fühlen, den er gleichfalls in Oxford zuerst kennen lernte und es ist natürlich, daß er schließlich zu einem extremen Idealismus gelangte. Trotzdem geschah dieser Uebertritt vom Materialismus zum Idealismus nicht plötzlich und vollständig, vielmehr schwankte Shelley eine Reihe von Jahren zwischen diesen beiden Weltanschauungen und in „Königin Mab" reflectirt sich diese Unsicherheit in eigenthümlicher Weise.

Wie Hogg bekennt, waren es die französische Uebersetzung von Mme. Dacier und eine englische dieser französischen, aus denen sie ihre erste Kenntniß Plato's schöpften und wir haben keine Ursache ihm zu mißtrauen, wenn er sagt: „Wir lasen keinen einzigen Satz auf Griechisch." Die platonische Lehre von der „Anamnesis" scheint Shelley besonders entzückt zu haben. Wenn Hogg aus Plato vorlas, stand Shelley oft auf, durchschritt das Zimmer, schüttelte die langen wilden Locken und begann feierlich mit einem geheimnißvollen Gesichtsausdruck zu philosophiren.[1] Wie mächtig Plato ihn anzog, sagt auch folgende Schilderung Hogg's: „Der Unehrerbietige vermag nicht die Ehrfurcht zu verstehen, der leichtsinnige, gleichgiltige

[1] I, p. 103.

Weltling vermag sich nicht den Enthusiasmus vorzustellen, — noch kann die Zunge die mächtige Bewegung ausdrücken, die innerlich in ihm vorging, wenn er sich das erste Mal einem Buche näherte, von dem er glaubte, daß es die geheimen und mystischen Philosopheme des Alterthums enthalte; seine Wangen glühten, seine Augen glänzten, sein ganzer Körper erzitterte und sofort war er in die Tiefen der Kontemplation versunken. Diese plötzliche und gewaltsame Absorbirung seiner seelischen Kräfte durch den Intellect kann nur mit der augenblicklichen Entzündung verglichen werden, welche das Auge blendet, wenn ein Bündel trockenen Strohs oder anderen leicht entzündbaren Stoffes in ein großes hitziges Feuer geworfen wird." — Hervorragend philosophisch, war Shelley zugleich unhistorisch angelegt. Das Studium der Geschichte hatte auf seinem Oxforder Programme keine Stelle und die späteren Anläufe, die er nahm, sich in Geschichte zu vertiefen, führten zu keinem Resultate. Seine Poesie zeigt am besten, in welchem Grade es ihm an historischem Sinne fehlte. Auch das Studium fremder Sprachen, dem er später mit so großem Eifer oblag, vernachlässigte er in Oxford und vergebens suchte ihn Hogg für die hebräische Sprache zu interessiren. Gegen Mathematik legte er, wie die meisten Dichter, eine entschiedene Abneigung an den Tag[1] und wahrscheinlich fehlte ihm hierfür auch alle Begabung. Er nannte sich gelegentlich selbst einen „höllischen Arithmetiker".

Ebenso wenig Interesse zeigte er für die juristischen

---

[1] Hogg I, p. 118.

Wissenschaften. Was Politik betrifft, so fühlte er für Völkerwohl und Völkerschicksal stets das innigste Interesse; die kleinlichen parlamentarischen Verhandlungen aber hatten nichts Anziehendes für ihn, sowie er auf allen Gebieten das Allgemeine im Auge hatte und die Details vernachlässigte. Er sprach, wie Hogg versichert, mit Widerwillen von einer parlamentarischen Laufbahn, die einzuschlagen der Herzog von Norfolk, der Freund seines Großvaters und der Gönner seines Vaters, ihm gerathen hatte.[1] Doch scheint er in diesem Punkte damals noch etwas schwankend gewesen zu sein, da er Leigh Hunt, dem Herausgeber des „Examiner", von Oxford schrieb[2], daß er seinen Vater, sobald er das einundzwanzigste Jahr erreicht hätte, wahrscheinlich im Parlamente ersetzen würde.

Während Shelley den Glauben an den theologischen Gott verlor, neigte er immer mehr zur pantheistischen Weltanschauung. In einem Briefe, den er in den Weihnachtsferien dieses Jahres an Hogg richtete, spricht er den Wunsch aus: „O daß die Gottheit die Seele des Universums wäre, der Geist allgemeiner, unvergänglicher Liebe."[3] Diese Stelle ist in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll. Denn erstens belehrt sie uns über den Ursprung der Shelley'schen Lehre vom „Geist der Natur" oder der „geistigen Schönheit", die nach seiner Anschauung die Welt durchströmt — er wünschte, die Gottheit möge der Geist der Liebe sein, und schließlich wurde sein Wunsch

---

[1] I, p. 206. Medwin I, p. 156.

[2] Dieser Brief datirt vom 2. März 1811 und bildete das erste Band zwischen Shelley und Hunt. S. Forman VII, p. 338.

[3] I, p. 169. Vgl. I, p. 155 u. 161.

zum Glauben an das Gewünschte, — zweitens sagt sie uns, daß er die Liebe schon als das tiefste Weltgesetz fühlte, sie, die das Grundgesetz seiner Natur war. Die Briefe, die er in jenen Tagen an Hogg richtete[1], sind für denjenigen, welcher ein Bild seiner inneren Entwickelung gewinnen will, in mehr als einer Hinsicht von Bedeutung. Außer der Neigung, eine unpersönliche Weltseele an Stelle des persönlichen, theologischen Gottes zu setzen, tritt überall ein ausbündiger Haß gegen Bigotterie und Aberglauben gegen Unduldsamkeit und Selbstsucht hervor, der sich bei Shelley bald zum Haß gegen alles Bestehende, zur principiellen Verwerfung aller gesellschaftlichen Einrichtungen erweitern sollte. Er hatte einen größeren Ueberblick über die damalige sociale und politische Lage seines Vaterlandes gewonnen, und diese war trostlos genug. Er sah, daß die höchste Gewalt in den Händen der starrsten reactionären Toryregierung lag; daß die Furcht vor den Ausschreitungen der französischen Revolution diese Regierung dazu führte, sich an die alten Institutionen leidenschaftlich anzuklammern, jede freiheitliche Regung für Jacobinismus zu halten und im Keime zu ersticken. Er sah, daß, wer ein freies Wort gegen den König oder den Prinzregenten wagte, sich der Gefahr aussetzte, in Staatsprocessen belangt und zu langer Kerkerhaft verurtheilt zu werden, daß Regierung und Parlament eine wahre Henkerslust beseelte, daß religiöse Heuchelei und Intoleranz zahllose Opfer forderten.[2]

---

[1] Life I, p. 141—171.

[2] S. Reinhold Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 (1. Theil).

Durch das Bewußtsein derartiger Verhältnisse wurde Shelley's natürliche Neigung zu lieben und sich hinzugeben zu einer leidenschaftlichen Liebe für die Unterdrückten, sein angestammter instinctiver Widerwille gegen Zwang und Unterdrückung zu einem bewußten und zum Princip des Lebens erhobenen Haß gegen jede Form der Tyrannei; man darf sagen, daß ihn der erste Einblick in die Verhältnisse jener finsteren Zeit in die Reihen jener Geister erhob, welche die großen, fruchtbaren Freiheitsbewegungen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vorbereiteten, und deren kühnster Führer er zu werden berufen war. Hogg, der Shelley wie wenige kannte, bemerkt: „In keinem Individuum war der sittliche Sinn vielleicht mehr entwickelt als in Shelley, in keinem Wesen war die Empfindung für Recht und Unrecht schärfer.“[1] Und an einer andern Stelle sagt er[2]: „Ich konnte nicht mehr als zwei Principien in ihm entdecken; das erste war eine starke unüberwindliche Liebe zur Freiheit, zur Freiheit im abstracten Sinne, das zweite war eine ebenso leidenschaftliche Liebe zur Toleranz aller Meinungen, besonders aber der religiösen Meinungen, zur vollkommenen, ganzen, allumfassenden, unbegrenzten Toleranz, und als eine Folge und ein Corollarium des zweiten Princips fühlte er eine große Abscheu vor jeder Art der Verfolgung, sei sie öffentlich oder privat.“ Das war aber nicht Alles. Sowie ihn seine Menschenliebe bald zu überidealen Anschauungen über die menschliche Natur führte, indem er dieselbe für ursprünglich gut, höchst vervollkommnungsfähig und den menschlichen Willen

---

[1] I, p. 119. [2] II, p. 458.

für frei hielt, so führte ihn sein persönliches Freiheitsbedürfniß, das keine Schranke duldete, sowie sein Abscheu vor den socialen und politischen Verhältnissen seiner Zeit sehr früh zu einer extremen Verurtheilung aller gesellschaftlichen Gemeinschaft. Hielt er den Menschen für gut, so die Gesellschaft für schlecht. Laster und Elend waren ihm die nothwendigen Folgen der Einschränkung der individuellen Freiheit; gut und glücklich waren die Menschen, bevor es Gewalt und Unterdrückung, Norm und Gesetz gab, gut und glücklich sollen sie werden, wenn einst alle gesellschaftlichen Fesseln sich lösen, das Reich der absoluten Freiheit sich erneuert.

Es ist leicht einzusehen, daß Shelley's, durch Rousseau und die französische Revolution angeregter Radicalismus über das Ziel hinausschoß, daß auch eine weniger in Vorurtheilen verknöcherte und erstarrte Gesellschaft, als die englische, über diesen hätte erschrecken müssen. Der freisinnige Beurtheiler wird an der Kühnheit seiner Opposition aber immer mehr zu schätzen, als zu tadeln finden. Er wird das Ueberschüssige daran aus Zeitverhältnissen zu begreifen suchen, er wird einsehen, daß in Epochen der äußersten Unterdrückung und Verderbniß einzelne ausgezeichnete und ungestüme Geister von der Sehnsucht nach einem Umsturz alles Bestehenden ergriffen werden müssen, jenes herrliche Freiheitsgefühl, jene mächtige Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, jene tiefe Sympathie für die Unterdrückten, welche die Hauptquellen des Shelley'schen Radicalismus sind, aber als ein seltenes Phänomen bewundern. Ein durchaus subjectiver Geist, verwandelte Shelley seine Empfindungen in Principien und reforma-

torische Bestrebungen. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, sich auf die eigene Vervollkommnung zu beschränken, sich selbst zu befreien, ohne den Versuch zu machen, auch die Anderen aus den Banden schädlicher und unwürdiger Anschauungen und Verhältnisse zu erlösen. Es war alles social bei ihm, und er besaß einen ausgeprägten politischen Sinn.

Sobald sein Verständniß für die öffentlichen Angelegenheiten geweckt ist, sehen wir ihn all sein Denken und Sinnen darauf richten, das allgemeine Wohl zu fördern, die Tyrannei in jeder Form zu bekämpfen und das, was er für wahr hält, zu einem Gemeingute zu machen. Mit wachsamen Augen beginnt er schon in Oxford die öffentlichen Vorgänge zu verfolgen und große Pläne zu Gunsten des allgemeinen Wohls und der Freiheit zu bilden.

So hatte jener Brief an Leigh Hunt hauptsächlich den Zweck, dem letzteren mitzutheilen, daß er — Shelley — ein Meeting berufen wolle, „ein Meeting von aufgeklärten Mitgliedern der Gesellschaft, deren freie Principien sie Uebeln aussetzen, die gemildert werden könnten und eine methodische Gesellschaft zu bilden, deren Zweck es sein soll, dem Bunde der Feinde der Freiheit Widerstand zu leisten, der die Ursache ist, daß jedes Aussprechen einer Meinung über polizistische Dinge den Individuen gefährlich wird". Zugleich eröffnete er hier jene Reihe edelmüthiger Verwendungen für Opfer der Regierung, die sein ganzes Leben durchziehen. Peter Finnerty, der Herausgeber der Dubliner Zeitung „The Press", wurde wegen freier Reden, die er gegen Lord Castlereagh führte, am 7. Februar 1811 in's Gefängniß geworfen. Shelley

betheiligte sich nicht nur an der Subscription, die für Finnerty veranstaltet wurde, sondern publicirte überdies zu Gunsten des Gefangenen ein Gedicht, dessen Ertrag sich auf 100 Pfund belief. — Der Name des Gedichtes lautete „Essay on the Existing State of Things“.[1] Ein Abdruck desselben konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden, doch erfahren wir aus einer irländischen Zeitung (The Dublin Messenger vom 7. März 1811), daß es ein „sehr schönes Gedicht“ gewesen sei. Ist das Urtheil des irischen Journalisten unparteiisch, müßten wir um so mehr bedauern, das Gedicht nicht zu besitzen.

Shelley producirte in Oxford wenig Poetisches; er war von seinen philosophischen Studien völlig ausgefüllt. Dennoch feierte er in der ersten Zeit seines Universitätslebens in Gemeinschaft mit Hogg einen schriftstellerischen Triumph, der sie beide selbst in Staunen und mehr noch in Heiterkeit versetzte. Hogg fand Shelley eines Tags mit der Revision einiger Gedichte revolutionären, tyrannenfeindlichen Inhaltes beschäftigt, die Shelley erklärte, veröffentlichen zu wollen. Hogg las sie und tadelte Verschiedenes daran. Auf die Frage Shelley's, ob er glaube, daß sie werth seien gedruckt zu werden, schlug Hogg vor, ihnen einen burlesken Charakter zu geben und veränderte da und dort ein Wort. Shelley gefiel dieser Einfall und bald waren alle erdenklichen Albernheiten in die Gedichte hineingetragen. Nun überlegten die Freunde, unter welchem Namen die Quibbles sich veröffentlichen ließen. Sie einem berühmten, zeitgenössischen Dichter

[1] Mac-Carthy a. a. O. p. 89, 100, 255.

unterschieben? Sie geriethen auf einen besseren Einfall. Margarethe Nicholson, eine Wäscherin, hatte im Jahre 1786 auf Georg III. mit einem Küchenmesser ein Attentat verübt; sie war wie geschaffen, als Verfasser der aufrührerischen Gedichte zu fungiren. Noch fristete die Missethäterin hinter den Wällen von Bedlam ein elendes Dasein, es war nur ein Akt der Menschlichkeit, sie sterben zu lassen und so sollten die Gedichte, als ihre posthumen Fragmente, herausgegeben von ihrem bewundernden Neffen, John Fitz Victor, erscheinen. Die Veröffentlichung wäre aber dennoch unterblieben, hätte nicht ein Buchdrucker großen Gefallen an den Gedichten gefunden und den Druck auf eigene Kosten veranstaltet. Das Büchlein erschien in prächtiger Ausstattung und obwohl es sehr schmächtig war, wurde das Exemplar für den aristokratischen Preis von einer halben Krone verkauft. Ganz Oxford war voll von den Abgeschmacktheiten, die „für eine Probe scharfen Urtheils, feinen und wählerischen poetischen Gefühls und eines erlesenen Geschmackes" gehalten wurden".[1]

Die nächste Veröffentlichung Shelley's, die in Oxford Aufsehen erregte, sollte für ihn, als auch für Hogg weniger heitere Folgen haben.

Shelley hatte von seinem Freunde Dr. Lind in Eton die altmodische Gewohnheit angenommen, sich an Personen, die ihm fremd waren, brieflich mit wissenschaftlichen und philosophischen Fragen zu wenden und hatte mit der Zeit einen großen Kreis von Correspondenten gewonnen. Wir

---

[1] S. Hogg I, p. 261—268. Die Fragmente sind abgedruckt bei Forman IV, p. 339 ff.

sahen vorhin, daß sein theologischer Glaube durch das Studium von Locke, Hume und der französischen Materialisten den Todesstoß erhielt. Eine solche Erfahrung konnte ein Shelley nicht in sich verschließen, er hoffte die Welt von der Wahrheit derselben überzeugen zu können, und zweifelte im jugendlichen Ungestüm nicht, daß sie nur ausgesprochen zu werden brauche, um in allen Geistern zu zünden. Er schrieb deshalb ein Schriftchen, in dem er die Beweise, die zu Gunsten der Existenz eines Weltschöpfers angeführt worden sind, im Anschluß an Hume u. A. einer Prüfung unterwirft, deren Ergebniß ist, daß jene Beweise nicht stichhaltig sind und die mit einem Q. E. D. schließt. Das Schriftchen war „The Necessity of Atheism“. Er ließ es außerhalb Oxfords anonym drucken und sandte an verschiedene Personen, bei denen er philosophische Bildung voraussetzte, Abdrücke mit Begleitbriefen, in denen er seine Unfähigkeit bekannte, das Resultat des Schriftchens zu widerlegen und bat, ihn hierin zu unterstützen.[1] Die Einwendungen der Berathfragten fielen kläglich genug aus und dienten nur dazu, ihn in seinen Anschauungen zu bestärken. Die kleine Abhandlung, die lange verschollen war, ist nun im ersten Bande von Forman's Ausgabe der Shelley'schen Prosawerke zu lesen. Die lange Notiz zu den Worten „Es ist kein Gott“ in „Königin Mab“ wiederholt nicht nur den Gedankengang des Schriftchens, sondern zum

[1] Daß Shelley seine Flugschrift an den hohen Rath der Bischöfe gesandt habe, wie einige Biographen behaupten, scheint eine Fabel zu sein. Hogg, der in Bezug auf diese Pamphlet-Angelegenheit als die erste Autorität betrachtet werden muß, spricht nicht davon.

größten Theil auch die Worte desselben. Am 9. Februar wurde das Pamphlet in „The Oxford University and City Herald“ angekündigt: es sollte nicht nur in Privatkreisen verbreitet werden, es war auch käuflich.[1]

Ein Professor (eines andern College), der die Flugschrift zufällig gelesen, bezeichnete Shelley als den muthmaßlichen Autor dem Rector seines College. Shelley wurde am 25. März 1811 in das Senatszimmer beschieden, wo ihm der Rector im Beisein zweier Professoren das Schriftchen mit der Frage entgegenhielt, ob er sich als Verfasser desselben bekenne. Shelley erwiederte, weshalb man die Frage an ihn richte? Der Rector wiederholte seine Worte einfach, als Shelley jedoch die Antwort verweigerte, wurde ihm verkündet, daß er ausgewiesen sei und spätestens am nächsten Morgen Oxford zu verlassen habe. Zugleich wurde ihm ein Schriftstück eingehändigt — der formelle Urtheilsspruch versehen mit dem Siegel der Universität.

Allerdings konnten die Professoren, als Vertreter einer Hochschule, die nur christliche Anschauungen duldete, den Umstand, daß ein Schüler eine Schrift über „die Nothwendigkeit des Atheismus“ veröffentlichte, nicht unberücksichtigt lassen. Der härteste Tadel trifft sie aber wegen der brutalen Uebereilung, mit der sie vorgingen. Sie hätten bei humaner Gesinnung erst versuchen müssen, Shelley zu bestimmen, das Schriftchen zurückzuziehen, und dieser hätte sich, wenn man ihn milde gemahnt, ihm vorgestellt hätte, daß er als Schüler der Universität nicht

[1] Forman V, p. 312. Mac-Carthy p. 108.

berechtigt sei, atheistischen Lehren öffentlich Ausdruck zu geben, ohne Zweifel gefügt. Doch weit entfernt, sein edles Wesen zu würdigen, waren sie froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, den excentrischen Jüngling, der gern seine eigenen Wege ging, entfernen zu können. Das Roheste und Feigste aber war, daß sie ihn, sowie auch Hogg, der gleichfalls relegirt wurde, da er sich in schöner männlicher Freundschaft zum Vertheidiger Shelley's aufgeworfen, nöthigten, schon am nächsten Morgen das Feld zu räumen. Hogg bemerkt, daß diese „precipitate violence", dieser „indecent outrage" von dem betreffenden College und nicht von der Universität herrührte, und fügt hinzu: „Die Uebelthäter schienen zu befürchten, daß das Unrecht, wenn wir noch etwas länger blieben, wieder gut gemacht würde." Am Morgen des 26. März verließen die Freunde Oxford, um sich nach London zu begeben.[1]

Weil Shelley seinen Ueberzeugungen Worte verliehen, wurde er wie ein Verbrecher behandelt und aus dem Orte verstoßen, an dem er sich so wohl gefühlt. Obwohl nicht zu leugnen ist, daß seine Freiheits- und Wahrheitsliebe, wie wir schon einmal bemerkten, stark mit blinder Oppositionssucht versetzt war, so trieb ihn zur Abfassung und Veröffentlichung jenes Schriftchens nichts anderes als ehrliche Wahrheitsliebe, und Wahrheitsliebe, wenn sie nur die echte ist, werden wir in jeder Gestalt anerkennen müssen. Anstatt daß Shelley befürchtet hätte, die Flugschrift könnte ihn mit den Häuptern der Universität in Conflict bringen, glaubte er vielmehr vor Allem, diese zu

[1] S. Hogg I, p. 269—286.

Partnern seiner Gedanken zu machen. Er mochte deshalb nicht wenig erstaunt sein, als das Resultat ein so ganz anderes war, aber würde er anders gehandelt haben, wenn er die Folgen geahnt hätte? Würde er es nicht verschmäht haben, der Schüler so unduldsam gesinnter Männer zu sein? Dennoch empfand er sein Schicksal schmerzlich, denn es hatte die schwersten und nachtheiligsten Folgen für ihn. Hatte er sich in Oxford auch nicht an den vorgeschriebenen Lehrgang gehalten, so hatte er sich um so eifriger mit Privatstudien beschäftigt und war im Begriff, einen größern Ueberblick über die Gebiete der Philosophie zu gewinnen und sich zu reiferen Anschauungen zu erheben. Die Veränderung der Situation brachte ihn für lange Zeit aus dem Gleichgewicht. Das stille, fleißige Studienleben, die Gesellschaft des congenialen Freundes hatte ihn mit tiefer Befriedigung erfüllt, das erste mußte er mit dem Lärm von London vertauschen, der Freund sollte bald von ihm scheiden. Auf eine Wiedervereinigung mit Harriet Grove war nun für immer jede Hoffnung geschwunden; der entrüstete Vater — dessen herrischer Sinn nun recht eclatant hervortrat — knüpfte Versöhnung und Unterstützung an Bedingungen, auf die er nicht eingehen konnte, ohne sich selbst verachten zu müssen; die Folge war, daß ihm die Rückkehr nach Field Place verboten wurde und daß er bald von allen Subsistenzmitteln entblößt war. Mrs. Mary Shelley sagt die tiefgefühlten Worte: „Mit schwacher Gesundheit und einem gebrechlichen Körper, von den reinsten Sitten, voll von hingebender Großmuth und Güte für Alle, glühend vor Eifer, Kenntnisse zu erringen, entschlossen Recht zu thun,

um den Preis jedes persönlichen Opfers, brennend vor Verlangen nach Liebe und Sympathie, wurde er wie ein Verworfener behandelt, wie ein Verbrecher ausgestoßen."[1] So theuer büßte er seine exaltirte Wahrheitsliebe, doch diese zugleich gab ihm die Kraft, sich über sein persönliches Mißgeschick zu erheben.

Wie wenig er im Grunde zu der Zeit, als er die Beweise für die Existenz eines Weltschöpfers widerlegte, Atheist war, sagt die Briefstelle, die wir vorhin citirten. Während er den persönlichen Gott der Theologen verneinte, bekannte er sich immer begeisterungsvoller zu einer alle Dinge durchdringenden Macht, von der er später zu einem noch tieferen Weltprincip gelangen sollte, und wenn er sich gleichwohl selbst einen Atheisten nannte, so geschah dies, wie er in seinem Todesjahre zu Capitän Trelawney sagte, um seinen „Abscheu vor dem Aberglauben" auszudrücken. War er zur Zeit des Oxforder Verfalls in theoretischer Hinsicht schon zu einer vollkommenen Verneinung der christlichen Religion gelangt, so scheint ihn ein frommes Gefühl für gewisse kirchliche Akte noch nicht ganz verlassen zu haben, wenn wir nach seinen Briefen aus jener Zeit urtheilen dürfen[2], doch mochte auch dieses bald genug schwinden.

[1] Notiz zu „Königin Mab".

[2] S. den Brief vom 24. April 1811 bei Hogg I, p. 345.

V.

Erster Aufenthalt in London und erste Ehe.

Bald nach ihrer Ankunft in London mietheten sich die Freunde in Poland Street ein — der Name der Straße erinnerte Shelley an „Thaddäus von Warschau und Freiheit“ — wo Hogg vor Ablauf eines Monates Shelley allein zurückließ, um sich seiner Studien wegen nach York zu begeben. Shelley scheint nach dem Oxforder Vorfall hingegen keine bestimmten Pläne für die Zukunft gefaßt zu haben. Ihr Wohnzimmer, das bemalte Tapeten — damals eine Seltenheit — schmückten, gewann sofort Shelley's ganzes Herz, so daß er beschloß, „für immer“ hier zu wohnen. Er gab sich neuen Eindrücken mit solcher Leidenschaft hin, daß er gewöhnlich meinte, sie würden ihn „für immer“ befriedigen, und doch war Niemand unbeständiger, Niemand plötzlicher in seinen Entschlüssen und Handlungen, als er. Das, was ihm allein „immer“ zusagte, das war der immerwährende Wechsel, und Hogg bemerkt, daß es eine Maxime Shelley's war, sich in steter Hast zu befinden. Er sah in London auch seinen Vater, ohne daß es zu einer Verständigung zwischen ihnen gekommen wäre. Dieser stellte ihm Ver=

söhnung und fernere Unterstützung unter der Bedingung in Aussicht, daß er auf den Umgang mit Hogg verzichte und sich unter die Leitung einer Persönlichkeit stelle, die er, Sir Timotheus, für ihn erwählen würde[1], mit anderen Worten, daß er seine Ueberzeugungen verleugne, seine geistigen Errungenschaften aufgebe und sich den banalen Begriffen seines Vaters anbequeme. Da zeigte sich aber, daß Shelley seine Ueberzeugungen das Heiligste waren.

Er verweigerte seinem Vater den Gehorsam, obgleich er die Folgen dieser Weigerung kannte, und wir werden ihn von nun an immer bereit finden, seinen Ueberzeugungen jedes persönliche Opfer zu bringen.

So sehen wir die Kluft zwischen Vater und Sohn immer mehr sich erweitern, bis der Bruch ein vollständiger wurde. Obwohl ja feststeht, daß die schnöde Unduldsamkeit des Vaters, dem es möglich war, jene so grausame Alternative zu stellen, die Hauptschuld an diesem unerquicklichen Verhältnisse trug, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß auch die Rolle, die der Sohn dem Vater gegenüber spielte, keine schöne war. Daß er ihm seine Anschauungen nicht zum Opfer brachte, das werden wir nur anerkennen und loben müssen; daß er eine immer größere Abneigung gegen ihn fühlte, darüber können wir nicht mit ihm rechten, allein daß er alle und jede Pietät gegen ihn bei Seite setzte, sich im Gespräche und in Briefen ungeziemende Bemerkungen über

---

[1] S. den Brief, in dem er Percy seinen Entschluß mittheilt bei Hogg I, p. 313.

ihn erlaubte[1], das war seiner wenig würdig, und es ist dies der einzige Fall, daß er seiner liebenswürdigen Natur zuwiderhandelte. Man kann sich diese unschöne Aversion nur aus dem ausbündigen Hasse erklären, den Shelley gegen jene verstockte und bornirte Unduldsamkeit fühlte, deren Vertreter sein Vater war. Er sah in ihm, wie später in Lord Eldon oder Lord Castlereagh, schließlich nur mehr das Princip, das er bekämpfte. Dagegen war er vollkommen schuldlos, wenn er, der stets der Märtyrer seiner aufgeregten, hallucinatorischen Phantasie war, in seinem Vater einen Tyrannen und Verfolger erblickte, und wir werden später einige erbauliche Proben solcher Hirngespinnste zu verzeichnen haben. Das Verhältniß zwischen Shelley und seinem Vater erinnert stark an das zwischen Giacomo Leopardi und dem seinen. Hier und dort stehen sich der freie, emancipirte Adlergeist und der in Vorurtheilen jeder Art erstarrte Anhänger alles Bestehenden gegenüber, hier und dort herrscht eine erbitterte Feindschaft, die zwischen Leopardi und seinem Vater nur weniger markant zum Ausdruck kam.

Gar bald zog die Sorge, und zwar in ihrer häßlichsten Gestalt, in das Zimmer in Poland Street ein, dessen Tapeten der Gegenstand von Shelley's Bewunderung waren. Seine einzige Hülfsquelle war zu jener Zeit das Taschengeld seiner jüngeren Schwestern, die sich in einer Erziehungsanstalt zu Clapham befanden. Oftmals besuchte er sie dort und gerieth, wie eine derselben, Miß Hellen,

---

[1] Er nannte ihn old boy, old buk u. s. w. S. Hogg I, p. 385 u. 392.

erzählt, in helle Wuth, wenn er grausame Strafen über sie verhängt sah, wie wenn sie eine weiße Marke um den Hals tragen mußten oder gar ein eisernes Halsband.[1] Diese Besuche sollten jedoch verhängnißvoll für ihn werden. Unter den Schülerinnen der Anstalt befand sich die sechzehnjährige Harriet Westbrook, ein Mädchen von bestechendem Aeußern und liebenswürdigem, heiterem Naturell, für die Shelley bald eine brüderliche Neigung faßte. Ihre erste Bekanntschaft hatte er jedoch schon früher gemacht, und zwar zwischen dem 18. Dezember 1810 und dem 11. Januar 1811.[2]

Miß Hellen Shelley bemerkt über Harriet Westbrook: „Sie war ein schönes Mädchen, mit einem Teint, der damals ungewöhnlich war — rosenroth und weiß — mit Haaren, wie der Traum eines Dichters und der Gegenstand von Bysshe's besonderer Bewunderung." Sie war das schönste Mädchen der Anstalt, und bei einer Fête champêtre mußte sie die Rolle der Venus darstellen. Ihr Vater war in früheren Jahren Gastwirth gewesen, hatte sich aber damals schon von den Geschäften zurückgezogen und führte

---

[1] Hogg I, p. 17. Es war nicht das erste Mal, daß er damals nach Clapham kam. Schon früher hatte er die Schwestern mit andern Mitgliedern der Familie, darunter Miß Harriet Grove, besucht. Er war damals noch ein „wilder Knabe", so daß Miß Grove's Hülfe in Anspruch genommen werden mußte, um ihn zu bändigen. Er verschüttete den Portwein, den die gastfreie Vorsteherin vorzusetzen pflegte, und trieb sonst noch allerlei Unfug. So Miß Hellen bei Hogg I, p. 18.

[2] S. Garnett, „Shelley in Pall Mall" (Macmillan's Magazine, Juni 1860); die Briefe an Stockdale vom 18. Dezember 1810 und 11. Januar 1811 bei Forman VII, p. 336.

seiner äußeren Erscheinung wegen den Spitznamen „Jew Westbrook“. Die Familie, zu der noch eine zweite Tochter, Namens Eliza, die doppelt so alt war als Harriet[1], gehörte, wohnte in London, und bald sahen sich Shelley und Harriet in Clapham, bald im Hause des Vaters der letzteren. Die Besuche des künftigen Baronets und Erben eines großen Vermögens — an die letztere Eigenschaft zu glauben, erforderte bei Shelley's damaligen Vermögensumständen einige Anstrengung der Phantasie — wurden von der Familie Westbrook als Ehre und Auszeichnung empfunden. Die Schwestern erwiederten Shelley's Besuche wohl auch, und die Freundschaft zwischen ihnen wurde bald eine so innige, daß Eliza, als Harriet eines Nachts erkrankte, Shelley holen ließ und dieser Harriet nach ihrer Genesung nach Clapham begleitete. Shelley war damals auch der älteren Schwester zugethan, im Laufe der Jahre änderte sich dies jedoch.

Shelley zögerte nicht, seine neuen Freundinnen in seine Ideen von Toleranz und seinen scheinbaren Atheismus einzuweihen. Der letztere machte auch Harriet Westbrook anfangs erbeben, sowie er Harriet Grove erbeben gemacht. Sie schrieb später einer Freundin, Miß Hitchener: „Sie können sich vorstellen, mit welchem Entsetzen ich das erste Mal hörte, daß Percy ein Atheist sei.“[2] Um so besser verstand sie seine Expectorationen gegen die Unterdrückung und lauschte mit Spannung seinen glühenden Schilderungen von der Tyrannei in Haus und Schule. Hatte sie doch

[1] Harriet soll ihren Namen mit zwei t geschrieben haben. S. Medwin I, p. 373.

[2] S. Mac-Carthy p. 255.

selbst unter dieser doppelten Tyrannei zu leiden, obwohl nie klar geworden ist, worin dieselbe zu jener Zeit bestanden haben sollte. Es war wohl mehr eine krankhafte Empfindungsweise, als ein wirklicher Druck, der von Außen auf sie ausgeübt worden wäre, was sie unglücklich machte. Gewiß ist, daß sie sich unglücklich fühlte, und daß sich das sechzehnjährige Mädchen mit Selbstmordgedanken trug, die sie freilich niemals, selbst in der glücklichsten Zeit ihres Lebens nicht, verlassen sollten. Ohne Zweifel fühlte sich Shelley nur um so herzlicher zu ihr hingezogen, als er sie unglücklich wußte, doch war er frei von tieferer Zuneigung, während Harriet nur zu bald eine leidenschaftliche Liebe für den hinreißenden Jüngling faßte.

Während dieses Aufenthaltes in London feierte Shelley einen Triumph als Redner. Er gerieth in einen Club, der von Radicalen gebildet war, und hielt dort eine so gute Rede, daß man ihm, als er das Lokal verließ, ungestüm nachdrängte, um zu erfahren, wer er sei und ihn für den Club zu gewinnen. Er gab aber, um den Umsturzmännern zu entrinnen, falschen Namen und falsche Adresse an.[1]

Im Sommer wechselte Shelley sehr häufig seinen Aufenthalt. Im Mai 1811 kam durch die Vermittlung einiger Anverwandter eine Art Aussöhnung zwischen ihm und seinem Vater zu Stande, die jedoch bald einer neuen, heftigen Erbitterung weichen sollte. Zunächst ließ sich Sir Thimotheus herbei, dem Sohne ein Einkommen von

---

[1] S. Brief von J. G. (John Grove) an H. S. (Hellen Shelley) bei Hogg I. p. 332.

200 Pfund auszuwerfen und erlaubte ihm, nach Field Place zu Besuch zu kommen. Diese Aenderung seiner Lage hatte für den Bedürfnißlosen wenig Bedeutung. Er schreibt in jener Zeit an Hogg[1]: „Was ist Geld für mich? Was liegt daran, wenn ich keine eleganten Kleider besitze? Ich habe einen langen, schäbigen Rock, und denjenigen, deren gute Meinung mein Glück ausmacht, werde ich deshalb oder wegen anderer Folgen der Armuth nicht besser, noch schlimmer scheinen. Fünfzig Pfund im Jahre wäre vollständig genug." Wie viele Philosophen besaßen eine solche Anspruchslosigkeit? Wie viele gab es wohl, die so fühlten, wie dieser Jüngling von vornehmer Geburt, der in Reichthum und Ueberfluß aufgewachsen war? Mitte Mai finden wir ihn in Field Place, von wo aus er seine Oheime Capitän Pilfold in Cuckfield und John Grove bei Rhayadr in Nord-Wales besuchte.

Damals scheint Shelley Miß Felicia Browne, der späteren Mrs. Hemans, die schon durch ihre ersten im jugendlichen Alter geschriebenen Gedichte die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, brieflich seine Bewunderung ausgedrückt zu haben, ohne daß er sie persönlich gekannt hätte. Miß Browne antwortete ihrem Bewunderer aber nicht in einer Weise, die ihn zur Fortsetzung der Correspondenz aufgemuntert hätte. Er war über ihre Undankbarkeit offenbar heftig entrüstet, denn er nennt Miß Browne in einem Briefe, den er Hogg von Rhayadr schrieb, eine „Tigerin".[2] Sein Gemüthszustand war

---

[1] I, p. 365.

[2] Life I, p. 390. Vgl. Miß Hellen's Bericht bei Hogg I, p. 15. Medwin I, p. 84.

kein glücklicher, es war ein solcher, wo Abwechslung und nicht Ruhe wohlthut. Er fand weder in seinen Gedanken noch in seinen Empfindungen einen Halt. Er schreibt an Hogg von Field Place[1]: „Die Ideen sprießen hier in Einsamkeit auf; sie gehen durch einen ebenso einsamen Geist; unbemerkte, trübselige Erinnerungen führen sie herbei, noch trübseligere Ahnungen veranlassen ihr Schwinden, um anderen Platz zu machen." Lebhaft beschäftigte ihn der Plan einer Heirath zwischen Hogg und Elisabeth, seiner ältesten Schwester, der jedoch einzig und allein sein Gedanke gewesen zu sein scheint. Harriet Grove lebte noch in seinem Herzen, obwohl er philosophirt: „Ich liebte ein Wesen, ein Ideal meines Geistes, das keine Wirklichkeit hatte. Ich gab diesem Bild von Vollkommenheit, Gestalt, ich übertrug diese erdichteten Vorzüge auf eine Idee, welche ein Name vorstellte; das Wesen, das dieser Namen bezeichnete, war aber in keiner Weise dessen würdig." Den traurigen Gedanken, den er hier ausspricht, werden wir oft in seiner Poesie wiederfinden. Aber auch Harriet Westbrook beschäftigte ihn und schließlich weit mehr als Harriet Grove. Nicht daß seine Sympathie in Liebe übergegangen wäre, er schreibt Hogg ausdrücklich[2]: „I am not in love", aber edles Mitgefühl und exaltirte Ritterlichkeit, sie waren die Gründe, weshalb sein Verhältniß zu Harriet mit einem Male einen ernsthafteren Charakter annahm.

Hogg hat unmittelbar nach dem Briefe, dem wir soeben ein Geständniß entnahmen, einen andern ohne Datum mit dem Poststempel Rhayadr abgedruckt. Hier

[1] I, p. 402. [2] Hogg I, p. 387.

sagt Shelley[1]: „Ich werde gewiß nach York kommen, Harriet Westbrook aber wird entscheiden, ob jetzt oder in drei Wochen. Ihr Vater hat sie auf das Schrecklichste gequält, um sie zu zwingen, in die Schule zu gehen. Sie frug mich um Rath: Widerstand war die Antwort und zur selben Zeit suchte ich vergebens Mr. Westbrook zu besänftigen. Infolge meines Rathes hat sie sich unter meinen Schutz gestellt. Ich gehe Montag nach London. Welch' eine schmeichelhafte Auszeichnung! Ich denke an zehntausend Dinge zugleich. Was habe ich ihr erwiedert? Ich erkläre, es war ganz scherzhaft gemeint. Ich rieth ihr zu widerstehen. Sie schrieb, daß Widerstand nutzlos wäre, aber daß sie mit mir fliehen wolle und stellte sich unter meinen Schutz. Wir werden 200 Pfund im Jahre haben; finden wir, daß dies zu wenig sei, dann, denke ich, müssen wir von der Liebe leben! Dankbarkeit und Bewunderung, Alles will, daß ich sie immer lieben soll.“ Was nun folgte, hat Shelley später Miß Hitchener, einer Freundin, brieflich gestanden und indem wir seine Darstellung wiederholen,[2] geben wir ein vollständiges Bild all' der Vorfälle und Ereignisse, welche die Präliminarien seiner ersten Ehe waren. „Ich kam nach London. Ich war erschrocken über die Veränderung, die ich an ihrem Aussehen bemerkte. Halb errieth ich die Ursache; sie hatte eine heftige Neigung zu mir gefaßt und befürchtete, daß ich ihre Neigung nicht erwiedere. Vorurtheil machte die Erklärung peinlich. Es war unmöglich diese zu vermeiden, da sie mir

---

[1] I, p. 388.

[2] W. M. Rossetti theilt die betreffende Stelle jenes Briefes im University Magazine 1878, Februarheft, p. 142 mit.

sehr zugethan war. Ich versprach, mein Schicksal mit dem ihren zu verbinden. [Ich blieb einige Tage in London, bis sie wieder Muth gewonnen hatte. Auf ihre Bitte hatte ich versprochen, wieder nach London zu kommen. Ihre Angehörigen zwangen sie, in die Schule zurückzukehren, wo Bosheit und Uebermuth gegen sie jede Stunde zunahmen. Sie schrieb mir. Ich kam nach London.] Ich schlug ihr die Ehe vor und sie ging darauf ein." Heimlich verließ Harriet das väterliche Haus, heimlich wurde die Trauung vollzogen.

Man hat diese That Shelley's oft als Argument benutzt, um gehässige Angriffe auf seinen Charakter zu machen, während sie, wie wir bemerkten, nur ein Akt exaltirter Ritterlichkeit war. Was Shelley zu dem entscheidenden Schritte trieb, war hauptsächlich das Mitleid, welches er mit dem unglücklichen Mädchen fühlte, zu dem sich, wie er selbst gesteht, das Gefühl der Dankbarkeit für ihr schmeichelhaftes Vertrauen gesellte. Sie liebte Shelley, er fühlte nicht mehr als eine herzliche Zuneigung für sie. Daß Harriet, als sie Shelley so stürmisch herbeirief, reelle Gründe hatte, den Schulbesuch zu scheuen, zu welchem ihr Vater sie zwingen wollte, geht nicht nur aus Shelley's Briefe an Miß Hitchener, sondern auch aus einem Briefe Shelley's an Hogg[1] hervor, in dem er von der allgemeinen Verachtung spricht, in welcher Harriet in der Schule lebte, zugleich aber auf ein Unrecht anspielt, das auf ihrer Seite lag. Worin dies Unrecht bestand, und weshalb Harriet in der Schule verachtet wurde, ist jedoch nicht klar. Genug,

---

[1] I, p. 400 ff.

Shelley erblickte in ihr ein Opfer der Tyrannei und zögerte nicht, ihr hülfreich die Hand zu bieten, sie vor ferneren Verfolgungen zu schützen, indem er sie zu seiner Frau machte. Und in so schönerem Lichte erscheint uns sein Vorgehen, — das freilich die Kritik des praktischen Verstandes und des gesellschaftlichen Vorurtheils nicht bestehen kann —, erwägen wir, daß die Ehe schon damals der Gegenstand seines Schreckens und Abscheus war, wie aus den Briefen, die er in jener Zeit an Hogg richtete, zur Genüge hervorgeht, weil er in ihr eines der schlimmsten Hemmnisse der individuellen Freiheit erblickte.[1]

Es bedurfte von Seiten Hogg's vieler Ueberredungskunst, um Shelley zu bestimmen, im praktischen Falle gegen seine Neigung und gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Die Triebfedern, die Shelley hauptsächlich zu dieser Selbstüberwindung führten, waren edle Ritterlichkeit und zarte Rücksicht. In einem Briefe an Hogg vom 15. August 1811 sagt er: „Die Bande der Liebe und Ehre sind ohne Zweifel von hinreichender Stärke, um verwandte Seelen zu verknüpfen — sie sind gewiß unlösbar, außer durch die brutale Einmischung der Gewalt; sie sind zart und genügend. Aber die äußere Unzweckmäßigkeit derselben und was schlimmer ist, das unverhältnißmäßige Opfer,

[1] In einem Briefe vom Mai sagt er (I, p. 367): „Yet marriage, Godwin says, is hateful, detestable. A kind of ineffable, sickening disgust seizes my mind when I think of this most despotic, most unrequired fetter which prejudice has forged to confine its energies.“ In einem Briefe vom 9. August 1811 (I, p. 412) äußert er sich: „I could not endure the bare idea of marriage, even if I had no arguments in favour of my dislike, but I think that I have.“

welches die Frau zu bringen hat — diesen Gründen, die Du in einer augenblicklich überzeugenden Weise vorgebracht, kann ich nicht widerstehen."[1]

Shelley und Harriet begaben sich von London über York nach Edinburg, wo sie sich trauen ließen. Das schrecklichste sociale Vergehen, welches es in den Augen von Sir Timotheus gab, war geschehen, sein Sohn hatte eine Mesalliance begangen. Jede Verbindung wurde abgeschnitten, jede Unterstützung hörte auf, und wäre Capitän Pilfold, Shelley's Oheim, nicht großmüthig gewesen[2], es ist zweifelhaft, was aus dem jungen Paare geworden wäre. Denn der alte Westbrook folgte für's Erste Sir Timotheus' Beispiel: er spielte den beleidigten Vater und knöpfte die Taschen zu. Erst später entschloß er sich, dem jungen Paare ein Einkommen von 200 Pfd. auszusetzen und Sir Timotheus that das Gleiche aus dem allerdings sehr vernünftigen Grunde, weil er vermeiden wollte, daß sein Sohn Andere belästige, obwohl die Gelder nie regelmäßig einliefen.

Trotz der pecuniären Klemme, in welcher es sich befand, installirte sich das junge Paar (Mann und Frau zählten zusammen 35 Jahre) in Edinburg in einer trefflichen Pension. Bald kam auch Hogg aus York und wurde mit Jubel empfangen. Man lebte nun hier sechs Wochen fröhlich zusammen und Hogg hat den Aufenthalt mit köst-

---

[1] I, p. 417. Vgl. das, was Rossetti aus dem unedirten Briefe, aus dem wir oben eine Stelle citirt haben, an demselben Orte mittheilt. S. Shelley's dritten Brief an Godwin bei Hogg II, p. 63 ff. und den an Sir Lawrence bei Forman VII, p. 346.

[2] S. Medwin I, p. 167.

lichem Humor geschildert.[1] Wir empfangen durch seine Erzählung den Eindruck, daß sowohl Shelley als Harriet damals glücklich waren, obwohl letztere mitunter zu ihren Selbstmordgedanken zurückkehrte, ein Umstand, der besonders hervorgehoben werden muß. Hogg sagt[2]: „In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft frug mich die gute Harriet: ‚Wie denken Sie über den Selbstmord?‘ Sie sprach oft von ihrem Vorsatz, sich früher oder später das Leben zu nehmen und meist in ruhiger, entschiedener Weise. Sie sprach vor Fremden mit Heiterkeit von Selbstmördern und einmal hörte ich sie bei Tische ihre Empfindungen, Meinungen und Anschauungen über den Selbstmord mit weitschweifigem Ernst entwickeln.“

Shelley befand sich häufig auf der Jagd nach Büchern, die er an jedem Aufenthaltsort in großer Zahl sammelte, und die einzige schriftstellerische Arbeit, mit der er sich hier beschäftigte, war die Uebersetzung einer Abhandlung von Buffon. Harriet ihrerseits verdolmetschte eine moralisirende Erzählung von Mme. Cottin und lernte unter Shelley's Leitung Latein. Sie war nicht nur wohlerzogen, sondern für ihr Alter ungewöhnlich kenntnißreich und belesen. Für moralisirende Lectüre hatte sie eine entschiedene Vorliebe. Ihre Leidenschaft war das Vorlesen, das that sie halbe Tage lang, ohne zu ermüden, machte dabei nur kurze Unterbrechungen und hörte niemals aus eigenem Antriebe auf. Sie las auffallend gut, sehr correct mit einer klaren, deutlichen, angenehmen Stimme und oft mit Emphase. Shelley verfiel während dieser nimmerendenden

[1] I, p. 437 ff. [2] II, p. 7.

Vorlesungen zuweilen ungalanterweise in Schlaf und „sein unschuldiger Schlummer gab ernstliches Aergerniß, seine Trägheit wurde strenge gerügt und er wurde als unaufmerksamer Wicht gebrandmarkt". Nachdem sie sechs Wochen in fröhlicher Gemeinschaft verlebt, mußte Hogg nach York zurückkehren, wo er in der Kanzlei eines Notars arbeitete. Shelley wollte sich von dem Freunde nicht trennen und entschloß sich, ihn mit Harriet zu begleiten. Sie machten die Reise im Postwagen, während Harriet einen nun längst verschollenen Roman der Holcraft vorlas. Die Ankunft in York war wenig erquicklich und gleichsam prophetisch für den Aufenthalt. Sie fanden die bestellten Zimmer nicht frei und da Shelley sich dagegen sträubte, im Gasthaus zu übernachten, waren sie gezwungen, im Zwielicht bei rieselndem Regen Wohnung zu suchen und mietheten sich schließlich schlecht genug ein. Schon am andern Morgen reiste Shelley nach London, Harriet der Obhut Hogg's überlassend, um von seinem Vater eine Unterstützung zu verlangen, allein vergebens. Erst zu Beginn des Jahres 1812 entschloß sich Sir Timotheus, die Pension von 200 Pfund zu erneuern.

Als Shelley nach York zurückkehrte, fand er die gestrenge Eliza, Harriet's ältere Schwester, in seinem Hause und zwar schon als unbeschränkte Beherrscherin desselben. Harriet blickte zu ihr wie zu einer Mutter empor und verehrte sie als die Quintessenz aller Vollkommenheit. Der sarkastische Hogg theilte diese Verehrung nicht. Ihm war berichtet worden, Eliza sei „schön, ausnehmend schön, ihre Gestalt sei elegant und voll Grazie; ihr Gesicht liebenswürdig, schwarz und hell ihr Auge; kohlschwarz und glänzend

ihr Haar“ u. s. w. Wie anders der Eindruck, als er sie mit eigenen Augen sah. „Sie war älter, als ich geglaubt, und sah älter aus als sie war. Das liebenswürdige Gesicht war von Blatternarben zerrissen und todtenbleich, wie solche markirte und narbige Gesichter gewöhnlich sind, so weiß in der That wie eine Masse gekochten Reises, doch von grauer Farbe, wie Reis im schmutzigen Wasser gekocht. Die Augen waren schwarz aber matt und ohne Ausdruck, das Haar schwarz, glänzend, aber grob“ u. s. w. Nach Hogg's Darstellung verscheuchte ihre Anwesenheit alle Lust und Heiterkeit aus dem jungen Heim. Sie duldete weder, daß Harriet vorlas, noch daß man scherzte, noch daß man spazieren ging. Hatte früher niemand von Harriet's Nerven gesprochen, so war nun kaum von etwas Anderm die Rede und beständig mahnte Eliza, dieselben zu schonen. Um ihren Mahnungen aber noch größeren Nachdruck zu geben, als sie es durch die Macht ihrer eigenen Persönlichkeit konnte, berief sie sich auf eine noch höhere Autorität. „Was würde Miß Warne sagen?“ lautete die Frage, auf die es keine Antwort gab. Wie viel in dieser Schilderung auch Uebertreibung sein mag, so steht doch fest, daß Eliza gouvernantenhaft und despotisch auftrat, und daß ihre Gegenwart für Shelley und Harriet vom größten Nachtheil war. Nützte sie ihnen zeitweise auch durch ihre haushälterische Sparsamkeit, so beeinflußte sie Harriet doch in ungünstiger Weise und Shelley empfand ihre Nähe von allem Anfang an als einen schweren Druck. Sie war eine der Hauptursachen, daß sich Shelley in wenigen Jahren seinem Hause entfremdete.

Im November 1811 verließ Shelley mit Harriet und Eliza York ganz plötzlich, ohne Hogg vorher von seiner Absicht verständigt zu haben. Mac-Carthy, Hogg's schonungsloser Gegner, behauptet, daß der Grund dieser plötzlichen Abreise in Vertraulichkeiten zu suchen sei, die sich Hogg gegen Harriet erlaubt habe. Doch läßt sich diese Anklage nicht mit genügenden Gründen unterstützen und spricht gegen ihre Berechtigung vor Allem der Umstand, daß Shelley im besten Einvernehmen mit Hogg blieb und daß der letztere bei einem späteren gemeinsamen Aufenthalt in London wieder Shelley's Hausfreund wurde.

Die Reisenden wandten sich zunächst nach den Seen von Cumberland. Was Shelley nach diesem Orte zog, waren vor Allem die Hoffnung, hier billig leben zu können, worin er sich jedoch täuschte, ferner die berühmte Schönheit der Gegend, die dort ansässigen Löwen der Literatur und wahrscheinlich die Nähe des Herzogs von Norfolk, der in Greystock wohnte. Der Herzog zeigte große Theilnahme für Shelley, er veranlaßte seine Agenten für ihn Sorge zu tragen und bat die Gutsbesitzer der Gegend, sich des Enkels seines Freundes anzunehmen.[1] Besonders freundlich erwies sich Shelley ein Mr. Calvert von Greta Bank, ein specieller Freund des Herzogs und ein Mann von großer geistiger Bedeutung. Er verschaffte Shelley eine billige Wohnung und war ihm in jeder Hinsicht behülflich.[2] Shelley wohnte eine halbe Meile von Keswick

---

[1] De Quincey Works V, p. 17. Medwin I, p. 171.

[2] R. Garnett, Shelley's Letters, p. 11.

entfernt. Von den Seen war er besonders entzückt. Von den See-Dichtern lernte er nur Robert Southey, den nachmaligen Hofpoeten, kennen, und zwar im Hause von Mr. Calvert. Coleridge, der ihm unter Allen das meiste Verständniß und Wohlwollen entgegengebracht hätte, war abwesend, ein Umstand, den er nachträglich selbst lebhaft bedauerte. Der unzugängliche Wordsworth hätte von dem damals noch ganz unbekannten Shelley, auch wenn er ihm begegnet wäre, sicherlich keine Notiz genommen. De Quincey, der in Grasmere, vierzehn Meilen von Keswick entfernt, wohnte, sagte nachträglich von Shelley, obgleich er ihn nicht gesehen, nur von ihm gehört hatte, „daß er einer feinen und zarten Blume glich, deren Haupt durch die Ueberlast von Regentropfen gebeugt ist.“ [1] Doch gehört De Quincey's Aufsatz über Shelley zu dem Unbedeutendsten, was über diesen geschrieben worden ist. Von Robert Southey, der, wie bemerkt, der einzige unter den Lakisten war, mit dem Shelley persönlichen Umgang hatte, scheint er jedoch keine sonderlich liebenswürdige Behandlung erfahren zu haben. Hogg behauptet, daß Southey Shelley wie einen jungen Springinsfeld behandelt habe [2] und Coleridge hebt die „Unfreundlichkeit“ (harshness) hervor, mit welcher der nachmalige Hofpoet Shelley entgegengekommen sei. Gleichwohl verkehrten beide während des letzteren Aufenthalt zu Keswick viel mit einander. Shelley fühlte für Southey als Dichter und Menschen zuerst eine gewisse Verehrung, obwohl er bald merkte, daß sie wenig Gedanken mit einander gemein hatten. In einem Briefe an

---

[1] a. a. O. p. 17. [2] II, p. 44.

Miß Hitchener (eine Dame, von der wir später Näheres hören werden und mit der Shelley, ohne sie zu kennen, schon vor seiner Verheirathung in briefliche Verbindung getreten zu sein scheint) sagt er[1]: „Obwohl Southey kein Mann von großer Denkkraft ist, ist er doch ein großer Mann. Er hat all das Eigenthümliche eines Dichters; große Beredtsamkeit, doch beharrt er hartnäckig bei seinen Meinungen, die am allerwenigsten durch Gründe erschüttert werden können. Er ist ein Mann von Tugend. Er wird niemals seinen Gedanken zuwiderhandeln, seine Anschauungen befinden sich in Uebereinstimmung mit seinen Handlungen." Allein wie schnell änderte er seine Meinung! Bald darauf schrieb er: „Er ist nicht der große Mann, für den ich ihn zuerst gehalten habe."[2] Eben damals begann der Verfasser von „Wat Tylor", Georg III. zu schmeicheln und Shelley hatte von nun an nur mehr Verachtung für den Mann, den er geschätzt, als er ihn noch nicht näher gekannt. Für Southey's Dichtungen scheint er indessen immer eine gewisse Sympathie bewahrt zu haben.

Shelley hatte nie die Absicht gehabt, sich lange Zeit in der Nähe von Keswick aufzuhalten. Er hoffte, dort billig leben zu können, fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht. Er beauftragte Medwin deshalb bald nach seiner Ankunft, in Sussex ein Haus, „welches London näher wäre als Horsham"[3], für ihn zu suchen. Er befand

---

[1] R. Garnett, Shelley's Letters, p. 11. Der Brief datirt vom 26. Dezember 1811.

[2] Mac-Carthy p. 135. [3] Life I, p. 168.

sich damals, einem Briefe zufolge, den er am 30. November gleichfalls an Medwin schrieb, in der größten finanziellen Bedrängniß.[1] Wir ersehen aus diesem Briefe auch, daß Harriet's Vater die Familie keineswegs regelmäßig unterstützte und nur geringe Summen schickte. Shelley opferte seine letzte Guinee, um dem Herzog von Norfolk in Greystock einen Besuch abzustatten, da der Herzog Shelley's junge Frau kennen zu lernen wünschte. Sie wurden auf das Freundlichste aufgenommen und Alle, besonders die Damen, waren von dem Empfange entzückt. Vergebens bemühte sich der Herzog zu jener Zeit, eine Versöhnung zwischen Shelley und seinem Vater herbeizuführen. So arm und hülflos Shelley damals auch war, so verschmähte er es doch, seine Lage auf Kosten seiner Principien zu verbessern. Er hörte, daß sein Vater und Großvater beabsichtigten, ihm ein großes Einkommen auszusetzen, im Falle er das Versprechen leisten wollte, seine Güter dereinst an seinen ältesten Sohn, und in Ermangelung eines solchen, an seinen Bruder vererben zu wollen. Er aber war entrüstet über diese Zumuthung. Wir bekommen einen hohen Begriff von seiner Ueberzeugungstreue und seinem gesunden Gerechtigkeitsgefühl, wenn er in einem Briefe an Miß Hitchener ausruft[2]: „Glauben sie (d. h. sein Vater und Großvater) daß sie mich auf solche Weise bestechen und zu einer so gemeinen und nutzlosen Handlung verleiten

---

[1] I, p. 375. Er sagt hier: „Wir sind gegenwärtig so arm, daß wir jeden Tag Gefahr laufen, von dem Nothwendigen entblößt zu sein."

[2] Garnett, Shelley's Letters, p. 8 ff.

können, daß ich meinen Principien wegen jährlicher 2000 Pfund untreu werde? Daß das Wohlwollen, welches ich dadurch erhandeln, oder das Uebelwollen, das ich dadurch überwinden würde, mich für den Verlust an Selbstachtung, an bewußter Rechtlichkeit entschädigen könnte? Woher nehmen sie den Muth, mir einen so rohen und beleidigenden Antrag zu machen? Wer von ihnen mit solch' einem Ansinnen unter meine Augen tritt —, unter die Augen irgend eines ehrlichen Menschen — kann er etwas Anderes werden, als der Gegenstand seiner Verachtung? Ich soll 120,000 Pfund, mit denen ich Arbeit geben, die ich verschenken, zu wohlthätigen Zwecken anwenden kann, an Jemanden, den ich nicht kenne, vererben, der möglicherweise, anstatt ein Wohlthäter der Menschheit zu sein, ihr Fluch ist, oder das zu den schlechtesten Zwecken verwendet, was die wirklichen Erben der mir durch Zufall zugekommenen Güter in ein höchst nützliches Mittel, um Wohlthaten zu üben, verwandeln könnten! Nein! Das werden Sie nicht von mir argwöhnen!" Zugleich ist dieser Brief ein Beweis, in welchem Grade sich Shelley schon damals von der herkömmlichen Anschauungsweise befreit hatte, wie scharf er über Dinge des praktischen Lebens nachdachte. An Stelle des Egoismus und Vorurtheils, die sonst in der Regel die Triebfeder des menschlichen Handelns sind, traten bei ihm Wohlwollen und die Kritik der Vernunft. Zuweilen trat die letztere aber vor dem ersteren zurück. So äußerte Shelley nach dem Oxforder Vorfall den Wunsch, seinen jüngeren Schwestern sein Erbe gegen ein Einkommen von 100 Pfd. abzutreten, möglicherweise aus Dankbarkeit dafür, daß die gutherzigen

Mädchen ihn einige Zeit mit ihrem Taschengelde unterstützt hatten.[1]

Ein wichtiges Ereigniß, das in die Zeit seines Aufenthaltes in Keswick fällt, war der Beginn der Correspondenz zwischen ihm und dem ausgezeichneten Publicisten William Godwin, dem Verfasser des philosophischen Werkes „Political Justice“ und des socialistischen Romans „Caleb Williams“. Schon in Eton scheint Shelley das erstere Werk kennen gelernt, und kein zweites wie dieses in so hohem Grade die Entwickelung seiner Anschauungen und reformatorischen Bestrebungen beeinflußt zu haben. Er äußerte sich später, daß er weder richtig empfunden, noch richtig gedacht habe, bevor er dies Buch kennen gelernt, und die Begeisterung für dasselbe begleitete ihn durch's Leben. Er stand in Keswick allein, ohne Freund, der ihn verstand, ohne Führer auf dem ungeebneten Lebenswege. Mit dem ihm eigenen Vertrauen und Ungestüm wandte er sich also an William Godwin und bat ihn, sein Rathgeber und Führer zu sein. Sein erster Brief an Godwin datirt vom 3. Januar 1812.[2] Shelley charakterisirt sich hier selbst mit den Worten: „Ich bin jung, ich glühe für Menschenliebe und Wahrheit; glauben Sie nicht, daß dies Geständniß Eitelkeit sei; ich bin überzeugt, daß diese keine Stelle hat in meinem Selbstporträt.“ Und in demselben Briefe heißt es: „Wenn die Sehnsucht nach dem allgemeinen Wohl einen Anspruch auf Ihre Bevorzugung hat, so kann ich sagen, ich besitze diese Sehn-

[1] S. den Brief vom 18. April 1811 bei Hogg I, p. 343.

[2] Die Briefe, die Shelley von Keswick an Godwin richtete, finden sich bei Hogg II, p. 50 ff.

sucht.“ Derartige Versicherungen mußten auf Godwin, der Shelley nicht persönlich kannte, den Eindruck überschwänglicher Phrasen machen, und sie hatten schon einige Zeit correspondirt, als er Shelley einmal brieflich frug, was an seinen philanthropischen Schwärmereien Wahres sei.[1] Shelley ließ seinem ersten Briefe rasch einen zweiten (vom 10. Januar datirend) folgen, in welchem er Godwin ein Bild von seinem Lebensgange und seinen Schicksalen giebt, nicht ohne daß die Phantasie ihm einige schlimme Streiche spielte. So unfähig Shelley einer bewußten Entstellung der Wahrheit gewesen wäre[2], so machtlos war er den Hallucinationen seiner Einbildungskraft gegenüber, die sich mit solcher Ueberzeugungskraft einstellten, daß ihn kein Zweifel über ihre sachliche Wahrheit befiel, sei es, daß ein wirklicher Vorfall falsche Proportionen in seiner Vorstellung annahm, oder daß ein Gedanke ganz und gar freies Spiel seiner Phantasie war. So haben wir keinen Grund, seiner Behauptung zu glauben, daß er zweimal aus Eton ausgewiesen worden sei, weil er die Thesen von „Political Justice“ unter seinen Kameraden verbreiten wollte, und es war vielleicht nur ein Nachzittern dieses Hirngespinnstes, wenn er einige Jahre später dem Romandichter Thomas Peacock erzählte, daß er Eton deshalb verlassen mußte, weil er einem Knaben, der ihn verfolgte, um ihn zu schlagen, ein Federmesser durch die Hand gestoßen habe.[3] Ebenso wenig glaubwürdig scheint

[1] S. Hogg II, p. 143. [2] Vgl. Hogg II, p. 68.

[3] Fraser's Magazine 1858, p. 647. Peacock schenkte dieser Mittheilung Shelley's keinen Glauben. Indessen hat Thornton

eine andere Mittheilung, die er Godwin in jenem Briefe macht, wenn er sagt, daß sein Vater ihn durch Armuth habe zwingen wollen, in ein indisches Regiment einzutreten, um die „Nothwendigkeit des Atheismus" gerichtlich verfolgen und ihn enterben zu können.[1] Diese unwillkürliche Fiction ist aber charakteristisch für die Empfindungen, mit welchen Shelley zu jener Zeit an seinen Vater dachte. Seine Abneigungen verzerrten ihren Gegenstand ebenso ungemessen, wie seine Sympathien den ihren idealisirten. Beschäftigte er sich mit seinem Vater, so begann sein Gehirn wilde Blasen zu werfen, die abenteuerlichsten Vorstellungen von Tyrannei und Verfolgung zu bilden, welche ihn mit solcher Gewalt ergriffen, daß er an sie glauben mußte.

Aus diesem ungewöhnlichen Phantasieleben, aus dieser nervösen Denkweise müssen wir uns auch die Uebertreibungen erklären, welche er sich in jüngeren Jahren in seinen Briefen zuweilen zu Schulden kommen ließ. So ist es eine Uebertreibung, wenn er z. B. Godwin später aus Nord-Wales schreibt, daß sein Leben vor seiner Heirath mit Harriet eine Reihe von Krankheiten gewesen sei[2], vielmehr war sein Gesundheitszustand in jüngeren Jahren ein verhältnißmäßig guter. Komisch ist es, wenn sich seine unbezähmbare Phantasie mitunter herausnimmt, auch die Gesetze der Natur zu ändern[3], und vielleicht war es auch

---

Hunt von anderer Seite eine ähnlich lautende Geschichte gehört. S. Atlantic Monthly, Februar 1863, p. 92.

[1] S. Hogg II, p. 57. [2] Hogg II, p. 127.

[3] So sagt er in einem Briefe aus Lynmouth, daß Myrthen sich an dem Hause, das er bewohne, „emporwinden" (twine) (s. Hogg II, p. 137.)

nur ein Zeichen seiner nervösen geistigen Veranlagung, wenn sein Gedächtniß in jüngeren Jahren mitunter unzuverlässig war. So sagt er in seinem dritten Briefe an Godwin, daß er bis dann keinen Lehrer oder Berather gehabt, von dessen Mahnungen und Winken er sich nicht abgestoßen gefühlt habe, und er hatte doch Dr. Lind gehabt, dessen Lehre und Rath ihn mit Begeisterung erfüllten, und an den er sich stets mit Liebe und Dankbarkeit erinnerte, wenn er sich seiner erinnerte. Doch wie verhielt sich Godwin zu Shelley's rührenden Bitten? Er konnte ihnen nicht widerstehen und übernahm die Stelle eines Mentors. Schon einmal hatte die Gewohnheit, welche Shelley von seinem ehrwürdigen Freunde Dr. Lind angenommen, seinem Leben eine bedeutungsvolle Wendung gegeben, und so sollte es auch in diesem Falle sein. Godwin sollte bald genug Anlaß finden, von dem Rechte, welches Shelley selbst ihm eingeräumt hatte, nämlich sein Berather und Mahner zu sein, Gebrauch zu machen, ohne für's Erste Erfolg zu haben. Shelley arbeitete damals, wie er Godwin in seinem zweiten Briefe mittheilte, an einem Werke „Ueber die Ursachen, weshalb die französische Revolution verfehlte, der Menschheit Nutzen zu bringen"[1], gab dasselbe jedoch — nicht weil Godwin ihn vor allzu früher Autorschaft gewarnt hatte, — sondern weil ein praktischer Plan ihn mehr beschäftigte, wieder auf. Er hatte begonnen, die Vorgänge in Irland, dessen Lage wie gewöhnlich eine äußerst unglückliche war, mit

[1] Rossetti versichert, von competenter Seite gehört zu haben, daß dies Werk in Wirklichkeit eine Erzählung Namens „Hubert Cauvin" gewesen sei, die jedoch niemals beendigt wurde. Memoir p. LX.

theilnehmender Spannung zu verfolgen, als ihn der Gedanke mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff, daß dort der Boden sei, wo sich die ihm so theuren Wünsche verwirklichen ließen, wo er als Retter und Befreier erscheinen könnte. Am 16. Januar 1811 schrieb er an Godwin — und seine Mittheilung war allerdings geeignet, den letzteren zu beunruhigen und zu den nachdrücklichsten Mahnungen zu veranlassen[1] —: „Wir gehen in einigen Tagen nach Irland ... Wir begeben uns hauptsächlich deshalb dahin, um so viel, als wir können, die Emancipation der Katholiken zu fördern.“ Am 28. Januar theilte er Godwin mit, daß er eine Adresse an das irische Volk verfaßt habe, und am 3. Februar schiffte er sich, die Adresse in der Tasche, mit Frau und Schwägerin in Whitehaven ein, obwohl er nicht ohne Bedauern von Keswick und von Mr. Calvert schied.[2] Auch Godwin war nicht fähig, den Sturm zu fesseln, einen Bergstrom stillstehen zu machen, und seine Befürchtungen, daß das heftige Vorgehen seines Jüngers Unheil über Irland bringen könnte, wurden von diesem mit schlagenden Argumenten zurückgewiesen.

---

[1] II, p. 62.

[2] S. den Brief an Miß Hitchener von Whitehaven bei MacCarthy p. 135 ff.

VI.

Shelley als politischer Agitator in Irland.

Nichts kann des jungen Shelley festes Vertrauen in die sittliche Kraft des Menschen und in seinen eigenen reformatorischen Beruf besser veranschaulichen, als sein Kreuzzug nach Irland. Neunzehn Jahre alt, ohne Namen, ohne Stellung, ohne Beziehungen kommt er dahin, ein Apostel des Humanismus, und mit ihm zieht ein mädchenhaftes Weib, „die Theilhaberin an seinen Gefühlen und Gedanken".

Nach einer beschwerlichen Reise — sie hatten, nachdem die Insel Man passirt, stürmische Fahrt, so daß sie nach dem Norden Irlands verschlagen wurden und die Reise zu Land fortsetzen mußten — trafen sie am 12. Februar in Dublin ein.[1] Mit der Shelley eigenen Windesschnelligkeit wurde nun an's Werk geschritten. Bevor eine Woche verstrichen, war die Adresse an das irische Volk gedruckt und dann wurde mit aller Energie an die Vertheilung der Abdrücke gegangen. Das Pamphlet war für den Verkauf bestimmt, Shelley griff jedoch noch zu andern Mitteln, es unter die Leute zu

[1] S. Mac-Carthy p. 139.

bringen. Er schreibt am 27. Februar an Miß Hitchener, an welche er die interessantesten Briefe aus Irland richtete: „Ich habe schon 400 Abdrücke meines irischen Pamphlets in die Welt geschickt . . . die Erwartung ist auf das Höchste gespannt. Ich sende täglich einen Mann aus, Abdrücke zu vertheilen, mit Unterweisungen, wo und wie er sie abgeben soll. Seine Berichte stimmen mit der Menge von Leuten, die sie besitzen. Ich stehe auf dem Balkon unseres Fensters und warte, bis ich Einen sehe, der danach aussieht, und werfe ihm ein Buch zu."

Wenn er in demselben Briefe bemerkt, daß seine Flugschrift eine „wunderbare Sensation" hervorgebracht, so darf man sich dadurch nicht bestimmen lassen, an dem Ernst und der Ehrlichkeit seiner Absichten zu zweifeln[1]; er hätte aber nicht neunzehn Jahre zählen müssen, wenn er gegen die Notorietät ganz gleichgiltig gewesen wäre.[2] Harriet wirkte und arbeitete mit ihrem Gatten, hatte aber doch vornehmlich die heitere Seite der Propaganda im Auge. In der Nachschrift zu jenem Briefe an Miß Hitchener sagt sie: „Ich bin sicher, Sie würden lachen, wenn Sie uns die Flugblätter ausgeben sehen würden. Wir werfen sie aus dem Fenster und geben sie Leuten, denen wir auf der Straße begegnen.

[1] Er sagt in einem Briefe an Godwin vom 24. Febr. 1812 (Hogg II, p. 79): „I hope that the motives which endure me to publish thus early in life do not arise from my desire of distinguishing myself any more than is consistent with and subordinate to use fulness."

[2] Daniel Hill, der Diener, welcher die Abdrücke der Adresse vertheilte, erzählte seinen Landsleuten, sei es aus Unwissenheit oder mit Absicht, daß sein Herr erst fünfzehn Jahre zähle.

Ich selbst möchte mich zu Tode lachen, wenn es geschehen ist, und Percy sieht so ernsthaft darein. Gestern steckte er eins in die Mantelkapuze einer Frau." Mit welcher Schnelligkeit er die Dinge zu erfassen und zu durchdringen vermeinte, geht aus dem köstlichen Postscript zu der Adresse hervor, in dem er sagt, daß er „eine Woche" in Irland sei, während welcher Zeit er bemüht war, sich genauer über die Situation zu orientiren und die Entschlüsse mittheilt, die das Resultat seiner „Beobachtungen" seien. In der Ankündigung der Adresse[1] heißt es, daß es die Absicht des Verfassers sei, „in dem Geiste der irländischen Armen das Bewußtsein ihrer wirklichen Lage zu erwecken, indem die Uebelstände dieser Lage summarisch dargelegt und vernünftige Heilmittel angerathen werden. Die katholische Emancipation, und die Aufhebung der Unions-Akte (die letztere das wirksamste Mittel, welches England jemals gegen das gesunkene Irland in Anwendung gebracht hat), sowie die Beschwerden, welche Einigkeit und Entschlossenheit entfernen können, werden in der folgenden Adresse behandelt, und Genossenschaften, die mit ruhiger Festigkeit gebildet werden, ernstlich als Mittel empfohlen, um jene Einigkeit und Festigkeit hervorzubringen, welche endlich erfolgreich sein müssen." Es herrscht kein aufreizender Demagogenton in dieser Flugschrift. Es lebte in Shelley allerdings etwas von dem Geiste der französischen Revolution, ja seine Absicht war keine andere, als diese weiterzuführen, aber in verklärter Form weiterzuführen. Er war ein Feind des plötzlichen äußern Umsturzes, er hatte eine fast quäker-

[1] Forman V, p. 312 ff.

hafte Scheu vor Gewaltmaßregeln und er warnt in seinem Pamphlet ausdrücklich vor den Ausschreitungen der französischen Revolution.[1] Was er wollte, das war, hier im konkreten Falle, die Irländer innerlich zu revolutioniren, sie innerlich durch sittliche Erstarkung und geistige Vervollkommnung zu befreien, um sie dadurch für die äußere, die politische Freiheit vorzubereiten. Er empfiehlt den Irländern Tugend, Weisheit, Toleranz und Einigkeit als diejenigen Zauberkräfte, deren Besitz die Erreichung der vollen und dauernden politischen Freiheit zur nothwendigen Folge haben müsse. Die letztere aber ist ihm das Ziel aller Entwickelung, ohne sie kann er sich das Bestehen menschlicher Würde nicht denken.

Der Stil der Flugschrift wurde, wie Shelley an Godwin schrieb, „mit Absicht vulgarisirt, damit er auch dem Volke verständlich sei".[2] Hier eine kurze Probe. „Frage nicht, ob einer ein Ketzer ist, ob einer ein Quäker, ein Jude oder ein Heide ist, sondern ob er ein tugendhafter Mensch ist, ob er Freiheit und Wahrheit liebt, ob er das Glück und den Frieden der menschlichen Gesellschaft wünscht. Wenn ein Mensch auch ein noch so guter Gläubiger ist und diese Dinge nicht liebt, ist er ein herzloser Heuchler, ein Schurke und ein Bube." „Seid ruhig, mild, frei, geduldig, vergeßt nicht, daß ihr die Reform nicht besser fördern könnt, als wenn ihr eure Muße mit Nachdenken und der Ausbildung eures Geistes hinbringt, denkt, sprecht, erörtert, der einzige Gegenstand euerer Gedanken sei Glück und Freiheit. Seid frei und

[1] Forman V, p. 330. [2] Hogg II, p. 47.

glücklich, zuerst aber seid weise und gut!" Shelley hat die unblutige Revolution, den passiven Widerstand später in dem Epos „Laon und Cythna" verherrlicht, in der „Maske der Anarchie" den englischen Patrioten empfohlen. Er selbst war der Laon Irlands, die Irländer aber waren aus gröberem Stoff gebildet, als die Bewohner der goldenen Stadt, welche die Predigt des poetischen Laon bekehrt und die durch Liebe zu einem freien Volke werden. Wie trefflich die Mahnungen auch an sich waren, die Shelley an das irländische Volk richtete, so irrte er doch, wenn er hoffte, durch dieselben auf dies Volk einwirken zu können, dessen geistiges Niveau nach seinem eigenen Ausdruck „kaum höher als das einer Auster" war. Shelley war zu ideal gesinnt, um die menschliche Natur zu erkennen; sein Vertrauen in die angeborene ethische Kraft des Menschen war so groß, daß er kein Volk für so niedrig erachtete, um dem wahrheitverkündenden Worte unzugänglich zu sein. Sein Glaube an die Ueberzeugungskraft des Wortes war aber nur eine Folge dieser idealen Anschauungen.

Bei allem Hyperidealismus, bei all seiner Unfähigkeit, sich in das Bewußtsein niedrigerer Naturen zu versetzen, verleugnete er jedoch niemals seinen ausgezeichneten Scharfsinn. Während die Abdrücke der Adresse noch in den Straßen Dublins verbreitet wurden, druckte er ein zweites Pamphlet, dessen vollständiger Titel lautet: „Vorschläge für eine Verbindung solcher Menschenfreunde, die überzeugt von der Unzulänglichkeit des moralischen und politischen Zustandes Irlands Vortheile zu schaffen, die nichts desto weniger erreichbar, Willens sind, sich

zu vereinigen, um dessen Wiedergeburt zu bewirken.“ [1] In dieser Flugschrift forderte er die irischen Patrioten auf, eine große Genossenschaft zu bilden, um die Mittel zu besprechen, durch welche die Rechte des Landes auf friedlichem Wege geschützt werden könnten. „Wenn eine Anzahl von Personen,“ sagt er hier, „sich zu einer Genossenschaft zusammenthut, um mit dem Geiste, nicht mit dem Körper Widerstand zu leisten, dann wird das Volk den richtigen Weg zur That gehen.“ Und wirklich ist die Emancipation der irischen Katholiken auf dem Wege der Association vorwärts geschritten. Godwin, der Shelley's friedliche Agitationen von allem Anfange in hohem Grade gemißbilligt, befürchtete die schlimmsten Folgen von den „Vorschlägen“, hatte er in „Political Justice“ die Associationen doch „als einen schlecht gewählten und schlecht-gearteten Modus, das politische Glück des Menschen zu begründen“, bezeichnet. Seine Befürchtungen waren so groß, daß er sich in einem Briefe an Shelley zu den Worten hinreißen ließ: „Shelley, Sie bereiten ein Blutbad! Wenn sich Ihre Genossenschaft sehr entwickelt, werden fürchterliche Folgen eintreten und Hunderte werden Ihren Irrthum durch Elend und Untergang büßen.“ [2] Vergebens versuchte ihn Shelley zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß er ja an keine Gesellschaft denke, die mit „plötzlicher Gewalt“ zu Werke ginge und die Folge sollte lehren, daß der Jünger schärfer sah als der Meister.

Am 28. Februar fand ein katholisches Meeting im

---

[1] Forman V, p. 364 ff. [2] Hogg II, p. 49.

Fishamble Street Theater statt, bei dem Shelley nicht nur erschien, sondern in der Gegenwart O'Conell's und anderer Berühmtheiten eine Stunde lang sprach. Er wurde von der Versammlung freundlich aufgenommen; zwar wurde zu Beginn seiner Rede, als er von der Gleichberechtigung der Protestanten und der Katholiken sprach, ein wenig gezischt, bald aber zündeten seine Worte, so daß er von minutenlangem Applaus unterbrochen wurde.[1] Ohne Zweifel gehörte ein Theil dieses Erfolges seiner Jugend, seiner Schönheit, der Unparteilichkeit, mit der er die Stellung seines Vaterlandes zu Irland kritisirte — und diese Kritik bildete den Hauptinhalt seiner Rede —, um aber das Publikum hinzureißen, dazu gehörte machtvolle Beredtsamkeit. Shelley war also nicht nur ein Meister der Konversation, er war auch zum öffentlichen Redner geschaffen und es ist wohl denkbar, daß er, im Falle er sich für die parlamentarische Laufbahn entschieden hätte, einer der ersten englischen Redner geworden wäre.

Shelley hatte in Dublin nur mit wenigen Personen Verkehr. Er hatte durch Godwin eine Empfehlung an Curran bekommen, dessen Späße und Anekdoten ihm jedoch wenig zusagten[2], dagegen befreundete er sich mit dem Historiker John Lawleß, mit dem er eine Geschichte Irlands zu schreiben. begann.[3] Doch war seines Bleibens nicht lange.

---

[1] S. die Berichte von Dubliner Zeitungen, Forman, Prose W. III, p. 365 ff. Mac-Carthy p. 240 ff.

[2] S. Brief an Godwin vom 25. April bei Hogg II, p. 122 ff.

[3] Medwin I, p. 175. Bis 20. März waren 250 Seiten des Werkes gedruckt. Diese Geschichte Irlands war ohne Zweifel der Beginn des Compendium of the History of Irland, from the

Er wurde in Dublin zwar als ein Wunder angestaunt, während sein feuriger Zuruf keinen Widerhall weckte und sich kein Zeichen von jener sittlichen Erstarkung zeigte, von der er so siegesgewiß geträumt. Obwohl wir nicht annehmen dürfen, daß er in optimistischer Verblendung wähnte, seine Schriften würden sofort einen Umschwung im ganzen Volke bewirken[1], gab er sich doch der Hoffnung hin, die Besseren zu beeinflussen und diese zur Bildung der von ihm proponirten Genossenschaft schreiten zu sehen. Allein auch dies war nicht der Fall. Diese Enttäuschung, sowie Godwin's unausgesetztes Drängen, die Sache aufzugeben, bestimmten ihn, Irland nach zweimonatlichem Aufenthalte wieder zu verlassen. Er sagt in einem Briefe, den er kurz vor seiner Abreise von dort schrieb, daß er „alles gethan habe, was er thun konnte". Wäre Shelley ein durchaus consequenter Idealist gewesen, so könnte man sich in der That nur schwer vorstellen, welchen Umstand er als die Ursache des Scheiterns seiner Propaganda betrachtet habe. Allein auch er hatte Augenblicke, wo er muthlos wurde, wo sein Vertrauen in den guten Kern der menschlichen Natur ihn verließ. So bemerkt er in einem Brief an Hogg vom 9. August 1811, daß die Masse „hoffnungslos corrupt sei", daß das Böse nicht ausgemerzt werden könne (the evil is not to be obviated), daß alle Versuche wohlmeinender Reformer fehlgeschlagen haben u. s. w. Solche Aeußerungen drücken

Earliest Period to the Reign of George I, welches John Lawleß im Jahre 1814 herausgab. S. Mac-Carthy, p. 297 ff.

[1] Symonds neigt sich dieser Ansicht zu (Shelley p. 62), wir glauben jedoch, daß Shelley nicht in dem Grade Utopist war.

indeß bei Shelley nicht mehr als eine vorübergehende Stimmung aus. Ebenso mochte er nach dem Mißlingen seiner friedlichen Agitationen in Dublin die große Masse einen Augenblick „hoffnungslos corrupt" genannt haben. Im Grunde seines Herzens wohnte aber ein jubelnder Optimismus und dieser war das Ständige in seiner Weltbetrachtung. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß Shelley hauptsächlich in jüngeren Jahren seine optimistische Anschauungsweise öfters verließ, während er in reiferem Alter consequenter an ihr festhielt, wenn auch nicht immer und nicht in jeder Beziehung.

Ohne daß er gegen seine Ideen oder gegen seine Kraft mißtrauisch geworden, war er doch sehr entmuthigt und die Stimmung, in der er Irland am 7. April verließ, war sehr verschieden von der, in welcher er das Land betreten.[1] Vor seinem Abschiede von Dublin ließ er noch eine dritte Flugschrift, „Die Erklärung der Rechte", drucken.[2] Rossetti hat auf Aehnlichkeiten zwischen dieser Flugschrift und zwei Dokumenten der französischen Revolution aufmerksam gemacht, „von denen das eine von der constituirenden Versammlung im August 1789 angenommen, das andere von Robespierre im April 1793 vorgeschlagen wurde".[3] Wir theilen einige Aphorismen aus diesem dritten Pamphlete mit.

1. „Die Regierung hat keine Rechte; sie ist eine

---

[1] Es ist ein Irrthum, wenn Medwin (I, p. 176) und Andere behaupten, daß Shelley durch einen Wink der Polizeibehörde bestimmt wurde, Irland zu verlassen.

[2] Forman V, p. 392 ff.

[3] S. Fortneightly Review, Januar 1871.

Delegation von verschiedenen Individuen zu dem Zwecke ihre eigenen zu schützen. Sie ist deshalb nur insofern gerecht, als sie durch deren Zustimmung besteht, nur insofern nützlich, als sie zu deren Wohlfahrt beiträgt."

6. „Alle haben das gleiche Recht zur Betheiligung an den Wohlthaten und Lasten der Regierung. Die Unfähigkeit, vernünftige Gedanken zu bilden, bewirkt unverschämte Tyrannei von Seiten der Regierung, unwissende Sklaverei von Seiten der Unterthanen."

9. „Kein Mensch hat das Recht, den öffentlichen Frieden zu stören, indem er sich weigert, dem Gesetze zu gehorchen, wäre es auch ein schlechtes. Er muß sich fügen, während er zugleich all die Kraft seiner Vernunft aufbietet, um die Abschaffung desselben herbeizuführen."

10. „Ein Mensch muß ein Recht haben, in einer gewissen Weise zu handeln, bevor etwas seine Pflicht sein kann. Er könne, bevor er muß."

VII.

Flüge und Züge.

Die Scenen wechseln nun mit reißender Schnelligkeit. Die Shelley's und Eliza passirten bei ihrer Rückkehr nach England die Insel Man, durchzogen Nord- und Süd-Wales, vergebens nach einem geeigneten Aufenthalt suchend, und ließen sich gegen den 21. April in dem pittoresk gelegenen Nantgwilt bei Rhayadr in Radnorshire nieder. Bei seinem Oheim Mr. Grove in dem nahegelegenen Cwm Elan fanden wir Shelley schon vor seiner Heirath. Die Schönheit der Gegend von Nantgwilt, die Einsamkeit und Billigkeit des Aufenthaltes sagten ihm so zu, daß er sich dort ansiedeln und das Haus, in dem er sich eingemiethet hatte, auf Credit pachten wollte.[1] Auch lud er Godwin und Miß Hitchener dahin ein. Indessen sollte keiner seiner Wünsche in Erfüllung gehen, und überdies sah er sich gezwungen, weil er sich wie gewöhnlich in peinlichen finanziellen Verlegenheiten befand und die Miethe nicht bezahlen konnte, Nantgwilt bald zu verlassen. Er wandte

---

[1] Medwin I, p. 278. Brief an Godwin vom 25. April 1812 (Hogg II, p. 122).

sich von hier nach Lynmouth (an der Küste von Somersetshire), wo er zu Beginn des Juli mit seinen Damen anlangte.

Hier wurde die politische Propaganda durch die Verbreitung seines dritten Pamphletes, der „Erklärung der Rechte", fortgesetzt. Er stopfte in seiner phantastischen, kindlichen Weise Abdrücke dieser Schrift in Flaschen und übergab diese dem Meere, hoffend, daß die Wogen sie nach Irland tragen würden, und veranlaßte seinen Diener, Daniel Hill, der ihm aus Irland gefolgt war, andere unter den Pächtern der Gegend zu vertheilen.[1] Der Diener wurde am 19. August in Barnstaple verhaftet und wegen Verbreitung aufrührerischer Flugschriften zu sechsmonatlicher Kerkerstrafe verurtheilt. Wir hören nicht, daß Shelley für ihn Schritte gethan habe, doch sind wir vollkommen berechtigt, dies als gewiß anzunehmen. Dagegen haben wir an dieser Stelle eine jener muthigen Thaten zu verzeichnen, welche Shelley's herrliches Gerechtigkeits- und Toleranzgefühl in das hellste Licht stellen. Ein Buchdrucker, Namens D. J. Eaton, hatte den dritten Theil von Paine's „Age of Reason" veröffentlicht und wurde deshalb von Lord Ellenborough zur Kerkerstrafe verurtheilt. Entrüstet über diesen Akt der Intoleranz richtete Shelley ein Sendschreiben an den Lord und ließ es in Barnstaple drucken.[2] Dieser Brief ist ein Meisterstück argumentativer Polemik gegen die Unterdrückung der Gedankenfreiheit und zugleich ein stilistisches Meisterstück, so daß Godwin, der bis dann keine Gelegenheit gehabt, mit seinem Jünger übereinzustimmen, ihm nun volle Anerkennung zollen konnte. Die Kühnheit der Rede

[1] Mac-Carthy p. 344.

[2] Forman VI, p. 407. S. Mac-Carthy p. 345 ff.

in diesem Schreiben zeigt folgender Passus[1]: „Weshalb ist Mr. Eaton bestraft worden? Weil er sich zum Deismus bekannt. Und was sind Sie, mein Lord? Ein Christ. Ha, die Maske ist gefallen. Sie verfolgen ihn, weil sein Glaube von dem Ihrigen abweicht. Sie ahmen die Verfolger des Christenthums in ihren Handlungen nach und liefern einen neuen Beweis dafür, daß Ihre Religion ebenso blutig, barbarisch und unduldsam ist wie die jener. Wenn ein bigotter und mächtiger Deist (setzen wir einen solchen Charakter beispielsweise voraus) in schwarzen und barbarischen Zeiten ein Gesetz aufgestellt, demzufolge der christliche Glaube ein Verbrechen wäre, wenn Sie, mein Lord, ein christlicher Buchhändler wären, und Mr. Eaton ein Richter, so würden die Argumente, welche Sie für genügend erachten, Ihren Schiedsspruch zu rechtfertigen, gleicherweise in dem angenommenen Falle genügen, Mr. Eaton zu rechtfertigen, wenn er Sie nach Newgate geschickt und mit dem Pranger bestraft hätte. Woher ist irgend ein Recht für die Verfolgung herzuleiten, ausgenommen das, welches die Gewalt sich anmaßt? Glauben Sie, Mr. Eaton zu Ihrer Religion zu bekehren, indem Sie seine Existenz zerstören? Sie mögen ihn durch die Folter zwingen, sich zu Ihren Anschauungen zu bekennen, aber er kann nicht an dieselben glauben, außer Sie machen sie glaubwürdig, was vielleicht Ihre Kräfte übersteigt. Wähnen Sie dem Gott, den Sie verehren, durch einen solchen Eifer zu gefallen? Ist es so, dann ist der Dämon, dem einige Völker Menschenhekatomben opfern, weniger

---

[1] Forman VI, p. 410.

barbarisch, als die Gottheit einer civilisirten Gesellschaft." Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß der größte Theil der Auflage von der Polizei vernichtet wurde; nur fünfzig Exemplare, die rechtzeitig nach London abgegangen waren[1], konnten gerettet werden. Viele Stellen des Briefes sind wörtlich oder mit geringen Veränderungen in die Anmerkungen zu „Königin Mab" übergegangen. In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß sich Shelley im Jahre 1819 für einen andern Herausgeber von Paine's „Age of Reason", für Richard Carlyle, den Redakteur der politischen Wochenschrift „The Republican", der zu den unerschrockensten Vorkämpfern für Preßfreiheit zählte und wegen Veröffentlichung jenes Buches gleichfalls zur Kerkerstrafe verurtheilt wurde, zum Vertheidiger aufwarf. Er richtete ein Schreiben an den „Examiner"[2], das sich mit jenem an Lord Ellenborough vergleicht. Leigh Hunt hielt den Brief jedoch zurück und Shelley's Stimme drang nicht in die Oeffentlichkeit.

Bedeutsam ist ein Brief Shelley's vom Sommer 1812[3], in dem er über die antike Literatur und besonders über die antike Poesie den Stab bricht; er meint, daß diese nur falsche Helden bilde und fragt, was wir von ihr lernen und ob einen Johnson sein Griechisch und Latein gebessert habe. Nur Lucretius nimmt er von seinem Anathem aus. Wenn wir uns erinnern, daß er sich schon in Oxford leidenschaftlich in Plato vertiefte, wenn wir erwägen, daß Homer, nach dem Zeugnisse von Hogg, schon in jüngeren

[1] S. den Brief an den Buchhändler Th. Hoockham vom 18. August 1812 in Memor. 38.

[2] Forman VII, p. 291. [3] Hogg II, p. 146.

Jahren sein Lieblingsdichter war und daß in späteren Jahren die größten griechischen Dichter, sowie auch Plato seine ständigen Begleiter wurden, so sagt uns jener Brief zweierlei: erstens, daß Shelley die Dinge damals noch wesentlich von dem moralischen Standpunkte aus beurtheilte, und zweitens, daß seinen Urtheilen noch die Sicherheit fehlte.

Am 31. August verließ Shelley Lynmouth mit den Seinen. Er hatte während seines dortigen Aufenthaltes Godwin wieder gebeten, mit seiner Familie zu ihm auf Besuch zu kommen, nachdem er ihn schon früher, wie wir sahen, nach Wales geladen, hatte die Bitte jedoch nachträglich widerrufen, da ihm das einfache Häuschen, das er in Lynmouth bewohnte, zur Aufnahme solcher Gäste nicht geeignet schien. Godwin, der mitunter gern mit philosophischer Anspruchslosigkeit cokettirte, die sein Jünger besaß, entschloß sich dennoch, „den jungen Mann, der in so hohem Grade seine Neugierde erregt hatte“[1], aufzusuchen. Er traf am 18. September nach einer beschwerlichen Reise in Lynmouth ein, um zu erfahren, daß die Shelley's fort seien, ohne daß Jemand die Richtung anzugeben wußte, nach der sie ihren Flug genommen.

Sie hatten sich nach dem romantischen Küstenort Tanyrallt nahe bei Tremadoc in Carnarvonshire begeben und sich daselbst im Hause eines Mr. Madocks eingemiethet. Mr. Madocks hatte sich um die arme Bevölkerung der Gegend dadurch verdient gemacht, daß er ein großes Stück Küstenland durch Dämme gegen die Ver-

---

[1] Memorials p. 41.

heerungen des Meeres zu schützen gesucht hatte. Aber eben in jener Zeit riß die Hochfluth die Dämme ein. Shelley, der sich an jedem Orte der Armen annahm, und sie in ihren Hütten besuchte, zeigte nun all' seine Großmuth und Opferfähigkeit.[1] Er veranstaltete eine Sammlung, an deren Spitze er sich selbst mit einer Summe von 500 Pfund stellte (woher er sie nahm, ist nicht zu erklären), veranlaßte die Gutsbesitzer der Gegend daran theilzunehmen und reiste mit Harriet nach London, um den Herzog von Norfolk für seine Zwecke zu gewinnen. Hier fand seine erste Begegnung mit Godwin statt, welcher ihn, sowie auch Harriet, mit seiner Familie bekannt machte.[2] Auffallend ist der Umstand, daß Shelley Mary Godwin, seine spätere Lebensgefährtin, erst im Frühling 1814 kennen lernte, obgleich er in der Zwischenzeit häufig im Hause ihres Vaters verkehrte, und merkwürdigerweise gehen sämmtliche Biographen über diesen räthselhaften Punkt mit Stillschweigen hinweg. In Godwin's Haus befand sich auch eine Tochter seiner ersten Frau — der berühmten Mary Wollstonecraft — aus deren ersten Ehe, Fanny Imlay (von Shelley selbst, sowie auch in den „Memorials" fälschlich Fanny Godwin genannt), mit der ihn bald ein kameradschaftliches Verhältniß verband. Sein Aufenthalt in London war von nur kurzer Dauer und aus einem Briefe, den er nach seiner Rückkehr nach Tanyrallt an die eben Genannte richtete[3], sehen wir, daß seine Abreise plötzlich und ohne daß er sich von den Godwin's verabschiedet, geschah.

---

[1] Medwin, Life I, p. 183. Memorials p. 43.
[2] Memorials p. 43. [3] Memorials p. 43 ff.

Während seines Aufenthaltes in Tanyrallt, wenn nicht schon in Lynmouth, wurde Miß Hitchener, die wir schon wiederholt erwähnen mußten, und mit der Shelley bis dann nur in correspondenzlicher Verbindung gestanden hatte, kurze Zeit der Gast seines Hauses. Miß Hitchener war Vorsteherin einer Schule in Hurstpierpoint (Sussex) und zeichnete sich durch etwas freisinnigere Anschauungen aus, als sie sonst bei ihren Colleginnen zu treffen sein mochten, ein Umstand, von dem Shelley — es ist nicht genau zu bestimmen, wann und wo — hörte und der ihm genügte, einen Briefwechsel mit ihr zu beginnen und sich in maßloser Weise für sie zu exaltiren. Ihre wahrscheinlich ganz mittelmäßigen Anlagen steigerten sich in seiner Einbildungskraft zu „außerordentlichen Talenten" und „hervorragenden Eigenschaften" und er hoffte im Bunde mit ihr im Dienste der Philanthropie Großes wirken zu können. Die Briefe, die er in der Zeit seiner höchsten Ekstase an sie richtete, sind in psychologischer Hinsicht sehr interessant, indem sie den überschwänglichen Idealismus seiner Jugend deutlich veranschaulichen. Wir geben zwei Stellen daraus wieder.[1] Vorausgeschickt muß werden, daß Shelley Miß Hitchener wiederholt eingeladen hatte, Mitglied seines Hauses zu werden und indem er in einem Briefe von ihrem Vater spricht und von dem Einspruche, den dieser möglicherweise gegen ihren Aufenthalt in seinem (Shelley's) Hause erheben würde, sagt er: „Gehört er zu jenen, die einen Unterschied machen zwischen dem

---

[1] Die Stellen sind dem schon genannten Vortrage von Rossetti im University Magazine entnommen.

Glauben an gewisse Principien und dem Handeln nach diesem Glauben? Ist das der Fall, dann ist er ein Mann, der meiner hochherzigen Freundin nicht würdig ist. Er würde dann nicht das beispiellose Opfer ihrer Hingebung verdienen, ein Opfer, das Millionen mit tugendhaften Empfindungen durchdringen und eine Seele in dem Körper eines Volkes hauchen würde." In einem anderen Briefe heißt es: „Ich wünsche Ihre Gesellschaft und werde nicht zufrieden sein, bis ich überzeugt bin, daß sie unwiderruflich ist, daß kein Bedenken uns ihrer berauben wird. Erfüllt von der mächtigen und unwiderstehlichen Ueberzeugung, daß das allgemeine Wohl am Besten durch unsere vereinten Anstrengungen gefördert werden könnte, wäre es nicht ohne Kummer, daß ich diesen außerordentlichen Vortheil vagen Empfindungen geopfert sehen sollte, die selbst dem Geiste, in welchem sie allein wohnen, unbeschreiblich und unerklärlich sind. Lassen Sie uns unser Gemeinsames unzertrennlich verbinden und mit dem zusammengeballten Ungestüm unserer Fähigkeiten und Entschlüsse gegen die Tyrannen losbrechen." Auch Harriet correspondirte in freundschaftlicher Weise mit Miß Hitchener und nannte sie „Portia". Dieser Name mußte nur zu bald einem andern Platz machen, als man sie endlich persönlich kennen lernte. Denn als Miß Hitchener den dringenden Bitten ihrer Freunde, ihre Hausgenossin zu werden, endlich Gehör schenkte, wie wünschten alle nun, sie wäre unerbittlich geblieben. Zuerst scheint sich der Miß Westbrook ein Widerwille gegen die neue Hausgenossin bemächtigt zu haben, der Harriet und schließlich auch Shelley ansteckte und sich bei diesem zu einem Hasse steigerte, der sich

nicht weniger maßlos äußerte, wie sein früherer Enthusiasmus.[1] Von „außergewöhnlichen Talenten" und „hervorragenden Eigenschaften" war von nun an gewiß nicht mehr die Rede.[2] Wie aus Hogg's Mittheilungen hervorgeht, begleitete Miß Hitchener ihre Gastfreunde nach London und verließ sie dort auf Nimmerwiedersehen. Da sie der Shelley's wegen ihre Stellung in Hurstpierpoint aufgegeben hatte, befand man sich überdies in der Zwangslage ihr eine Pension auszusetzen. Sie lebte unter dem Namen „Brown Demon" in dem Shelley'schen Kreise fort.

Wahrscheinlich auf den Rath Godwin's[3] machte Shelley in Tanyrallt einen Versuch, sich auf das Studium der Geschichte zu werfen, das ihm, wie er einem ihm befreundeten Londoner Buchhändler, Namens Hoockham, schreibt[4], „verhaßt und widerwärtig" war, doch sah er ein, daß es für denjenigen, „welcher als Verbesserer veralteter Mißbräuche gehört sein will", wichtiger sei, als alle andere Studien. Auch beabsichtigte er damals, die philosophischen Studien, die er seit seinem Abgang von Oxford vernachlässigt, wieder aufzunehmen, denn in dem

---

[1] Hogg II, p. 194.

[2] Medwin (I, p. 181) will wissen, daß sich Miß Hitchener auch als Dichterin versucht und ein Gedicht geschrieben habe, in dem sie für die Rechte der Frauen in die Schranken tritt und das mit dem Vers anhob:

„All all are men — women and all."

Medwin bemerkt auch, daß Shelley, wenn er diesen Vers citirte, stets Thränen gelacht habe.

[3] S. dessen Brief an Shelley vom 10. Dezember 1812. Memorials p. 45.

[4] Memorials p. 44.

Briefe an Mr. Hoockham, aus dem wir soeben citirten, bittet er um Plato, Spinoza und Kant, letzteren in einer lateinischen Uebersetzung. Die Bibel war ein anderer Gegenstand seiner damaligen Studien, er machte Auszüge aus ihr, die er herauszugeben dachte, doch kam es nie dazu.[1] Zu jener Zeit beendigte er auch eine Dichtung, an der er, nach seinen eigenen Worten, seit seiner Rückkunft nach England gearbeitet und die als allseitiger Reflex seiner damaligen geistigen Entwickelung von großer Bedeutung ist: „Königin Mab" nämlich, über die das nächste Kapitel handeln soll.[2] Außerdem beschäftigte er sich auch noch mit anderen Gedichten, die doppelt so lang als jene werden sollten[3], von denen uns jedoch nichts erhalten ist.

Zu Beginn des Jahres 1813 machte ein Gewaltakt Aufsehen, der ganz geeignet war, Shelley aus Rand und Band zu bringen. Die Brüder John und Leigh Hunt, die Herausgeber des „Examiner", hatten ein Libell veröffentlicht, in welchem der Prinz-Regent hart angegriffen wurde. Unerhört aber war es, daß sie deshalb zu zweijähriger Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 1000 Pfund verurtheilt wurden. Shelley war nach seinem eigenen Ausdruck „boiling with indignation", als er von dieser Ungerechtigkeit hörte und veranlaßte seinen Freund Hoockham sofort eine Subscription einzuleiten und seinen

---

[1] Memorials p. 48.

[2] S. den Brief an Hookham vom 18. August 1812 (Memorials p. 39), in dem er das Gedicht das erste Mal erwähnt. Im Februar 1813 war es bis auf die Noten fertig. Memor. p. 52.

[3] Hogg II, p. 182.

Namen mit 20 Pfund auf die Liste zu setzen.[1] Die Hunts lehnten jedoch diese wie jede Collecte ab und zahlten aus ihren eigenen Taschen. Später schrieb Shelley an Leigh Hunt in's Gefängniß und machte ihm nach den eigenen Worten des letzteren „ein fürstliches Anerbieten", das jedoch gleichfalls abgelehnt wurde.[2] Erst im Jahre 1816 sollten Shelley und Leigh Hunt einander näher treten.

Plötzliche Wendungen waren ein Gesetz in Shelley's Leben. Aus Tanyrallt, wo er sich wohl gefühlt zu haben scheint, wurde er durch einen höchst abenteuerlichen und mysteriösen Vorfall getrieben. Er wurde in der Nacht des 26. Februar zweimal in seinem Hause überfallen. Er hatte, wie in Erwartung einer Gefahr, Abends seine Pistolen geladen, und kaum war er zu Bette gegangen, hörte er im Nebenzimmer Lärm. Er ging hinaus und bemerkte einen Mann, der sogleich auf ihn schoß; Shelley erwiederte den Schuß, ein Kampf entstand, Shelley schoß nochmals und verwundete den Mann, der sich mit einem fürchterlichen Racheschwur gegen Harriet und Eliza zurückzog. Shelley wachte nun mit seinem Diener in einem der Wohnzimmer. Als drei Stunden verstrichen sein mochten, schickte er den Diener fort, um nach der Uhr zu sehen, und in diesem Augenblicke tauchte das mysteriöse Individuum wieder auf und schoß durch das Fenster, so daß die Kugel durch Shelley's Flanelljacke ging. Ein neuer Kampf entstand, zur

---

[1] Memor. p. 51 fl.

[2] Leigh Hunt, Autobiography (London 1878), p. 221. Shelley hatte Leigh Hunt, für dessen Freisinnigkeit er seit der Universitätszeit große Sympathie fühlte, kurz vor seiner Heirath persönlich kennen gelernt.

rechten Zeit kam aber der Diener zurück und der Räuber entfloh. So lautet der Bericht Harriet's in einem Briefe an Mr. Hoodham.[1] Shelley machte sofort Anzeige, ohne daß es gelang, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Einige Biographen neigen sich der Ansicht zu, der ganze Vorfall sei eine Hallucination Shelley's gewesen. Diese Deutung ist jedoch aus verschiedenen Gründen unstatthaft. Zwar sah Niemand anderes den Eindringling, als Shelley, dagegen wurden die Schüsse auch von Harriet und dem Diener gehört und beide stürzten nach dem zweiten Ueberfall in das Zimmer, in dem sich Shelley befand. Harriet aber hatte nicht nur den Schuß gehört, sie sagt in ihrem Briefe ausdrücklich: „I perceived that Bysshe's flannel gown had been shot through.“ Jener Deutung widerspricht ferner auch der Umstand, daß das Ereigniß zu detaillirt mitgetheilt wird und wie weit die Umgebung Shelley's davon entfernt war, den Vorfall in solcher Weise auszulegen, beweist der Umstand, daß Eliza noch in späteren Jahren mit Schrecken von demselben sprach. Harriet vermuthet in dem betreffenden Briefe, daß der nächtliche Ueberfall mit einem gewissen Leeson in Verbindung zu bringen sei, der Shelley feindlich gesinnt war und der sich geäußert haben soll, daß er Shelley aus Tanyrallt vertreiben wolle. Derselbe sagte den Kaufleuten des Ortes am nächsten Tage auch, daß der Ueberfall nur eine Erfindung Shelley's sei, damit er, ohne seine Rechnungen bezahlt zu haben, Tanyrallt verlassen könnte.[2]

---

[1] Memor. p. 58 ff.

[2] S. Mac-Carthy's Conjektur über diesen Vorfall Shelley's „Early Life“, p. 362 ff.

Shelley war infolge dieses Vorfalls sehr aufgeregt und es war seines Bleibens nicht mehr an diesem Orte. Aber er befand sich gerade damals in einer derartigen finanziellen Klemme, daß er seinen Freund Hoockham bitten mußte, ihn mit dem Nöthigsten zu versehen, damit er Tanyrallt verlassen konnte. Sie schieden am zweiten Tage nach dem Vorfall von dort und während Miß Westbrook nach dem sicheren väterlichen Hause in London flüchtete, gingen Shelley und Harriet für kurze Zeit nach Dublin, von da nach den Seen von Killarney, die Shelley besonders entzückten, und kehrten im Mai 1813 nach London zurück. Hogg, der dem Paare nach Dublin gefolgt war, theilte das Schicksal Godwin's als dieser nach Lynmouth reiste, um Shelley kennen zu lernen — er hatte das Nachsehen. Doch vereinigten sich die Freunde in London.

VIII.

„Königin Mab“.

„Königin Mab“ war die erste dichterische Kundgebung von Shelley's reformatorischen Bestrebungen und zugleich sein erster Versuch, eine philosophische Unterlage für seine Lehren zu gewinnen. Nie ist das Bestehende in allen seinen Formen rücksichtsloser und kühner angegriffen worden, als es in diesem Gedichte geschieht. Shelley sieht nur Unterdrückung und Verderbtheit in der Gesellschaft, er bezeichnet sie als „ein Gemisch feudaler Wildheit und unvollkommener Civilisation“, und die tiefe Sehnsucht nach gesünderen Zuständen, die Rousseau'sche Sehnsucht nach der Natur, die Sehnsucht nach freier und edler Menschlichkeit, die das Gedicht durchzieht, giebt ihm, wie wir auch sonst darüber urtheilen mögen, ein rührendes Gepräge.

Shelley's Gesundheit war schon zu jener Zeit, als er „Königin Mab“ schrieb, eine sehr schlechte, er glaubte, daß er nur noch wenige Jahre leben würde und er wollte diese Zeit benutzen, um das Wohl der Menschheit in seiner Weise zu fördern.

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts kommt

wie in anderen Literaturen, so auch in der englischen, und hier vielleicht am mächtigsten, ein Frühling von neuen Formen, Empfindungen und Gedanken zum Durchbruch.

Man sprengt den Boileau'schen Regelzwang, man schüttelt die französische Bildung mit ihrem aristokratischen Gepräge ab, welche Gesellschaft und Literatur des achtzehnten Jahrhunderts tyrannisirt haben, und Pope ist nicht mehr der Meister, zu dem man ehrfurchtsvoll emporblickt. Die Leidenschaft spricht ihre eigene, ihre natürliche Sprache, das Nationalitätsgefühl erwacht und äußert sich in verschiedenen Formen, der demokratische und philosophische Geist ziehen in die Poesie ein. Wir erachten es nicht als unsere Aufgabe, des Näheren auseinanderzusetzen, in welchen Formen der neue Geist sich in der englischen Literatur zu Beginn dieses Jahrhunderts äußerte und inwiefern sich die großen Dichter nach den verschiedenen Richtungen, die sie darstellen, von einander unterschieden[1]; es frägt sich für uns nur, welche Richtung diejenige Shelley's war. Shelley vertrat die revolutionäre, demokratische und philosophische Richtung. Die Stellung, die er in „Königin Mab", freilich mit unreifen Kräften und unklaren Begriffen, einnahm, sollte er nie verlassen.

Er beabsichtigte zuerst, „Königin Mab" mit anderen Gedichten zu veröffentlichen, gab den Plan jedoch wieder auf und beschränkte sich auf eine Privatausgabe, die 200 Abdrücke zählte und für die er feines Papier wählte,

---

[1] S. die treffliche Darstellung jener Strömung in der englischen Literatur im vierten Bande von Georg Brandes' „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts".

damit das Gedicht, wenn auch nicht von den Aristokraten seiner Zeit, doch von ihren Söhnen und Töchtern gelesen werde. Bald folgte jedoch ein Nachdruck und im Jahre 1821 ein zweiter. Wegen des letzteren wandte sich Shelley an die Gerichte und schrieb einen Brief an den „Examiner", in dem er alles Interesse an seinem Jugendwerke in Abrede stellt.[1]

Betrachten wir dies Gedicht als Dichtung, so zeigt sich die Phantasie darin noch lange nicht kräftig genug, um Gedanken wahrhaft poetisch zu verkörpern und zu verlebendigen, und der größte Theil desselben ist Tendenz- und didaktische Poesie der schlimmsten Art. (Der jugendliche Dichter war übrigens in der Täuschung befangen, das Gedicht selbst sei nicht didaktisch, weil er ihm lange didaktische Anmerkungen beigefügt hatte.[2]) Königin Mab ist eine Fee, die in den oberen Himmelsregionen ein Zauberschloß bewohnt und dort die Geheimnisse der Menschenwelt bewahrt. Dorthin führt sie die Seele eines reinen, scheinbar todten Mädchens, um sie über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Menschheit zu belehren, und

---

[1] Memorials p. 53. Es ist ein Irrthum, wenn er in diesem Briefe sagt, daß er das Gedicht mit achtzehn Jahren geschrieben habe, und Mrs. Shelley wiederholt diese irrige Behauptung. Medwin (Life I, p. 53) bemerkt, daß „Königin Mab" schon im Jahre 1809 in einer mehr phantastischen Form begonnen und nach der Oxforder Affaire fortgesetzt worden sei. Da Shelley in dem erwähnten Briefe an Hoockham, in dem er zum ersten Male von dem Gedichte spricht, ausdrücklich bemerkt, daß er es nach seiner Rückkehr aus Irland begonnen habe und von keiner früheren Fassung spricht, ist Medwin's Bericht wohl kaum glaubwürdig.

[2] Hogg II, p. 182.

durch ihren Mund spricht und lehrt der Dichter. Der Contrast zwischen der phantastischen, märchenhaften Erfindung und dem hochernsten Gedankengehalt des Gedichtes ist sehr seltsam und für Shelley bezeichnend. Königin Mab ist ein echt Shelley'sches Gebilde, wie sich die Atmosphäre seiner Phantasie überhaupt schon überall in dem Gedichte verräth. Während die romantischen Erzählungen „Zastrozzi“ und „St. Irvyne“ nur die Fehler seiner großen dichterischen Vorzüge offenbarten, so offenbart sich hier schon etwas von den Vorzügen selbst. Es ist hier schon etwas von jener Musik der Verse, von jenem schillernden Glanze der Bilder, wie sie Shelley eigen waren. Alle Bewunderung verdient die erste Strophe des Gedichtes, und sie wäre selbst des reifen Shelley würdig gewesen.

„Welch Wunder ist der Tod,
Tod und sein Bruder Schlaf!
Der Eine bleich, dem Monde gleich,
Mit Lippen fahlen Blaus,
Der Andre rosig wie der Tag,
Der purpurn aus dem Meer
Heraufglüht in die Welt,
Und beide, ach, so schnell verrauscht.“[1]

---

[1] Diese schöne Strophe mit ihrem melodischen Tonfall ist übrigens der Eingangsstrophe von Southey's „Thalaba“ nachgebildet:

„Wie herrlich ist die Nacht,
Thauige Frische füllt die Luft;
Kein Nebel trübt, kein Wölkchen unterbricht
Des Himmels Heiterkeit.
In seiner Pracht durchrollt der volle Mond
Die blaue Tiefe dort,
In seinem Strahle ruht

Die Philosophie des Gedichtes ist noch etwas ganz Ungeklärtes und Vages. Es gilt, das Böse mit dem Weltprincipe in Verbindung zu bringen, doch ist Shelley über das letztere selbst noch zu keiner einheitlichen Vorstellung gelangt. Er bezeichnet den „Geist der Natur", welcher nach seiner Anschauung alle Dinge beseelend durchströmt, einmal als Geist der Liebe und Schönheit, während er ihm zugleich, die jedes Glied des ideellen und materiellen Weltalls bestimmende „Nothwendigkeit" ist, die sich gegen die moralischen Gegensätze indifferent verhält. So lesen wir im dritten Abschnitte:

„In der stillen, beredten Sprache
Der wirkenden Natur bezeugt die Welt,
Daß Alles rings der Lieb' und Freude Werk
Erfüllet, nur nicht der verworfene Mensch."

Aber auch jedes Menschenherz durchströmt „der reine Ausfluß" des Wesens des Naturgeistes.

„Für ihn auch reift heran
Die Zeit des ewgen Friedens,
Die bald und sicher kommt;
Die grenzenlose Welt, die du durchdringst,
Wird sonder Fehl dann glänzen
In ungetrübt vollkomm'ner Harmonie."

Dagegen heißt es im sechsten Abschnitte:

Nicht ein Gedanke, Wunsch, nicht eine That,
Kein Plan der finsteren Seele des Tyrannen

Der Wüste brauner Kreis,
Vom Himmel, wie der Ocean, umgürtet,
Wie herrlich ist die Nacht!"
(Freiligrath.)

Kein Angstgefühl des Sklaven, welche sich
Der Knechtschaft rühmen, ihre Scham zu bergen ....
Gehn unbemerkt und ungesehen
Vor dir vorüber, Weltgeist! ew'ger Quell
Des Lebens und des Todes, Glücks und Wehs" u. s. w.

und später:

Du nährst nicht Haß noch Liebe....
Und alles, was die weite Welt umfaßt,
Ist nur dein willenloses Werkzeug" u. s. w.

Zu dieser Unsicherheit in der Fixirung der Weltseele kommt ein gewisses Schwanken zwischen Pantheismus und Atheismus. So lesen wir in einer Anmerkung: „Religion ist die Anschauung des Verhältnisses, in welchem wir zum Grundprincip des Alls stehen. Aber wenn das Grundprincip des Alls kein organisches Wesen, nicht das Vorbild und Prototyp des Menschen ist, so ist ein Verhältniß zwischen ihm und dem Menschen absolut nicht vorhanden." Wer aber ein Verhältniß zwischen der Gottheit und dem Menschen leugnet, der ist nicht Pantheist, sondern Atheist. Wir begreifen, daß Shelley in Anbetracht dieses Chaos von Vagheiten und Widersprüchen „Königin Mab" in späteren Jahren „a villanous tash" nannte.

In anderer Beziehung ist es dies freilich nicht. Das Werthvolle in dem Gedichte liegt in der Entrüstung über die Ungerechtigkeit der Welt, in dem Muthe, mit dem Shelley für seine Ueberzeugungen eintritt, in dem Vertrauen zu dem endlichen Sieg des Rechtes über das Unrecht. Nach Shelley's Anschauung war der Urzustand des Menschen der der moralischen Unbeflecktheit und der

physischen Gesundheit. Diese verlor der Mensch aber durch eine Abirrung vom Wege der Natur, durch das Annehmen von unnatürlichen Gewohnheiten (Custom); die physische Corruption hatte die moralische zur Folge, das Laster aber brachte wieder Priester und alle Tyrannen hervor, die ihrerseits die Corruption vollendeten, die mit dem Abfall von der Natur begann. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit wendet sich Shelley gegen die Verderber und Peiniger der Menschheit in Ausfällen, welche allerdings wenig poetischen Werth haben, aber von der Macht und Gluth seiner Empfindungen zeugen. Nicht Natur hat alles Unheil über den Menschen verhängt,

„O nein!
Staatsmänner, Könige, Priester schäd'gen
Der Menschheit Blüthe schon in zarter Knospe . . .
O, laßt vom Pfaffentrug bethörte Sklaven
Nicht mehr verkünd'gen, daß des Menschen Erbtheil
Elend und Laster sei, wenn schon Gewalt
Und Lüge an des Säuglings Wiege stehen,
Und alles angeborne Gute noch
Ersticken. Wie so öd' und finster dehnt
Sich vor der Seele, wenn ein Fremdling sie
Zuerst aus ihrer neuen Wohnung umblickt
Nach Glück und Mitgefühl — die weite Welt . . . .
Der reine Hauch,
Der Himmelslüfte und Insektenschwärme
Erneut, umfächelt nicht ihr Jammerbild,
Vielleicht vergiftet durch den Wahn schon
Mit dem Gesetz und Sitte ihren Vater
Belasteten. Des Tages hehrer Glanz
Erhellt ihr Sehnen nicht, sie ist gefesselt
Bevor sie lebt, ja all die Ketten sind
Geschmiedet lang bevor sie ward, und Freiheit

Und Lieb' und Frieden sind der unbewehrten
Entrissen, die von Kindheit an verflucht
Und von der Wiege an verurtheilt ist
Zu Sklaverei und Elend."

Gegen Krieg und Soldateska eifert er, der von unblutigen Revolutionen träumte:

„Krieg ist des Staatsmanns Spiel,
Des Priesters Lust, des Richters Scherz, das Handwerk
Des feilen Meuchlers, das für die gekrönten
Mordbuben, deren Throne durch Verrath
Und Blut und Frevel jeder Art erkauft,
Ihr täglich Brod, die Stütze ihrer Macht,
Um ihren Palast stehen, blutroth gekleidet,
Die Wachen nehmen Theil an den Verbrechen,
Die roher Zwang vertheidigt und beschützen
Vor eines Volkes grimmer Wuth den Thron,
Den alle Flüche treffen, die der Hunger,
Die Noth, der Wahnsinn und das Elend schaffen."

Der Handel, der von der „Zwillingsschwester der Religion,. Selbstsucht" abstammt, kommt nicht besser weg:

„Der Handel stammt aus diesem Quell, der Schacher
Mit Allem, was Natur und Kunst uns beut,
Was Reichthum nicht — erkaufen, sondern Noth
Begehren und die angeborne Güte
Frei spenden sollte und dem reichen Quell
Der unermess'nen Liebe, welcher, ach,
Für immer nun befleckt, vertrocknet ist!"

Kein Gebiet entgeht dem Dichter, nichts besteht vor seinem kritischen Blick. In der Anmerkung zu den Versen:

„Und dennoch rühmt der Staatsmann
Des Völkerreichthums sich . . . ."

spricht er sehr weise und sehr beredt über die irrationelle Vertheilung von Arbeit und Besitz. Man sieht, daß er durch die socialistischen Schriften seines hochverehrten Mentors William Godwin beeinflußt worden ist. Auch in der Verurtheilung der Ehe war Godwin sein Vorläufer. Shelley betrachtete die Ehe als eine dem menschlichen Glücke, der menschlichen Freiheit feindliche und als eine demoralisirende Institution, da ihm das Laster als nothwendige Folge der Gebundenheit des Individuums galt. Wir heben einige Stellen aus der langen Anmerkung, die er der Bekämpfung der Ehe widmet, hervor: „Die Liebe welkt unter dem Zwang; ihr eigenthümliches Wesen ist die Freiheit; sie verträgt sich weder mit Gehorsam, noch mit Eifersucht oder Furcht; sie ist dort am reinsten, vollkommensten und schrankenlosesten, wo ihre Jünger in Vertrauen, Gleichheit und offenherziger Hingebung leben. Wie lange soll denn die geschlechtliche Gemeinschaft währen? Welches Gesetz hätte den Umfang der Leiden zu bestimmen, die ihre Dauer begrenzen sollten? Ein Ehemann und eine Ehefrau sollten so lange mit einander vereint bleiben, als sie einander lieben; jedes Gesetz, das sie zum Zusammenleben auch nur einen Augenblick nach dem Erlöschen ihrer Neigung verpflichtete, wäre eine unerträgliche Tyrannei und höchst unwürdig zu ertragen. Als eine rein gehässige Bevormundung des Rechts individueller Urtheilsfreiheit würde man nicht dasjenige Gesetz betrachten, welches die Bande der Freundschaft unauflöslich machte, trotz der Launen, der Unbeständigkeit, der Fehlbarkeit und Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes? Und um so viel mehr würden die Fesseln der Liebe

schwerer und unerträglicher als diejenigen der Freundschaft sein, als die Liebe heftiger und launenhafter, abhängiger von jenen zarten Besonderheiten der Einbildungskraft und unfähiger ist, sich mit den augenfälligen Vorzügen ihres Gegenstandes zu begnügen .... Wenn Glückseligkeit das Ziel der Sittlichkeit, wie aller menschlichen Verbindungen und Trennungen ist, wenn der Werth jeder Handlung nach dem Grade angenehmer Empfindung geschätzt werden soll, die sie voraussichtlich hervorrufen wird, dann ist die Verbindung der Geschlechter so lange geheiligt, als sie zur Annehmlichkeit der Betheiligten beiträgt, und sie ist naturgemäß aufgelöst, sobald ihre Uebel größer als ihre Wohlthaten sind. Es liegt nichts Unsittliches in solcher Trennung. Die Treue hat an sich nichts Tugendhaftes, das unabhängig von dem Vergnügen wäre, welches sie erzeugt, und sie nimmt Theil an dem sich in die Umstände schickenden Geiste des Lasters, je nachdem sie große moralische Fehler an dem Gegenstande ihrer Wahl gefügig erträgt. Die Liebe ist frei; das Versprechen abzugeben, ewig dasselbe Weib lieben zu wollen, ist nicht minder thöricht, als zu geloben, ewig demselben Glauben anhängen zu wollen; solch ein Gelübde schließt in beiden Fällen jede Untersuchung aus ... Das gegenwärtige Zwangssystem hat in den meisten Fällen nur die Wirkung, Heuchler oder offene Feinde zu schaffen. Leute von Zartgefühl und Tugend, die unglücklicherweise mit Jemandem verbunden, den sie unmöglich lieben können, verbringen die schönste Zeit ihres Lebens mit unfruchtbaren Bemühungen, anders zu erscheinen, als sie sind, um die Gefühle ihrer Lebensgefährten oder die Wohlfahrt ihrer

Kinder zu schonen; die minder Großmüthigen und Feinfühlenden gestehen offen ihre Enttäuschung und verleben den Rest jener Verbindung, die nur der Tod lösen kann, in einem Zustand unheilbarer Zänkerei und Feindschaft. Die Ueberzeugung, daß die Ehe unauflöslich ist, führt die Schlechten auf's Härteste in Versuchung; sie geben sich rückhaltlos der Bitterkeit und allen kleinen Tyranneien des häuslichen Lebens hin, da sie wissen, daß ihr Opfer an Niemand appelliren kann .... Ich glaube mit Bestimmtheit, daß aus der Abschaffung der Ehe das richtige und naturgemäße Verhältniß des geschlechtlichen Verkehrs hervorgehen würde. Ich sage keineswegs, daß dieser Verkehr ein häufig wechselnder sein würde; es scheint sich im Gegentheil aus dem Verhältniß der Eltern zum Kinde zu ergeben, daß eine solche Verbindung in der Regel von langer Dauer sein und sich von allen andern durch Großmuth und Hingebung auszeichnen würde."

Als der mächtigste Urheber von Sklaverei und Elend, als der verderblichste Trug gilt ihm die Religion. Mit erstaunlicher Kühnheit apostrophirt er sie:

„Furchtbarer Teufel du,
Der rings die Erde mit Dämonen füllt,
Den Höllenschlund mit Menschen und mit Sklaven
Das Himmelreich!" —

ein Ausfall, der eine geistige Emancipation beweist, wie sie in diesem Grade nur wenig andere Dichter erreicht haben. Diese seine vollständige Befreiung von der Religion ist um so merkwürdiger, wenn wir seine Nation, seine Zeit, seine Umgebung in Anschlag bringen. Zu

dem längeren Passus, in dem Shelley die Religion in allen Gestalten bekämpft, kommt eine besondere Philippika gegen das Christenthum, die dem Ahasver in den Mund gelegt wird, dessen Schatten auf das Geheiß der Fee erscheint. Auf das Christusbild, das Shelley hier aufstellt, können wir jedoch nicht eingehen. Er bezeichnet Christus nämlich als Heuchler, und in der Anmerkung argwöhnt er sogar, „daß Christus ein ehrgeiziger Mensch war, der nach dem Throne von Judäa strebte". Doch das ist falsch, und bald kam Shelley selbst von dieser Anschauung zurück, die nur eine Folge seines Abscheus vor dem Christenthum und vor dessen heuchlerischen Anhängern war, indem er den Stifter der Lehre mit den Anhängern der Lehre verwechselte.

Lesen wir all' diese Ausfälle gegen Unterdrückung und Unterdrücker, so bekommen wir die Vorstellung, daß Shelley dieselben lediglich als Hemmnisse für die Entwickelung der Menschheit betrachtet habe. Das scheint jedoch nicht ganz seine Meinung gewesen zu sein. Denn in einer Anmerkung zu „Königin Mab" sagt er: „Vielleicht war es nothwendig, daß eine Periode der Bevorrechtung und Unterdrückung herrschte, bevor eine Periode gebildeter Gleichheit existiren konnte. Wilde wären vielleicht nie zur Entdeckung der Wahrheit und zur Kunsterfindung angeregt worden, außer durch die beschränkten Anlässe einer solchen Zeit. Aber nachdem der Zustand der uncivilisirten Wildheit aufgehört hat und die Menschen die glorreiche Laufbahn der Erfindung und Entdeckung betreten haben, können sicherlich Vorrechte und Unterdrückung nicht mehr nothwendig sein, um sie vor dem

Rückfall in einen Zustand der Barbarei zu bewahren." Stand Shelley hinsichtlich seines leidenschaftlichen Appells an die Natur auch ganz unter dem Banne Rousseau's, so wich er doch darin wesentlich von ihm ab, daß er weit davon entfernt war, in Kunst und Wissenschaft Feinde der Sittlichkeit zu sehen und daß er eine Regeneration der Menschheit wohl an eine Vereinfachung der Lebensweise, an die Abschaffung des materiellen Luxus, aber keineswegs an den Verzicht auf jene idealen Güter knüpfte.

Die Fee belehrt die Seele des unschuldigen Mädchens nicht nur über Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch über die Zukunft. In den beiden letzten Abschnitten des Gedichtes hat Shelley seinem Vertrauen in die Transitorität von Tyrannei und Corruption in die Berufung der Menschheit, Reinheit und Freiheit und mit dieser das Glück ihres Urzustandes wiederzuerlangen, das erste Mal Ausdruck verliehen, das erste Mal einen Gesang der Hoffnung angestimmt.

Die Regeneration der Menschheit besteht ihm hier in der Rückkehr zum Naturzustande, und als die Kraft, die diesen Wandel hauptsächlich bewirken soll, wird in der letzten Anmerkung die Vereinfachung der Lebensweise, der Vegetarianismus bezeichnet. Dies Betonen eines physischen Momentes, wo es sich um die Wiedergeburt der Menschheit handelt, zeigt, daß es dem Gedichte an wahrhaftem Idealismus fehlt. Es steht in dieser Beziehung weniger hoch als die irischen Pamphlets. Mit der menschlichen Vervollkommnung dachte sich Shelley eine solche in der Natur Hand in Hand gehend. Seine Phantasie war mächtig

von dem Gedanken ergriffen, daß ein mystischer Rapport zwischen Menschheit und Natur bestände, demzufolge mit der Corruption der ersteren auch ein nachtheiliger Wechsel in der letzteren eintrat, während umgekehrt mit der Regeneration des Menschen die Natur ihre alte ursprüngliche Herrlichkeit zurückerlangen werde. Er sagt in einer Anmerkung: „Es ist auf Grund vieler Beobachtungen höchst wahrscheinlich, daß die schiefe Stellung (der Erdachse) allmählich abnehmen wird, bis der Aequator mit der Sonnenbahn übereinstimmt; die Nächte und Tage werden dann das ganze Jahr hindurch gleich werden und vermuthlich auch die Jahreszeiten. Es liegt keine große Ungereimtheit in der Annahme, daß der Fortschritt der Perpendicularität der Pole ebenso schnell wie der Fortschritt der Geistesbildung sein wird, oder daß eine völlige Uebereinstimmung zwischen der moralischen oder physischen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes stattfinden werde." Wenn wir nun die Schilderung dieser glücklichen Zukunft in dem Gedichte lesen, berührt es uns überaus eigenthümlich, uralte kindliche Dichterträume bei einem so vollkommen modernen Dichter, wie Shelley es war, wiederzufinden. An den Polen schmilzt das Eis und blühen Blumen — das Kind verzehrt sein Frühmahl mit dem Basilisken — Löwe und Lamm spielen im Sonnenschein — das sind die Bilder, die er uns vorführt.[1]

---

[1] Shelley gestaltete die ersteren und die beiden letzten Abschnitte dieser Dichtung später um, eine Umgestaltung, die indessen kaum für eine Verbesserung wird gelten können, und gab den ersten Theil mit „Alastor" und gleichsam als Fortsetzung desselben unter dem Titel „The Demon of the World" heraus.

Wir hatten früher Anlaß zu bemerken, daß Shelley die Idee von der Perfectibilität der Menschheit mitunter verließ. In „Königin Mab" giebt er die Idee von der Freiheit des Willens auf, die er in den irischen Flugschriften doch so leidenschaftlich vertrat und führt hier den Beweis, daß dieselbe auf einem Irrthum beruhe. Man sieht, daß er in diesem Punkte damals noch schwankend war. Während er jedoch in reiferen Jahren an der Idee von der Willensfreiheit, sowie an der von der Perfectibilität des Menschen constant festhält, verließ er die von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur immer wieder. So heißt es im ersten Gesange von „Laon und Cythna", daß der erste Mensch Zeuge des Kampfes war zwischen dem guten und bösen Principe und daß das Böse den Sieg davon trug; in den „Moralischen Speculationen", auf die wir später noch zurückkommen werden, bemerkt er, daß die unmittelbaren Antriebe seiner Natur „besonders in ihrem rohesten Zustande den Menschen dazu treiben (Anderen) Schmerz zu schaffen und nach Macht zu streben", und ebenso spielt er in seinem letzten Werke, dem „Triumph des Lebens" auf die ursprüngliche Sündhaftigkeit und Verdorbenheit des Herzens an. Dies Schwanken erklärt sich aber aus dem Gegensatz zwischen seinem überidealen Herzen und seinem scharfen Verstande. Während das erstere ihn zu optimistischem Vertrauen verleitete, so waren die Einwendungen des letzteren doch zu gewichtig, um nicht auch gehört zu werden.

Die englischen Kritiker pflegen Shelley's kühne Opposition gegen das Bestehende, das Selbstvertrauen, mit dem er seine Anschauungen denjenigen der Welt gegenüber-

stellte, nicht sympathisch zu beurtheilen. Tadelt man aber Shelley, muß man ebenso jeden andern Philosophen, jeden andern Reformator tadeln, der an der Welt Kritik geübt hat und sich die Kraft zutraute, sie umzugestalten. Der freigesinnte Beurtheiler wird jedoch, wie wir schon einmal sagten, an der negativen Seite der Shelley'schen Anschauungen mehr zu schätzen als zu tadeln haben und über dem, was groß und herrlich daran war, gewisse Auswüchse, einiges Ueberschüssige leicht vergessen können. Wer die Kraft hatte, sich in der Mitte einer bigotten, engherzigen Gesellschaft derart vom Dogmatismus zu emancipiren, wie Shelley es gethan, der mußte in der That eine so ausbündige Freiheitsliebe besitzen, daß er nothwendig in Extreme verfiel. Sind wir aber mit dem einen zufrieden, müssen wir auch das andere hinnehmen. Dagegen entdecken wir in der positiven Seite seiner Anschauungen eine schwache Stelle, über die wir weniger leicht hinwegkommen können: das ist sein Utiliarismus und Eudämonismus. Shelley, der fast in allen anderen Beziehungen die Schranken des englischen Nationalgeistes gesprengt hat, ist in dieser Hinsicht in demselben befangen geblieben. Er sagt in einer Anmerkung zu „Königin Mab" ausdrücklich: „Nützlichkeit ist Moral; das, was unfähig ist, Glückseligkeit hervorzubringen, ist unnütz", und über die Anschauungsweise, die in diesen Worten enthalten ist, hat er sich niemals erhoben. Nicht sittliche Vollkommenheit, nicht die Freiheit, sondern Glückseligkeit, insofern sie sich auf jene beiden gründet, gilt ihm als Endziel des menschlichen Strebens, und Freiheit und Vollkommenheit schätzt er hauptsächlich als Mittel, Glückseligkeit zu

erreichen. Diese ist ihm der Gipfel und die Krone aller Ethik, aller Weisheit und Wissenschaft. Dieser utiliaristische und eudämonistische Zug war verhängnißvoll für seine Dichterphantasie, indem sie sich oft in Bildern erging, die, so poetisch, so sonnig, so lieblich sie auch sein mögen, doch den Eindruck übermäßiger Weichheit und Kindlichkeit zurücklassen.

IX.

Zweiter Aufenthalt in London. — Trennung von Harriet.

Mit der Rückkehr nach London begann für Shelley eine Reihe ruhiger, verhältnißmäßig glücklicher Tage, während welcher er den verschiedensten Studien oblag, seine Menschenkenntniß erweiterte, mancherlei wichtige Eindrücke sammelte, doch kein hervorragendes Werk, weder in Prosa noch in Poesie schuf. Das Paar wohnte zuerst im Hotel, bezog aber bald eine Privatwohnung in Half-Moon-Street, wo sich die unvermeidliche Eliza wieder zu ihnen gesellte. Hier wurde Shelley vor Allem wieder ein eifriger Leser und umgab sich mit möglichst vielen Büchern.[1] Sein Wohnzimmer war mit diesen und zwar nicht in bester Ordnung angefüllt, sie lagen beim Kamin, auf Stühlen, auf und unter den Tischen. Unter Anderm hatte er auch eine Gesammtausgabe der Werke Kant's angeschafft, die, wie wir Hogg glauben können, damals wenig von ihm benützt wurde[2]; wir dürfen hinzufügen, daß er Kant überhaupt

---

[1] S. die Schilderung dieser Periode bei Hogg II, p. 310 ff.

[2] Wie wenig Hogg selbst Kant gelesen hatte, beweist folgende unvergleichliche Aeußerung: „Ich fand in (Kant's) mystischem Dogmatismus (sic!) in keiner Weise etwas Anziehendes, sondern im Gegentheil Vieles, was mich abstieß."

niemals gründlich kennen und in seiner vollen Bedeutung schätzen lernte. Das Zimmer hatte ein vorspringendes Fenster, an dem Shelley die längste Zeit des Tages saß, las und sich in der Sonne wärmte. Er lernte zu dieser Zeit mit Hogg und einigen andern jungen Leuten Italienisch und las Tasso und Petrarca.[1]

Der Verkehr zwischen ihm und Hogg war der alte, intime. Hogg verbrachte viele Stunden des Tages im Hause des Freundes und giebt uns ein drastisches Bild von den Allüren dieses Hauses. Harriet war durchaus nicht das Muster einer Hausfrau und antwortete auf die Frage nach dem Speisezettel stets mit den Worten: „Whatever you please." Die Mittagsessen bestanden stets aus denselben Gerichten und diese waren immer ungenießbar. Als Hogg einmal eine bescheidene Anspielung auf einen Pudding wagte, antwortete Shelley dogmatisch: „Ein Pudding ist ein Vorurtheil." Gewöhnlich fand die hungrige Gesellschaft in Pfennigkuchen ihre Rettung, die Shelley selbst herbeizuschaffen pflegte. Er für seine Person war jedoch vollkommen zufrieden, wenn seine Taschen genügend mit Brod gefüllt waren. Wurde er auf der Straße hungrig, ging er in den nächsten Bäckerladen und versah sich mit dem Nöthigen.[2] Obwohl in hohem Maße bedürfnißlos, war er doch nicht immer haushälterisch. So ließ er sich zu jener Zeit, ungeachtet der pecuniären Klemme, in der er sich wie gewöhnlich befand, durch Harriet verleiten, einen Wagen zu miethen, um einen Ausflug nach Edinburg zu machen. Die Folge war, daß er, unfähig, den

---

[1] Hogg II, p. 377. [2] Hogg II, p. 319.

Fahrpreis zu zahlen, mit knapper Noth dem Schuldgefängniß entging, während Hogg durch ein komisches Mißverständniß verhaftet wurde.

Ausnahmsweise lebte Shelley damals in einem größeren und ziemlich buntgemischten Menschenkreise, obwohl er Gesellschaften wie immer möglichst vermied, und wurde der Abgott und Prophet einer Coterie gebildeter junger Damen. Hogg bemerkt: „Bysshe war immer ein besonderer Liebling des schönen Geschlechtes; er wurde wie der Augapfel der Schönheit bewundert, oft durch Schmeichelnamen, wie Ariel, Oberon, ausgezeichnet, und die Damen seiner Bekanntschaft gaben ihm unter sich Namen, wie der Elfen-König, der König der Feen und andere Liebestitel. Feine Gesellschaft wurde für sein eigentliches Element gehalten, ihn in solche zu bringen und darin festzuhalten war die ängstliche Sorge einiger liebenswürdiger und bezaubernder Geschöpfe in der gegenwärtigen Periode seines Lebens." Ein anderes Mal sagt Hogg[1]: „Das Gespräch des göttlichen Dichters wurde besonders von den Frauen anziehend und bezaubernd gefunden, namentlich von den jungen und gescheidten. Mit solchen jungen Verehrerinnen unterhielt er sich bis tief in die Nacht hinein oder bis früh zum andern Morgen. Er war gewöhnlich dann am meisten mittheilsam, offen, beredt und enthusiastisch, wenn seine Umgebung dem Einfluß des Schlafes zu erliegen drohte."[2] Obwohl er gewöhnlich ernst war, konnte er sich unter Freunden und Freundinnen doch auch einer übersprudelnden Lustigkeit hingeben. Hogg spricht wiederholt von seinem

---

[1] II, p. 324. [2] II, p. 342.

„wilden", seinem „dämonischen Lachen" und sagt[1]: „Zuweilen konnte er lustig sein, trotz seiner starken Aversion gegen Gelächter und Lächerliches, welcher er in der Regel und zwar mit Heftigkeit Ausdruck gab. Er konnte auf einen lustigen Einfall eingehen, er konnte tolle Streiche spielen, sie erzählen oder selbst darstellen und zwar mit Lebhaftigkeit, mit Schärfe und einem starken Zusatz eigenen muthwilligen Spottes. Seine Späße waren immer eigenthümlich und charakteristisch."[2] Da Shelley mit den Menschen ohne Rücksicht auf Stand oder Stellung verkehrte, so gab es unter seinen Londoner Bekanntschaften schroffe Gegensätze und befanden sich Elemente darunter, die seiner allerdings nicht würdig sein mochten. Wir dürfen annehmen, daß er viel bei Godwin's aus- und einging, obwohl dieses Haus vor dem Frühling 1814 noch nicht die Anziehung für ihn hatte, die es dann für ihn bekommen sollte. Die Freundschaft, die Fanny Imlay so schnell für ihn gefaßt, hatte sich schon damals, ohne daß er es geahnt hätte, in eine gefährliche Leidenschaft verwandelt, welche die Unglückliche einst in den Tod treiben sollte. Der Gegenstand seiner Verehrung war eine Mrs. Boinville, eine ältere Dame, die er noch in späteren Jahren als „das wunderbarste Bild von einem mensch-

---

[1] Medwin spricht ebenfalls wiederholt von seinem lautschallenden Gelächter und gebraucht sogar einmal den Ausdruck „hysterical cachinnation" (II, p. 25). Auch erwähnt er einige Male, daß Shelley Thränen gelacht habe.

[2] II, p. 304. Vgl. II, p. 342. Medwin nennt Shelley's Witz einmal „klassisch" und fügt hinzu, daß derselbe eher ein „Lächeln" als ein „Lachen" bewirkte. Life II, p. 47. S. Mrs. Shelley's Notiz zu den Gedichten von 1818.

lichen Wesen, das er je gekannt", bezeichnete, während er für eine Tochter derselben, eine Mrs. Taylor, eine heftige, doch vorübergehende Leidenschaft faßte, die jedoch unerwiedert blieb. Eine zweite Tochter von Mrs. Boinville war an einen Mr. Newton verheirathet, den Verfasser einer Schrift über den Nutzen des Vegetarianismus, deren Einfluß auf Shelley in der letzten Anmerkung von „Königin Mab" bemerkbar ist.[1] Damals befreundete sich Shelley auch mit dem bekannten Romandichter Thomas Love Peacock, den er schon früher kennen gelernt hatte.

Von Half-Moon-Street wurde, um Mrs. Boinville näher zu sein, nach einem Hause im Pimlico übersiedelt, wo Ende Juni Shelley's erstes Kind, Janthe Eliza, geboren wurde. Harriet hatte keine Liebe für ihr Kind und hielt ihm eine Amme, was Shelley lebhaft mißbilligte. Er selbst liebte das Kind mit Zärtlichkeit. So erzählt Peacock, daß er es oft lange im Zimmer umhertrug und ein Lied eigener Composition sang, dessen Text in der Wiederholung des eigenmächtig gebildeten Wortes „Yáhmani" bestand. Der Mangel an mütterlicher Liebe, den Harriet bekundete, sollte verhängnißvoll für sie werden, er mußte ihren Gatten kränken und verletzen. Sie hatte so wenig Herz für ihr Kind, daß sie einer Operation, die an demselben vollzogen wurde, ohne die geringste Gemüthsbewegung beiwohnte.[2] Auch veränderte sie sich, nachdem sie Mutter geworden war, in unvortheilhafter

---

[1] Diese Anmerkung ist als selbständige Schrift erschienen unter dem Titel „A Vindication of Natural Diet" (London 1813).

[2] Hogg II, p. 509.

Weise. Es litt sie nicht mehr in ihrem Hause, ihre frühere Freude am Lernen war spurlos verschwunden und an Stelle derselben eine ungeheure Vorliebe für Spaziergänge getreten. Zunächst blieben Shelley und Harriet jedoch noch im guten Einvernehmen. Im Juli übersiedelten sie nach Bracknell in Berkshire, dem Aufenthalte von Mrs. Boinville, wo ein kleines Haus gemiethet wurde und Shelley sich mit Mr. Newton, der dort sein Nachbar war, über die Wichtigkeit des Vegetarianismus für die Versittlichung der Menschheit nach Herzenslust unterhalten konnte.

In diese Epoche fällt die Entstehung des Dialogs „A Refutation of Deism"[1], deren Inhalt theilweise den Anmerkungen zu „Queen Mab" entnommen ist. Es wird in dieser Schrift dargethan, daß wir keine andere Wahl haben, als die zwischen dem blinden Glauben und dem Atheismus, da der Deismus oder der reflectirte Glaube, welcher die Existenz Gottes beweisen zu können glaubt, in der That nichts Anderes beweise als seine Unhaltbarkeit. Unter den Prosaschriften, die Shelley bis dann verfaßt hatte, rangirt dieser Dialog unmittelbar nach dem Briefe an Lord Ellenborough, der hervorragendsten unter allen. Es ist wohl denkbar, daß Shelley während seines Aufenthaltes in London, der vom Mai 1813 bis August 1814 währte, manches Andere, wenn auch kein Meisterwerk geschrieben habe. Er pflegte damals ziemlich leichtsinnig mit seinen Manuscripten umzugehen, verlor und verstreute viele auf seinen Wanderzügen oder ließ sie an den Orten zurück, von denen er schied, wie er es z. B.

---

[1] Forman V, p. 35 ff.

in Dublin gethan. Er erwähnt in den Briefen an Hogg, Godwin, Miß Hitchener, Stockdale und Hoockham Novellen, Sammlungen von Gedichten, philosophische Essays und anderes, die spurlos verloren gegangen sind, und es ist kaum zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die literarischen Arbeiten, die uns aus dem Zeitraum von 1809 bis 1814 erhalten sind, nur einen kleinen Bruchtheil von dem bilden, was er producirt hat. Ebenso schlimm ging es mit seinen Briefen. „Er verlor sie entweder selbst oder veranlaßte andere, sie zu verlieren", bemerkt Hogg. Dasselbe Schicksal hatten endlich auch seine Bücher.[1] Er sammelte an jedem Orte eine große Menge, brach er seine Zelte wieder ab, was gewöhnlich in großer Eile geschah, so blieben die Bücher zurück, und ohne Zweifel hätten all die Werke, die er auf diese Weise verlor und verstreute, wenn gesammelt, eine stattliche Bibliothek ausgemacht.

Im Sommer 1813 machte er während der Abwesenheit seines Vaters insgeheim einen Besuch in Field Place, der sein letzter dort sein sollte. Mr. Kennedy, ein Freund der Familie Shelley, hat uns eine schätzenswerthe Erinnerung an diesen Besuch erhalten.[2] Shelley legte den längsten Theil des Weges nach Field Place zu Fuße zurück, nur das letzte Stück fuhr er mit einem Pächter, der ihm, als Field Place ansichtig wurde, vertrauensvoll mittheilte, daß „Master Shelley" nicht gerne in die Kirche gehe. Kennedy sagt: „Er empfing mich mit Offenheit und Freundlichkeit, als hätte er mich von Kindheit an gekannt und gewann sofort mein Herz.

[1] S. Hogg II, p. 154 fl. [2] S. Memorials p. 61 ff.

Eins zeigte sich sogleich bei ihm, daß er von andern Männern verschieden war. Es war ein Ernst in seinem Auftreten und solch' vollendete Liebenswürdigkeit, frei von aller Affektation, daß er Alles entzückte. Ich lernte nie Jemanden kennen, der es mir augenblicklich so angethan hätte. Seine Großmuth und vollkommene Selbstlosigkeit versetzte ihn in die Nothwendigkeit, sich jeden persönlichen Comfort zu versagen. Folglich war er bemüßigt, in seiner Toilette sehr ökonomisch zu sein. Er frug uns eines Tages, wie uns sein Rock gefiele, der einzige, den er mitgebracht hatte. Wir sagten, er wäre sehr hübsch, er sehe wie neu aus. „„Wohlan, erwiederte er, das ist ein alter schwarzer Rock, den ich wenden, mit metallenen Knöpfen und einem Sammetkragen besetzen ließ."" Und später: „An Musik erfreute er sich als an einem Mittel der Geselligkeit; Weisen, welche in seiner Knabenzeit seine Lieblinge waren, bezauberten ihn. Da war eine, die er manchmal mit einer Hand auf dem Klaviere spielte und die ihn erfüllte, es war eine höchst einfache Weise, welche, ich glaube, seine erste Liebe ihm vorzuspielen pflegte." Nach Miß Hellen liebte es Shelley in jüngeren Jahren, seinen Schwestern vorzusingen; er konnte Passagen und Verzierungen in der Musik nicht leiden, liebte aber einfache Melodien. Ohne selbst ein Instrument zu spielen und ohne eigentlich Musikkenner zu sein, war er doch Zeitlebens ein Freund der Musik, und besonders der einfachen.

Wir nähern uns einem der wichtigsten Wendepunkte in Shelley's Leben.

Shelley hatte zwar niemals eine Leidenschaft für Harriet empfunden, wohl aber war er ihr herzlich zugethan.

So schrieb er in einem Briefe vom 7. Februar 1813: „Wenn ich zu Harriet nach Hause komme, bin ich der Glücklichste der Glücklichen.“ Harriet war nicht nur schön, liebenswürdig, heiter, sie war auch intelligent, wißbegierig und für höhere Ideen keineswegs unempfänglich. Shelley bezeichnete sie in einem Briefe an Godwin aus Irland „als die Partnerin seiner Gefühle und Gedanken“, obgleich ihr, wie wir sahen, besonders die heitere Seite der Propaganda ihres Gatten gefiel. Was Shelley besonders an sie fesselte, waren, wie er Fanny Imlay aus Tanyrallt in dem schon erwähnten Briefe schrieb: „Die Schlichtheit und Einfachheit ihres Wesens, die anspruchslose Offenheit ihres Entgegenkommens, der unberechnete Zusammenhang ihrer Gedanken und Worte.“ Allein Harriet war bei all ihren Vorzügen doch mit dem Fluche der Gewöhnlichkeit behaftet, und das mußte früher oder später das Verhängniß ihrer Ehe mit Shelley werden. So lange dieser den Umgang mit Frauen entbehrte, die sich auf seinem Niveau befanden, so lange er nicht in die Lage kam, Vergleiche zu machen, die zu Ungunsten Harriet's ausfielen, so lange wurde ihm jener Mangel in ihrem Wesen nicht fühlbar. Das änderte sich, als er Mrs. Boinville kennen lernte und sich mehr und mehr in ihren freigeistigen Kreis hineingezogen fühlte. Und gerade zu jener Zeit, als er diese Sympathie faßte, zeigte sich ihm Harriet in ihrer ganzen inneren Armuth, verletzte sie seine Gefühle, indem sie ihrem Kinde die Mutterliebe versagte. Besondere verhängnißvolle Ereignisse scheinen eingetreten zu sein, die den häuslichen Frieden störten und als sie Ende des Jahres 1813 von Bracknell nach London zurückkehrten, war die Gleichgiltig-

Shelley's gegen Harriet schon so groß geworden, daß er ihre Studien nicht mehr überwachen wollte. Da sein Herz nicht mehr seinem Hause angehörte, wurde ihm Eliza's despotisches Wesen, das zu beständigen Reibungen und Scenen Anlaß gab, vollends unerträglich, so daß er Mitte Februar 1814 allein nach Bracknell zurückkehrte und dort bis Mitte März im Hause Boinville verblieb. Ein Brief, den er am 16. März von hier an Hogg richtete, veranschaulicht uns seine unselige Gemühsstimmung: „Ich bin im letzten Monat bei Mrs. Boinville gewesen; ich habe mich in die Gesellschaft von allem dem, was Philosophie und Freundschaft verbindet, von meiner schrecklichen Vereinsamung geflüchtet. Sie haben in meinem Herzen die erlöschende Flamme des Lebens frisch angefacht. Ich habe mich in ein Paradies versetzt gefühlt, welches nichts von Sterblichkeit hat als die Vergänglichkeit; mein Herz ist krank bei dem Gedanken an die Nothwendigkeit, welche mich bald von der wohlthuenden Ruhe dieses glücklichen Hauses trennen wird, das mein Haus geworden ist . . . . Eliza ist beständig mit uns, nicht hier! — aber sie wird mit uns sein, wenn die grenzenlose Bosheit des Geschickes mich zwingen wird, von hier zu scheiden. Ich bin jetzt nur wenig geneigt, diesen Punkt in Betracht zu ziehen. Ich hasse sie gewiß mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele! Es ist ein Anblick, der ein unaussprechliches Gefühl von Abscheu und Schrecken in mir wachruft, wenn ich sie meine kleine Janthe, in der ich einmal den Trost der Sympathie finden soll, liebkosen sehe."[1]

[1] Hogg II, p. 514 fl.

In einigen Versen, die er während seines Aufenthaltes in Bracknell an Mrs. Boinville oder deren Tochter, Mrs. Taylor, richtete, gab er seiner Zerrissenheit einen ergreifenden Ausdruck[1], einen viel ungestümeren und energischeren jedoch in einem Liede, das er im April schrieb und in dem die Beziehung auf Mrs. Boinville und Mrs. Taylor gleichfalls unverkennbar ist. Doch dachte Shelley zunächst noch nicht an eine Trennung, denn auf seine Rückkehr von Bracknell folgte ein Ereigniß, das jener Brief an Hogg allerdings nicht errathen ließ; er trat am 24. März nochmals mit Harriet vor den Altar. Harriet war schwanger und Shelley wollte durch die Bestätigung der schottischen Trauung die Legitimität eines männlichen Erben sichern.

Harriet's Schicksal war jedoch entschieden, als Shelley im Frühling dieses Jahres, zwischen dem 18. April und 8. Juni, Godwin's Tochter Mary kennen lernte und von der plötzlichsten und unwiderstehlichsten Leidenschaft zu ihr ergriffen wurde. Peacock schildert uns die Macht dieser neuen Liebe. „Nichts, was ich je in einer Geschichte oder Erzählung gelesen, gab ein überraschenderes Bild einer plötzlichen, heftigen, unwiderstehlichen und unbezähmbaren Leidenschaft, als die, in welcher ich ihn fand, als ich auf seinen Wunsch, ihn zu besuchen, vom Lande nach London kam. Zwischen seinen alten Gefühlen für Harriet, von der er noch nicht geschieden war, und seiner neuen Leidenschaft zu Mary zeigte er in seinem Aussehen, seinen Bewegungen, seiner Sprache, den Zustand eines Geistes „suffering like a little kingdom the nature of an insur-

[1] Forman III, p. 363.

rection“. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein Haar und seine Kleidung in Unordnung, er trank aus einer Flasche Opium und sagte: „„Davon trenne ich mich nie.““ Es ist uns ein fragmentarisches Gedicht an Mary Godwin Wollstonecraft aus jener Zeit von ihm erhalten, in dem er seinen Gefühlen einen rührenden Ausdruck giebt.[1]

Mary, die Tochter Godwin's und Mary Wollstonecraft's, der berühmten Verfasserin des Werkes „A Vindication of the Rights of Woman“, zählte damals sechszehn Jahre. Hogg, der sie am 8. oder 9. Juli dieses Jahres das erste Mal sah, schildert sie als „schön, schönhaarig, sehr blaß, von einem bestechenden Aussehen“.[2] Und zwar war ihre Schönheit eine ganz eigenartige; doch soll die Zeit ihrer frühesten Jugend nicht die günstigste für ihre Erscheinung gewesen sein. Mochte sie zu dieser Zeit an Schönheit Harriet unterlegen sein, wie weit ließ sie diese durch die außerordentlichen Vorzüge ihres Herzens, durch ihren fast genial veranlagten Geist zurück. Sie hatte mit der Muttermilch freie, herrliche Anschauungen eingesogen, sie war voll Empfänglichkeit für große Ideen, ihre Phantasie war ebenso glänzend, wie ihr Gemüth tief, sie war gleichsam prädestinirt zur Lebensgefährtin Shelley's.

Zu der unheilvollen Zerrissenheit, in welcher sich Shelley in jenen Tagen befand, gesellten sich die qualvollsten körperlichen Krämpfe, vielleicht nur eine Folge der namenlosen, inneren Erregtheit. Unter dem Zwang dieser doppelten Qual faßte er den verzweifelten Entschluß,

---

[1] Forman, Poetical Works III, p. 364, [2] II, p. 538.

Frau und Kind zu verlassen. Am 17. Juni schied er, ohne Harriet seine Absicht verrathen zu haben[1], aus dem Hause, das ihm zur Marterstätte geworden war.[2] Auch die Lage Harriet's war eine traurige und wir dürfen auch ihr unser Mitleid nicht versagen. Sie blieb einige Zeit in peinlichster Ungewißheit über Shelley's Aufenthalt und Absichten und besaß, als er sie verließ, nicht mehr Vermögen für sich und ihr Kind, als 14 Schillinge. Als sie vergebens auf Nachrichten von ihm wartete, blieb ihr kein anderer Ausweg, als sich mit ihrem Kinde unter den Schutz ihres Vaters zu stellen, der sich damals nach Bath zurückgezogen hatte. Anfangs Juli schrieb ihr Shelley, vermied selbst persönliche Zusammenkünfte nicht und unterstützte sie ausreichend.[3] Es liegt kein Beweis dafür vor, daß es Harriet einen schweren Kampf gekostet hätte, sich in das Unvermeidliche zu fügen, oder daß sie sich leidenschaftlich bemüht hätte, Shelley in seinem Entschlusse schwankend zu machen.

Shelley hatte seine Anschauungen über die Ehe in „Königin Mab" deutlich genug ausgesprochen, und es ist nicht zu fordern, daß er im praktischen Falle dieselben hätte verleugnen sollen. Wer nun jene Anschauungen verwerfen will, wird doch zugestehen müssen, daß

---

[1] Rossetti, Memoir p. LXXV.

[2] Einige Biographen behaupten zwar, die Trennung Shelley's von Harriet sei infolge einer Uebereinkunft der Gatten vor sich gegangen. Dem ist jedoch nicht so. Shelley verließ Harriet ohne vorausgegangene Verständigung, ohne daß Harriet ihre Zustimmung zu der Trennung gegeben hätte. S. Garnett, Relics p. 147.

[3] Middleton, Life of Shelley I, p. 63.

Shelley's Stellung an der Seite Harriet's zu einer verzweiflungsvollen geworden war und zu einer doppelt und dreifach verzweiflungsvollen, erwägt man, wie namenlos leidenschaftlich sein Herz empfand, so daß eine Flucht in der That die einzige Rettung war, die es für ihn gab. Nur über Eins wird selbst der billigst denkende und toleranteste Beurtheiler nicht ohne Kopfschütteln hinwegkommen können: daß Shelley im eigentlichen Sinne des Wortes Harriet verlassen, daß er eine Verständigung mit ihr gescheut habe. Doch läßt sich das letzte Urtheil über die Sache noch nicht aussprechen. Lady Shelley sowohl als auch R. Garnett geben die Versicherung, daß Dokumente existiren, welche das Verfahren des Dichters, ohne daß ein Flecken auf Harriet falle, rechtfertigen. Und gesetzt, es sollte gleichwohl nicht gelingen, Shelley in den Augen der Welt vollkommen zu rechtfertigen, so wird der billig Gesinnte sich nicht für berechtigt halten, über einen Mann strenge moralisch zu Gericht zu sitzen, dessen Leben so reich war an Thaten edelster Menschenliebe, dessen Persönlichkeit idealer und herrlicher war, als die irgend eines seiner Zeitgenossen, weil er einmal irrte, irrte unter der zwingenden Gewalt von Leiden, die Worte schwer zu bezeichnen vermögen.

Bald nach ihrer Ankunft in Bath gebar Harriet einen Knaben, Charles Bysshe, der im Jahre 1826 starb. Wie wenig Kummer die Trennung von ihrem Gatten ihr bereitete, beweist der Umstand, daß sie bald eine andere Verbindung einging, deren unglücklicher Ausgang ihrem Herzen den Todesstoß gab. Sie beendete am 10. November 1816 ihr junges Leben, indem sie sich

in die Serpentine stürzte. Nur die böswilligste Verblendung wird Shelley die Schuld an ihrem Tode beimessen. Die zeitliche Entfernung vom Juni 1814 bis November 1816 und die Ereignisse, die in diesen Zeitraum fallen, beweisen, daß kein Zusammenhang zwischen der Trennung Shelley's von seiner Frau und dem Selbstmorde der letzteren bestand.

X.

Verbindung mit Mary Godwin und erste Reise nach der Schweiz. — London. — Bishopsgate Heath.

Ob Shelley vor oder nach seiner Trennung von Harriet Mary Godwin seine Leidenschaft gestand, läßt sich nicht feststellen. Wie er sich ihr näherte und wie er um ihre Liebe warb, wollen wir von Lady Shelley hören.[1] „Sein Schmerz, seine Vereinsamung, seine Verschiedenheit von anderen Männern, seine genialen Anlagen, sein beredter Enthusiasmus machten einen tiefen Eindruck auf Godwin's Tochter Mary, damals ein Mädchen von sechszehn Jahren, die gewohnt war, von Shelley als von etwas Seltenem und Besonderem sprechen zu hören. Als sie eines Tages auf dem Friedhofe von St. Pancraz am Grabe ihrer Mutter waren, erzählte er ihr in glühenden Worten die Geschichte seiner schicksalsschweren Vergangenheit, wie er gelitten habe, wie er mißverstanden worden sei und wie er, wenn er ihre Liebe gewänne, hoffe, in Zukunft seinen Namen mit den Weisen und Guten verbinden zu können, die für ihre Mitmenschen gekämpft haben und bei allen Stürmen der Sache der Humanität treu geblieben

[1] Memorials p. 67 fl.

sind. Ohne zu zaudern, legte sie ihre Hand in die seine und verband ihr Schicksal mit dem seinen. — Die Theorien, in denen die Tochter der Verfasser von „Political Justice“ und „Rights of Woman“ erzogen worden war, erhoben sie über jeden Conflict zwischen Pflicht und Liebe. Sie war das Kind von Eltern, deren Schriften den Beweis führten, daß die Ehe eine jener Einrichtungen sei, die eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit abstellen würde. Durch ihren Vater, den sie liebte, durch die Schriften ihrer Mutter, die sie verehrte, waren diese Lehren ihrem Geiste vertraut geworden. Es war also natürlich, daß sie auf die Eingebung ihres Herzens hörte und ihr Schicksal mit einem Mann vereinigte, der ihrer Liebe so würdig war.“

Mary verband sich ohne Zustimmung ihres Vaters mit Shelley. Am 28. Juli verließen sie London in Begleitung von Miß Clairmont, einer Tochter der zweiten Frau Godwin's aus einer früheren Verbindung, die bis dahin im Hause Godwin's gelebt hatte. Da ihre Mutter nicht zugeben wollte, daß sie dem Paare folge, geschah die Abreise insgeheim und in aller Eile. Miß Clairmont begleitete Shelley und Mary von nun auf all' ihren Wanderzügen. Sie war um Vieles älter als Harriet, eine glänzende Erscheinung, lebhaft, leidenschaftlich und nicht minder frei gesinnt wie Mary. Die drei Reisenden setzten von Dover auf einem offenen Boote nach Calais über, mit Sturm und Wellen kämpfend, und begaben sich nach Paris. Hier verkaufte Shelley seine Uhr und schickte Harriet den Erlös. Sie kauften einen Esel für ihr Gepäck und setzten die Reise zu Fuß fort. Schon in Troyes

ging die Fußtour jedoch in eine Wagenfahrt über, da sich Shelley den Fuß verstauchte. Ein Maulthiergespann beförderte sie über den Jura, und sie zogen bei Neufchâtel in die Schweiz ein. Dort umschwärmten sie den Luzerner See und ließen sich kurze Zeit in Brunnen nieder, wo Shelley die Erzählung „The Assasins“[1] begann, die er später an anderen Orten fortsetzte, aber niemals beendete. Das Fragment beweist, daß er die „Zastrozzi“- und „St. Irvyne“-Romantik noch nicht überwunden hatte. Geldmangel zwang die Reisenden jedoch, bald wieder nach England zurückzukehren, und zwar machten sie die Rückreise ganz zu Wasser, die Reuß und den Rhein hinab. Am 13. September landeten sie in Gravesend. Mrs. Shelley hat diesen Ausflug in ihrer „History of a Six Weeks Tour“ geschildert.[2] Die schönen Scenerien des Luzerner Sees und besonders die Rückreise auf dem Boote regten Shelley's Phantasie mächtig an, und im „Alastor“ hat er eine Erinnerung an die Reise eingewoben.

Der Herbst dieses Jahres, den sie wie auch den folgenden Winter in London zubrachten, war für Shelley eine Zeit ungewöhnlich großer pecuniärer Bedrängniß und zugleich eine Zeit großer Vereinsamung. Godwin ignorirte ihn, andere Freunde waren von ihm abgefallen. Bald aber sollte sich Shelley's äußere Lage um Vieles verbessern. Am 6. Januar 1815 starb Sir Bysshe. Die Baronie ging auf Shelley's Vater über, und Percy war der nächste Erbe derselben, sowie eines großen Vermögens und aller Familiengüter. Es kam zu einer Abmachung

---

[1] Forman VI, p. 221 ff. [2] Forman p. 119 ff.

zwischen ihm und seinem Vater, demzufolge er ein Jahreseinkommen von tausend Pfund erhielt, von dem sofort ein Theil für Harriet abgesondert wurde.[1]

Schon im Sommer 1811 hatte sich Shelley kurze Zeit mit medizinischen Studien beschäftigt und damals sogar den Plan gefaßt, sich diesem Fache ganz zu widmen. Im Winter 1815 nahm er diese Studien wieder auf, besuchte die Spitäler Londons, um Kenntnisse zu sammeln, mit denen er den Armen nützlich sein könnte.[2] Während er jedoch großmüthig für fremdes Wohl bedacht war, war seine eigene Gesundheit bedenklich erschüttert. Im Frühling 1815 sagte ihm ein berühmter Arzt Londons, daß er im höchsten Grade schwindsüchtig sei; es hatten sich Abscesse an der Lunge gebildet, und er litt an heftigen Schmerzanfällen. Er war in den nächsten drei Jahren darauf gefaßt, daß er jung sterben werde; im Jahre 1818 schwanden jedoch alle Zeichen der Schwindsucht in räthselhafter Weise, während ihn Krampfanfälle und Seitenstechen bis an sein Lebensende folterten.

Im Sommer dieses Jahres besuchte Shelley mit Mary und Miß Clairmont die Südküste von Devonshire und ließ sich schließlich in Bishopsgate Heath in der Nähe des Windsor-Waldes nieder, wo er bis zum Frühling des nächsten Jahres blieb. Ende des Sommers fuhr er mit Peacock und einem Bruder von Miß Clairmont, die beide

---

[1] Indessen war er für's Erste noch nicht von allen pecuniären Kalamitäten befreit. S. Rossetti, Memoir p. LXXX.

[2] Es ist jedoch möglich, daß Shelley vor dem Tode seines Großvaters daran dachte, Arzt zu werden, um sich Lebensstellung und Erwerb zu verschaffen. S. Medwin I, p. 224.

auf Besuch bei ihm waren, in einem Boote die Themse hinauf bis zu den Quellen derselben und dichtete damals die schönen Verse auf dem Kirchhofe von Lechdale in Gloucestershire. Peacock will von jener Fahrt die Leidenschaft herleiten, die Shelley später für Ruder- und Segeltouren faßte. Mit mehr Recht könnte man die große Flußreise, die Mrs. Shelley in ihrer „History of a Six Weeks Tour“ beschrieben hat, für die Ursache dieser Leidenschaft halten. Medwin behauptet, daß Shelley schon in Brentfort und Eton eine Vorliebe für Bootfahrten gehabt habe, und in Bezug auf Eton hebt diese Vorliebe auch Middleton hervor, während W. S. Halliday behauptet, Shelley dort niemals auf dem Wasser gesehen zu haben.[1] Hogg spricht nicht davon, daß Shelley in Oxford geschifft habe; er kann immerhin als Knabe eine Neigung für Wasserfahrten gehabt haben, die ihn dann einige Zeit verließ, um in späterer Zeit, wahrscheinlich infolge seiner Rückreise aus der Schweiz, wieder zum Vorschein zu kommen und sich in seinen letzten Lebensjahren bis zur Leidenschaft zu steigern. Wie Mrs. Shelley bemerkt, liebte Shelley Southey's „Thalaba“ besonders wegen der Beschreibung der Bootfahrt, und in seiner eigenen Poesie spielen Boote und Bootfahrten eine große Rolle. Mit seiner Vorliebe für das Wasser und nautische Vergnügungen hing auch seine kindliche Neigung zusammen, papierne Boote zu verfertigen. Er hatte diese Liebhaberei schon in Oxford[2], obwohl er damals noch nicht der geschickte Schiffsbaumeister war, der er später wurde. Die bekannte Anekdote, daß

---

[1] Bei Hogg I, p. 44. [2] Hogg I, p. 48 fl.

er einmal in Ermangelung eines andern Papiers eine Fünfzigpfundnote nahm und ein Schiffchen daraus formte, ist ganz unverbürgt, und Hogg bezweifelt ihre Wahrheit wohl mit Recht. Dagegen mag Shelley, mit Papierbooten spielend, allerdings einmal gesagt haben, daß er auf einem derselben Schiffbruch leiden möchte. Rossetti bemerkt: „Es ist merkwürdig zu verzeichnen, wie oft, vor der schließlichen Katastrophe, die Idee des Ertrinkens mit Shelley verbunden wurde, einmal auf dem Wege des Scherzes, dann in einer Stelle seiner Schriften, dann durch Unglück in seiner Familie, endlich durch Gefahren, die ihn selbst bedrohten.“[1]

Bald nach seiner Rückkehr von dem Ausfluge zu den Quellen der Themse ging etwas Wunderbares in ihm vor: als er im Schatten der mächtigen Eichen des Windsorwaldes einher wandelte, fand sein Dichtergenie das erste Mal seinen eigensten Ausdruck. Er dichtete den „Alastor“.

---

[1] Memoir p. LXXXI.

XI.

„Alastor". — Prosaschriften.

1.

„Alastor" erschien im Jahre 1816 mit einigen anderen Gedichten, wie „Veränderlichkeit", „Dakrusi Dioiso", „Ein Sommerabend auf dem Kirchhof von Lechdale", alle tief melancholischen Inhaltes, alle Ausströmungen eines Herzens, das sich einem baldigen Untergang geweiht weiß. „Alastor," sagt Mrs. Shelley, „ist in einer ganz anderen Weise geschrieben, wie ‚Königin Mab'. In der letzteren strahlte Shelley all die theuern Ideen seiner Jugend aus, all die unüberwindlichen Gefühle seiner Sympathie, des Tadels, der Hoffnung, zu denen die Uebel der Gegenwart und das, was er für die besondere Bestimmung seiner Mitmenschen hielt, Veranlassuug gab. Alastor enthält im Gegentheil nur ein individuelles Interesse." Alastor eröffnet die Reihe jener Dichtungen, in denen Shelley einen Selbstreflex gegeben, eine Gestalt eingeführt, in deren inneren und äußeren Charakteristiken er ein Bild seiner Persönlichkeit dargestellt hat. „Alastor" ist der griechische Name eines bösen Dämons, der seine Opfer in die Einsamkeit schleppt. Er bezeichnet das Schicksal des Helden

der Dichtung. Dieser, ein edler, unschuldiger Jüngling, der die Begeisterung des Dichters mit dem Erkenntnißdurst des Philosophen vereinigt, hat sich von seinen Mitmenschen isolirt und wird deshalb „von den Furien einer unwiderstehlichen Leidenschaft"[1] gestraft, indem er vergebens nach einem Wesen auf Erden sucht, welches dem Idealbild seiner Phantasie entspräche, und ihm eine volle, allseitige Sympathie entgegenbrächte. Er verläßt, nachdem die erste Jugend geschwunden, seine Heimath um fremde Länder zu durchwandern und ist glücklich in Betrachtung der Herrlichkeiten der Natur und der hehren Ueberreste aus vergangenen Zeiten. Als er aber eines Nachts in einem fernen indischen Thale entschlummert, hat er eine wunderbare Traumvision.

„Ein verschleiert Mädchen,
So träumt er, säße neben ihm und spräche
Mit feierlichen Tönen sanft ihn an.
Die Stimme glich der Stimme seiner Seele,
Wie er bei ruh'gem Denken sie vernahm;
Und ihre Musik hielt, wie wenn das Säuseln
Der Lüfte sich mit Stromesrauschen mischt,
Sein innerst' Herz in ihrem Zaubernetz
Voll bunten Wechsels lange festgebannt.
Von Wissen sprach, von Wahrheit, Tugend sie,
Von hehren Hoffnungen erhab'ner Freiheit,
Von allen seinen theuersten Gedanken,
Von Poesie, selbst eine Dichterin.
Bald strömte eines reinen Geistes Gluth
Durchdringend Feuer durch ihr ganzes Wesen,
Und wilde Rhythmen hub sie an, indeß
Ein bebend Schluchzen ihr die Stimme halb

[1] S. Shelley's Vorwort zu der Dichtung.

Erstickte, die von sanfter Inbrunst schwoll.
Und ihre schönen Hände waren bloß
Und sie entlockten einer Wunderharfe
Seltsame Melodie, und in der Adern
Vielästiger Verzweigung sprach das Blut
Beredtsam eine unsagbare Mähr.
Das Pochen ihres Herzens hörte man
Der Musik Pausen füllen, und ihr Odem
Fiel in die Unterbrechung des Gesanges
Wildathmend ein."

Als er aufgeschreckt durch diese Vision beim hellen Morgenlicht erwacht, ist er ein Anderer. Von namenloser Sehnsucht getrieben[1], sucht er vergebens nach einem irdischen Ebenbild dieser Schöpfung seiner Phantasie, durcheilt Fluren und Wildnisse, durchschifft Meere und Flüsse, bis er „gebrochen durch seine Enttäuschung in ein frühes Grab steigt".

Shelley hat in der verhängnißvollen Sehnsucht des Dichterjünglings ein allegorisches Bild eigener Seelenzustände gegeben. Die Vision, von der er den Jüngling träumen läßt, ist, das sehen wir, nichts Anderes, als die Ahnung von dem Geiste der Liebe und Schönheit, als welchen Shelley die Weltseele nun schon viel intensiver empfinden mochte, als zur Zeit, als er „Königin Mab" schrieb. Bei seiner bewundernden Verehrung für edle Frauen war es begreiflich, daß die Weltseele, von der er träumte, in die er sich immer inniger versenkte, in seiner Phantasie einen mehr weiblichen Charakter annahm. Allein er begnügte sich nicht mit der Liebe zu der unsichtbaren,

[1] Vgl. die merkwürdige, italienisch geschriebene und von Shelley selbst in's Englische übersetzte Fabel bei Forman VII.

ewigen Macht. Wie der Jüngling in „Alastor" verlangte er sehnsuchtsvoll, doch vergebens, nach einem sichtbaren Abbilde derselben, nach einer Idealgestalt, in der das Ewige mit dem Menschlichen, wie in einer hellenischen Göttergestalt, harmonisch verschmolzen wäre. Aber Shelley wußte zugleich, daß solche Harmonisirung nicht mehr als ein Traum sei, er wußte dies schon, als er „Alastor" schrieb, wie ja das tragische Ende der Dichtung deutlich verräth. Gleichwohl konnte er in dichterischer Ekstase, bei tiefer Erregung des Gefühls ein angebetetes Wesen zu einer Incarnation jener geistigen Macht sublimiren, um jedoch seines Irrthums alsbald schmerzlich inne zu werden. Dieser tragische Zwiespalt zwischen der Sehnsucht, einem Wesen zu begegnen, in dem das Ewige in ungebrochenem Glanze sich darstelle, und der Einsicht, daß solche Verschmelzung außer dem Bereiche des Möglichen liege, begleitete ihn durch's Leben und ist das ergreifendste Moment seiner Seelengeschichte.

Der Dichterjüngling in „Alastor" ist allerdings ein Selbstreflex Shelley's, aber ein allzu ätherischer, mondscheinhafter, verfließender. Er ist eine durchaus unwirkliche Figur und hat kein Verhältniß zum Leben. Er ist selbst die höchste Schönheit, Vollkommenheit, Weisheit und Güte, und wir fragen, wie kommt er auf diese Welt, in der es das Vollkommene nicht giebt? Oder giebt es das Vollkommene, warum sollte es sich ein zweites Mal nicht finden, warum sollte der Jüngling sein weibliches Ebenbild nicht finden? Einen tiefen Zug seines eigenen Geistes berührt Shelley, wenn er von dem Jünglinge sagt:

„Jedweder Anblick
Und Ton der weiten Erde und der Luft
Fand einen Wiederhall in seinem Herzen“,

und dann:

„Er folgte
Den räthselhaften Schritten der Natur
Gleichwie ihr Schatten nach.“

„Alastor“ ist die erste bedeutende dichterische Manifestation von Shelley's tiefem, unvergleichlichem Naturgefühle, nicht aber die erste Manifestation seines Naturgefühls überhaupt, denn schon in „Königin Mab“, ja selbst in seinen ersten Novellen hat er demselben Ausdruck gegeben. Er, dessen Herz von Menschenliebe überströmte, empfand zugleich ein glühendes Verlangen nach der Liebe der Menschen. Allein sie wurde ihm versagt, deshalb warf er sich an die Brust der Natur und diese ward ihm eine Trösterin. So sagt er in einer kleinen fragmentarischen Abhandlung „Ueber die Liebe“, „daß wir in dem verlassenen Zustande, wo wir von Menschen umringt sind, und diese doch nicht mit uns sympathisiren, Blumen, frisches Grün, das Wasser, den Himmel, die Beredtsamkeit des Windes und der Wogen mit einem Entzücken, gleich demjenigen lieben, mit dem wir der Stimme einer Geliebten lauschen, deren Gesang für uns allein ertönt“. Und kein Dichter hat die Reize und Schönheiten, die Formen und Töne der Natur mehr geliebt und tiefer empfunden, keiner ihre größten Gestalten und verschwindendsten Einzelheiten mit solcher Innigkeit umfaßt und durchgeistigt. Jedes Wesen verkündete ihm das Geheimniß seiner Existenz oder vielmehr er legte in jedes eine Seele,

seine Seele. Von den Gestalten der Erde erhob er sich zu den Erscheinungen der Luft und über diese hinaus, unserem Auge wie ein Luftballon entschwebend, in das All, wo sich seine Phantasie unter den Gestirnen tummelt. Der Anblick der Natur wirkte auch beim Dichten ungemein belebend auf seine Phantasie, und er schrieb die Mehrzahl seiner Werke unter freiem Himmel. So „Laon und Cythna", während er in einem Boote auf der Themse unter den Buchen von Bisham bei Marlow dahinglitt, oder die schöne Umgebung von Bisham durchwanderte, „Julian und Maddalo" in einem Laubengange der Villa Cappuccini bei Este, den größten Theil des „Entfesselten Prometheus" auf den bergartigen Ruinen der Bäder des Caracalla, die „Cenci" auf dem terrassenförmigen Dache der Villa Valsovano bei Livorno, den „Triumph des Lebens" in einem Boote in der Bucht von Spezzia, und auch der Golf von Neapel, die Pinienwälder von Pisa, die Cascinen von Florenz sahen viele seiner schönsten Gedichte in ihrem Bereiche entstehen.

In „Alastor" werden uns die mannigfachsten Scenerien, Meer-, Fluß- und Waldlandschaften vorgeführt, welche der Dichterjüngling durcheilt, vergebens nach einem Abbilde seiner Vision suchend. Aber wir sehen es sogleich: es ist kein Landschaftsmaler, der hier schildert, es ist kein Dichter, der ein Bild der Wirklichkeit geben will. Shelley giebt etwas Höheres als die Wirklichkeit, seine Scenerien haben einen geistigeren, idealeren Charakter als diejenigen der Natur, wir müssen uns erst mit seiner Schilderungsart vertraut machen, damit uns, sind wir mit ihr vertraut, der edelste Genuß aus ihr erwachse.

2.

In das Jahr 1815 fällt auch eine Reihe von Prosaschriften, so die Essays, „On Punishment of Death“, On Love“, „On Life“, „On a Future State“, ferner „Speculations on Metaphysics and Morals“ und der „Essay on Christianity“. Sie alle sind jedoch Fragmente.[1]

Der Essay „Ueber die Todesstrafe“ ist nur ein neuer Beweis dafür, daß Shelley's Gedanken sich unausgesetzt mit dem Wohle der Menschen und der Verbesserung der menschlichen Gesellschaft beschäftigten. Er bringt hier Gründe gegen die Todesstrafe vor, die für seine Zeit neu sein mochten, und tritt den herkömmlichen Anschauungen mit der ihm eigenen polemischen Schärfe entgegen. Mrs. Shelley bemerkt: „Das Fragment seines Essays über die Todesstrafe hat den Werth, den die Stimme eines Philosophen und Dichters besitzen muß, welcher zu Gunsten der Menschlichkeit und der Cultur sich äußert. Es bringt all die Argumente vor, welche nur ein phantasiereicher Mann, der die Gefühle seiner Mitmenschen lebhaft mitzuempfinden vermag, zu denken im Stande ist und vermittelt dieselben dem ruhigen Denker mit der Logik der Wahrheit.“[2] Das Fragment bekommt in unseren Augen um so höhere Bedeutung, bedenken wir, daß unter Georg III. jährlich im Durchschnitt 2000 Diebe gehenkt wurden.

In dem Schriftchen „Ueber die Liebe“ schildert Shelley das Wesen derselben folgendermaßen: „Sie ist

[1] Forman, Prose W. II.

[2] Essays and letters from abroad, Preface p. XI.

jene mächtige Hinneigung zu allem, was wir außer uns begreifen, fürchten oder hoffen, wenn wir in unseren eigenen Gedanken den Abgrund einer unbefriedigenden Leere finden und in allen vorhandenen Dingen eine Theilnahme für das zu erwecken suchen, was wir in uns selbst erfahren haben. Wenn wir denken, wollen wir verstanden werden; wenn unsere Phantasie gestaltet, wollen wir, daß die luftigen Kinder unseres Gehirns in anderen Gehirnen wiedergeboren werden; wenn wir empfinden, wollen wir, daß die Nerven der Anderen mit den unseren mitschwingen, daß die Strahlen ihrer Augen zugleich mit den unsern aufleuchten und sich mit diesen vermischen und verschmelzen, daß Lippen, die von dem besten Blute des Herzens erzittern und glühen, nicht solchen Lippen antworten, die bewegungslos wie Eis. Dies ist Liebe, das ist das Band und die Weihe, welche den Menschen nicht nur mit dem Menschen, sondern mit jedem vorhandenen Dinge verbindet." Als eine Fortsetzung dieser Abhandlung ist die Erzählung „Das Colosseum"[1] zu bezeichnen, die einige Jahre später begonnen wurde, doch gleichfalls unvollendet geblieben ist. Hier führt sich Shelley selbst in der Gestalt eines idealen Griechenjünglings ein und läßt einem blinden Greise das Wesen der Sympathie in Uebereinstimmung mit den eben angeführten Worten schildern.

Die unvollendeten Abhandlungen „Ueber das Leben" und „Ueber den zukünftigen Zustand" und die gleichfalls unvollendeten „Metaphysischen und moralischen Spekulationen" bilden mit der „Nothwendigkeit des Atheismus",

---

[1] Forman VII, p. 27 ff.

mit der „Widerlegung des Deismus" und mit den Anmerkungen zur „Königin Mab" die Gesammtsumme dessen, was Shelley über philosophische Fragen in der Form begrifflicher Entwickelung niedergeschrieben hat. Der Versuch über das Leben und die metaphysischen Spekulationen sind insofern von Bedeutung, als sich Shelley hier als Vertreter der Hauptlehren Berkeley's darstellt, von welch' letzterem sein Geist mehr als von irgend einem anderen Philosophen befruchtet wurde.[1] Die Einheitlichkeit, der Spiritualismus der Berkeley'schen Weltanschauung machten einen tiefen Eindruck auf ihn, doch hat er sich nie bemüht, dieselbe übersichtlich darzustellen. Nach Berkeley und Shelley giebt es nur vorstellende Geister; das, was wir Dinge nennen, sind Gedanken, das Universum ist eine ungeheure Zusammenschichtung und Zusammenballung von Vorstellungen und Bildern.[2] Die gröberen derselben, welche eine starre und ständige Masse bilden, nennen wir Materie, während sich die feineren von Stufe zu Stufe bis zu den zartesten und erhabensten Gebilden der dichterischen

---

[1] Daß ihn die Lehren desselben jedoch, als er sie kennen lernte, nicht sogleich überzeugten, sagt ein Brief an Godwin bei Hogg II, p. 146.

[2] On Life (Prose W. II, p. 253): "I confess that I am one of those who am unable to refuse my assent to the conclusions of those philosophers who assert that nothing exists but as it is perceived. It is a decision against which all our persuasions struggle, and we must be long convicted before we can be convinced that the solid universe of external things is "such stuff as dreams made off."" Speculations on Metaphysics I.: "A catalogue of all the thoughts of the mind, and of all their possible modifications, is a cyclopedic history of the universe." S. den dritten Abschnitt derselben Abhandlung.

Visionen und Träume erheben, welche, im Unterschiede von den Materie genannten Vorstellungen, vorübergehender und flüchtiger Natur sind. Es giebt daher keine generellen Unterschiede zwischen unseren Gedanken, sondern nur solche nach Feinheit, Stärke, Dauer und zeitlicher Wiederkehr.[1] Mit Berkeley behauptete Shelley auch, daß der Geist nur receptiv, nicht creativ sei, also nicht die Grundlage der Dinge, oder der Urheber der Gedanken sein könne. In dem Versuch über das Leben, in dem er dieser Anschauung Ausdruck giebt — „der Geist," sagt er, „vermag, soweit wir seine Eigenthümlichkeiten erkennen, nicht zu schaffen, er kann blos aufnehmen" — bemerkt er

---

[1] Ibid.: "Thoughts or ideas, or notions, call them what you will, differ from each other, not in kind, but in force. It has commonly been supposed that those distinct thoughts which affect a number of persons, at regular intervals during the passage of a multitude of other thoughts, which are called real, or external objects, are totally different in kind from those which affect only a few persons, and which recur at irregular intervals, and are usually more obscure and indistinct, such as hallucinations, dreams, and the ideas of madness. No essential distinction between any of those ideas, or any class of them, is founded on a correct observation of the nature of things . . ." Und später: "A scale might be formed, gratuated according to the degrees of a combined ratio of intensity, duration, connection, periods of recurrence, and utility, which would be the standard, according to which all ideas might be measured, and an uninterrupted chain of nicely shadowed distinctions would be observed, from the faintest impression on the senses, to the most distinct combination of those impressions; from the simplest of those combinations, to that mass of knowledge which, including our own nature, constitutes what we call the universe." S. „Essays and letters from abroad etc." Preface p. XII.

ferner und gleichfalls in Uebereinstimmung mit Berkeley: „Es ist unendlich unwahrscheinlich, daß die Ursache des Geistes, das heißt des Daseins, dem Geiste ähnlich sei.“ [1] In einem Briefe an Leigh Hunt (vom 27. September 1819) [2] sagt er, daß er seine Ueberzeugungen in Betreff der Ursache des Universums auf den eben angeführten Satz gegründet habe. Welcher Art diese Ueberzeugungen waren, erfahren wir jedoch nicht; es findet sich in den uns erhaltenen Prosaschriften von ihm nichts, was uns über diesen wichtigen Punkt orientiren könnte. Hätte man von Shelley nähere Aufschlüsse über denselben verlangt, er hätte schwerlich eine befriedigende Antwort zu geben vermocht. Sagt er doch einmal: „Wir können unsere tiefsten Gedanken nicht ausdrücken: sie sind uns selbst unverständlich.“ Indessen bezieht er sich in seinen Dichtungen einige Male ganz offenbar auf die „Ursache des Geistes“, das tiefste Weltprincip. So vor Allem im „Entfesselten Prometheus“, wenn Demogorgon auf die Frage Asia's, wer der Schöpfer der Dinge, der Urheber des Bösen, der Herr des Zeus sei, antwortet:

„Ja, wenn der Abgrund sein Geheimniß nur
Ausspeien könnte! Doch die Stimme fehlt.
Und ewig bildlos bleibt die tiefe Wahrheit.“

Ferner kommt hier eine Stelle aus „Adonais“ (Str. 19) in Anbetracht, wo es heißt:

„Durch Hain und Berg und Strom und Ocean
Der Erde Herzen Werdelust entstrebt,

[1] Forman VI, p. 262.

[2] Forman VIII. Garnett, Letters, p. 130.

Wie von dem großen Weltenmorgen an,
Als ob dem Chaos Gott zuerst geschwebt,
Im Wechsel lebend . . .“

Endlich begegnen wir dem Gedanken von einem tiefsten Weltprincipe auch in dem schönen Fragment „Das Boot auf dem Serchio“.

„Sie wachen all' zum Werk, das Er ersann,
Der uns allein zu seinen Zwecken kehrt.“[1]

Aus seinem Schweigen über die „Ursache des Geistes“ in seinen Prosaschriften und dem Erwähnen derselben in seiner Poesie ersehen wir aber, daß jene Ueberzeugungen, von denen er in dem Briefe an Leigh Hunt spricht, nur solche seiner Phantasie und seines Gefühls[2], doch nicht solche seiner Vernunft waren. Weit mehr als der Gedanke von dem tiefsten Weltprincipe beschäftigte ihn der von dem „Geiste der Natur“, oder der „geistigen Schönheit“ (Intellectual Beauty), welche man jedoch nicht mit dem Urgrund der Welt identificiren darf — Shelley bezeichnet sie ja als geistige Macht —, vielmehr dachte er sie sich als Vermittlerin zwischen dem Urgrund und der Menschheit. Kaum hat er jedoch den Versuch gemacht, seine Lehre von dem Geiste der Natur mit den Anschauungen, welche er von Berkeley übernommen, in Zusammenhang zu bringen. Man darf bei Shelley eben kein abgeschlossenes philosophistisches System suchen, er besaß nur Philosopheme; auf gewisse Haupt- und Grundfragen der Philosophie,

---

[1] S. die Zusammenstellungen bei Rossetti am Schluß seines Memoirs und J. Todhunter, A Study of Shelley, p. 20 ff.

[2] Vgl. Todhunter a. a. O. p. 20.

wie z. B. nach dem Ursprung des Bösen, hat er nie eine Antwort zu geben gewußt. An seinen Philosophemen aber hat die Phantasie und das Gefühl weit mehr Antheil, als Verstand und Vernunft; sie waren im Wesentlichen die Produkte seiner menschenfreundlichen Gesinnungen und poetischen Stimmungen. Wir sahen, daß er zuerst wünschte, die Seele des Universums möge der Geist allgemeiner, ewiger Liebe sein, und daß aus diesem Wunsche seine Lehre vom Geist der Natur sich entwickelte. Philosophie und Religion waren daher Eins bei ihm, der Gegenstand seiner philosophischen Lehre war zugleich der seiner tiefen religiösen Pietät. Er war von der Wahrheit der Visionen seiner Phantasie deshalb so fest überzeugt, daß er sich nicht bemühte, ihre Wahrheit zu beweisen. Mit Recht bemerkt Todhunter[1]: „Bei all' seinem Durst nach positiver Wahrheit, bei all' seiner Liebe für freie Unterredung, war Shelley doch mehr ein Dialektiker, der sich mit seinen Ideen beschäftigt, als ein wissenschaftlicher Philosoph, der sich um die Herbeischaffung und Anordnung von Thatsachen bemüht." Auch konnte der Philosoph in Shelley nicht lange selbständig bestehen, er schielte immer nach dem Dichter; es gebrach Shelley an Kraft und Geduld, lange bei der begrifflichen Entwickelung eines Gedankens auszuharren. Seine philosophischen Abhandlungen sind fast alle unvollendet geblieben, und es ist mehr als unwahrscheinlich, daß er, wie Mrs. Shelley meint[2], wäre er der Welt nicht vorzeitig verloren gegangen, eine vollständige Theorie des Geistes geschaffen haben würde, „eine

---

[1] p. 18. [2] „Essays and letters etc." Preface p. XVI.

Theorie, zu der Berkeley, Coleridge und Kant beigesteuert hätten, die aber einfacher, unwiderleglicher und vollständiger gewesen wäre, als die Systeme jener Denker." Wie mächtig der philosophische Zug aber in ihm war, beweist der Umstand, daß er doch nur bei der poetischen Verkörperung philosophischer Ideen wahrhafte Befriedigung fand. Durch die Uebernahme des Berkeley'schen Immaterialismus wurde die natürliche Idealität seiner Auffassung der Dinge erhöht. Es gab für seine Dichterphantasie schlechthin nichts Todtes, sie machte aus der Welt der Dinge eine Welt der Geister, und seine Naturschilderungen sind Gesichte der geistigen Schönheit.

In den „Moralischen Speculationen" wird als erste und wichtigste Quelle der Moral — wie wir es von Shelley nicht anders erwarten — das Wohlwollen (benevolence) und als Organ der Moral die Phantasie bezeichnet. „Phantasie oder das Geistesvermögen, sich Dinge im Voraus vorzustellen," heißt es hier, „ist jene Fähigkeit der menschlichen Natur, von der jeder Fortschritt, ja die geringste Veränderung abhängt.... Der einzige Unterschied zwischen dem selbstischen und dem guten Menschen besteht darin, daß sich die Phantasie des ersteren in engen Grenzen bewegt, während die Phantasie des letzteren einen ausgedehnten Umfang hat." Aus dieser Bestimmung der Phantasie folgt, daß die Poesie eine ethische Macht sei, wie sie Shelley im Gegensatz zu jenen, welchen die Kunst als Selbstzweck gilt, auch betrachtete. Er sagt in seiner „Defence of Poetry", der größten seiner Prosaschriften, welche im Jahre 1821 entstand: „Das große Werkzeug der Moral ist die Einbildungskraft, und die Poesie unter=

stützt die Wirkung, indem sie die Ursache beeinflußt. Die Poesie stärkt das Vermögen, welches das Organ der moralischen Natur des Menschen ist, in derselben Weise, wie Uebung ein Bein stärkt."[1] Der sittliche oder, um genauer zu sprechen, der reformatorische Beruf der Dichtkunst und des Dichters ergiebt sich für Shelley jedoch auch, wie Professor Masson[2] sehr richtig hervorhebt, aus der Weltanschauung, welche er mit Berkeley theilte. Indem die Gedanken Dinge sind und der Geist die Kraft besitzt, immer neue Gedankenverbindungen zu schaffen, welche die Ordnung der älteren Formen verändern und an deren Stelle treten, befindet sich das Universum in ständigem Fluß. Unter solchen Verhältnissen ist es die Aufgabe des Dichters, durch gewisse glänzend erfundene Phantasiegebilde die Masse von früher entstandenen Formen entweder sanft zu lösen, so daß neue Ordnungen entstehen, oder dieselbe mit Gewalt zu sprengen.[3] — Es genügt aber nach Shelley nicht, daß der Mensch wohlwollend sei, er muß auch gerecht sein. Erst aus dem Verein von Wohlwollen und Gerechtigkeit entsteht die Tugend. Besteht das Wohlwollen in dem Verlangen, der Urheber des Guten zu sein, so ist Gerechtigkeit die Erkenntniß der Art und Weise, wie das Gute zu üben sei. Den Zweck der tugendhaften oder guten Handlung sieht Shelley, wie Bentham und andere englische Moralphilosophen, darin, daß dieselbe der größten Anzahl von Menschen die höchste Lust bereite, doch fand

[1] Forman VII, p. 111.

[2] Wordsworth, Shelley Keats and other essays (London 1874), p. 133.

[3] S. Masson a. a. O.

dieser Punkt — der schwache Punkt der Shelley'schen Morallehre — schon bei Besprechung von „Königin Mab" Erwähnung.

In dem Essay „Ueber den künftigen Zustand" zeigt sich Shelley's Besonnenheit, die ihm verbot, Probleme lösen zu wollen, die sich der Lösung entziehen, in der Bemerkung, daß sich Leben und Geist zwar von allen anderen Dingen unterscheiden, daß aber nicht der Schatten eines Beweises vorhanden sei, sie wären von den anderen derart verschieden, um diese Periode zu überdauern, und daß nichts als unsere eigenen Wünsche uns verleiten können, solches anzunehmen.[1] Die Stellung, welche Shelley hier zu der Frage nach dem Schicksale der Seele einnimmt, verließ er auch niemals, wenn die Vernunft und nicht die Phantasie in ihm Wortführer war. Als ihn Trelawney in seinem Todesjahre frug, ob er an die Unsterblichkeit der Seele glaube, antwortete er: „Wir wissen nichts, wir haben keine Gewißheit."[2] Den Tod bezeichnete er wiederholt als den Enthüller. So sagte er ebenfalls zu Trelawney: „In unserem gegenwärtigen grob materiellen Zustand sind unsere Fähigkeiten verdunkelt; wenn der Tod die irdische Umhüllung entfernt, wird das Mysterium gelöst sein."[3] Und ein ander Mal: „Tod ist der Schleier, welchen die Lebenden Leben nennen; wenn sie schlafen, wird er gehoben sein." Wer sich jedoch in diesem Sinne äußert, verräth unwillkürlich ein gewisses Vertrauen in die Unzerstörbarkeit des Geistes, denn nur für den

[1] Forman VI, p. 278.

[2] Records of Shelley, Byron and the Author I, p. 92.

[3] I, p. 119.

unzerstörbaren Geist kann ein Mysterium gelöst und ein Schleier gehoben werden. Obwohl Shelley eingestand, daß wir über das künftige Schicksal des Geistes keine Gewißheit haben, so war es doch sein feuriger Wunsch und im tiefsten Herzen sein Glaube — der freilich selten ohne Beisatz von Furcht sein mochte —, daß dies Schicksal die Unsterblichkeit wäre. In sein Tagebuch schrieb er einmal[1]: „Ich hoffe, aber meine Hoffnungen sind nicht frei von Furcht darüber, was aus diesem unschätzbaren Geiste werden wird, wenn wir sterben.“

Wiederholt werden wir bei Besprechung seiner Dichtungen seinem feurigen Sehnen nach der Fortdauer des Geistes und seinem schüchternen Glauben an dieselbe begegnen. Nur einmal, in der ergreifenden Todtenklage „Adonais“ nämlich, wird die Unsterblichkeit der Seele, im Gegensatze zu dem weisen Urtheile seiner Vernunft, zu einer Ueberzeugung seiner Phantasie. Dies erklärt sich aus dem eigenthümlichen äußeren Anlasse und aus der stürmischen inneren Erregtheit, welchen das Gedicht seine Entstehung verdankt. Wie sich Shelley die Fortdauer des Geistes dachte, ob in der Form eines persönlichen Weiterbestehens oder in der eines Verschmelzens mit der Weltseele, läßt sich nicht feststellen.[2] Wie Todhunter richtig bemerkt, war Shelley's Hoffnung auf ein Leben jenseits des Grabes nur ein Corollarium seiner transscendentalen Philosophie.

Wir sahen, daß Shelley in „Königin Mab“ ein

---

[1] Essays and letters, Preface.

[2] Vgl. Essays and Letters, Preface.

falsches, unwürdiges Bild von Christus aufgestellt hatte; er war in der Zeit, als er jenes Gedicht schrieb, offenbar noch zu wenig in den Geist der Evangelien eingedrungen und verwechselte Christus mit den heuchlerischen Christen. Sein „Essay über Christenthum“ — der indessen nur aus einer Reihe fragmentarischer, abgerissener Gedanken besteht — sollte gewissermaßen eine Widerrufung jener in „Königin Mab“ ausgesprochenen Anschauungen werden. Man sieht, Shelley ist inzwischen ein begeisterter Verehrer jener Christusgestalt geworden, wie sich dieselbe noch idealer, als sie in Wirklichkeit gewesen sein mochte, in dem Bewußtsein der neueren Völker spiegelt. Shelley's natürliche Menschenliebe, sein Duldermuth, sein Mitgefühl, sein Abscheu vor der Rache, dem er so oft Ausdruck verliehen, stempelten ihn zu einem modernen Christus, und während die heuchlerischen Christen ihn verlästerten und verfolgten, gehörte er zu den Wenigen, welche den sittlichen Kern der christlichen Lehre begriffen hatten und in Uebereinstimmung mit derselben lebten und handelten. Seine Begeisterung für Christus wurde immer größer. Er hat ihn nicht nur im „Entfesselten Prometheus“ in einer wundervollen Vision eingeführt, sondern trug sich auch mit dem Plane, dessen Lebensgeschichte zu schreiben. Doch ist derselbe niemals zur Ausführung gekommen.

XII.

Zweite Reise nach der Schweiz. — Begegnung mit Lord Byron. — „Hymne an die geistige Schönheit."

Am 24. Januar 1816 wurde der erste Sohn Shelley's von Mary Godwin, sein Liebling William, geboren. Im Mai dieses Jahres gingen die Shelley's in Begleitung von Miß Clairmont ein zweites Mal nach der Schweiz. Shelley sehnte sich erstens, die Schweiz wiederzusehen und trachtete zugleich, England so schnell als möglich zu verlassen. Er war damals, wie er Peacock erzählte, von der Furcht befallen, daß sein Vater und einer seiner Oheime ihm eine Schlinge legen wollten, um ihn in's Gefängniß zu bringen. Wir haben in dieser Befürchtung jedoch ohne Zweifel nichts Anderes, als eine seiner Hallucinationen zu sehen.

Das Reiseziel war diesmal Genf. Sie kamen am 17. Mai dort an und ließen sich vorläufig im Hotel Sécheron nieder. Hier fand die erste Begegnung der beiden größten englischen Dichter dieses Jahrhunderts statt, denn am 25. Mai traf Lord Byron mit seinem Arzte, Dr. Polidori, in demselben Hotel ein. Bald darauf bezog Shelley mit den Seinen die Villa Allégre und Lord

Byron mit Polidori die wenige Minuten von ihr entfernte Villa Diodati.

Shelley hatte Lord Byron seiner Zeit „Königin Mab" mit einem Begleitbriefe übersandt, letzterer war jedoch verloren gegangen, so daß vor ihrer persönlichen Zusammenkunft keine Verbindung zwischen den beiden Dichtern bestand.[1] Nur mit einem Mitglied des Shelley'schen Kreises war Lord Byron schon in London bekannt geworden, mit Miß Clairmont. Diese wünschte ein Engagement am Drurylane-Theater und hatte Lord Byron, der zu diesem Theater, wie bekannt ist, einige Zeit Beziehungen hatte, um seine Vermittelung gebeten, doch blieben ihre Bemühungen ohne Erfolg. Am Genfer See wurde die Bekanntschaft zu einem intimen Verhältnisse und die Frucht der kurzdauernden Verbindung war das Kind Allegra. Shelley und Mary, welche die Liebesaffaire nicht bemerkt hatten, waren nichts weniger als erfreut, als die Folgen zu Tage traten. Doch entzogen sie Miß Clairmont und ihrem Kinde ihr Wohlwollen nicht und sorgten für das letztere, bis es in das Haus seines Vaters überging, was im Sommer 1818 geschah.

[1] Thomas Moore weiß in seiner Biographie Lord Byron's zu erzählen (Life II. p. 22), daß Shelley Lord Byron in einem Briefe alle Schmähgerüchte mitgetheilt, die er über ihn gehört, und ihm gesagt habe, daß er nur dann seine Bekanntschaft zu machen wünsche, wenn er diese Gerüchte für falsch zu erklären vermöge. Weit glaubwürdiger klingt Medwin's Bericht (Life of Shelley I, p. 337), daß Shelley Lord Byron, als er im Hotel Sécheron mit diesem zusammentraf, brieflich all' die Schmähgerüchte, die über ihn selbst laut geworden, mitgetheilt und gesagt habe, daß er ihm nur dann näher treten wolle, wenn er nicht an dieselben glaube.

Obwohl sie sich vor diesem Zusammentreffen nicht gekannt hatten, entspann sich nun doch ein ungemein lebhafter Verkehr zwischen beiden Dichtern. Da sie in ihrer Vorliebe für Wasserfahrten übereinstimmten, schafften sie alsbald ein Boot an und unternahmen täglich entweder allein oder in Gesellschaft der Damen größere Spazierfahrten. Die Nächte wurden dem Gespräche gewidmet und dasselbe oft bis gegen Morgen ausgedehnt. Ob man über einen ernsten oder heiteren Gegenstand sprach, man fühlte sich immer angeregt und konnte sich nicht trennen. Der einzige graue Punkt an diesem schönen Himmel scheint der anmaßende und eifersüchtige Dr. Polidori gewesen zu sein. Obwohl sich die beiden Dichter so schnell zu einander hingezogen fühlten, ist es doch ein Irrthum, wenn Moore und Andere behaupten, daß es zu einer wirklichen Freundschaft zwischen ihnen gekommen wäre. Die Anziehung, welche sie aufeinander ausübten, war wesentlich geistiger Natur, es war die Sympathie, welche zwei geniale und durch ihre Genialität vereinsamte Menschen bei der ersten Begegnung blitzartig für einander ergreifen und unwiderstehlich zu einander hinziehen muß. Zu einer herzlichen Neigung, wie sie Lord Byron für seinen unvergeßlichen Schulfreund Lord Clare, Shelley für Leigh Hunt fühlte, kam es niemals zwischen ihnen. Lord Byron hat dies später Capitän Trelawney gegenüber offen ausgesprochen, und obwohl Shelley bei Anlaß eines Besuches, den er Lord Byron in Ravenna machte, seiner Frau schrieb, daß Lord Byron und er „ausgezeichnete Freunde“ seien, so beweisen doch andere Aussprüche, die er brieflich und mündlich über Byron that, daß derselbe sein Herz

nicht besaß. Sie waren eben grundverschieden veranlagt, was nicht ausschloß, daß sie vielfach auch geistesverwandt waren und dadurch Schicksalsgenossen wurden. Waren sie doch beide revolutionäre Geister im großen Stile, lebten sie beide im Kampfe mit der bigotten und heuchlerischen englischen Gesellschaft, die sich grausam an ihnen rächte, weil sie den Muth hatten, ihre Gebrechen aufzudecken, wandten sich beide, von ihr verstoßen, nach Italien und schufen hier die Werke, die sie unsterblich machten. Während sechs Jahren kreuzten sich ihre Lebenswege immer wieder? Wenn sie auch keine tiefere Zuneigung für einander fassen konnten — wie wirkten diese beiden mächtigen und edlen Geister auf einander, wie schätzten sie einander? Shelley wurde durch den Umgang mit Byron niemals günstig beeinflußt. Byron's Genie und Ruhm machten einen überwältigenden Eindruck auf ihn, er hielt Byron für den größeren Dichter und wurde in seiner Nähe gewöhnlich muthlos und flügellahm. So schreibt er im August 1821, nachdem er Werke, wie den „Entfesselten Prometheus" und „Die Cenci", geschaffen: „Ich verzweifle daran, mit Lord Byron zu rivalisiren, so gerne ich möchte, und es ist kein zweiter, mit dem es sich schwerer thun ließe." Und in einem Briefe vom Mai 1822 sagt er: „Ich habe zu lange in der Nähe Lord Byron's gelebt und die Sonne hat den Glühwurm ausgelöscht." Umgekehrt erhielt Lord Byron bei der ersten Begegnung mit Shelley die heilsamsten Impulse von dem reiferen und ideenreicheren Geiste desselben. Byron hatte vorher weder Zeit noch Lust zur philosophischen Vertiefung gehabt, während sich Shelley's philosophische Anschauungen damals

schon zu festen Formen herauskrystallisirt hatten. Shelley's mystische Lehre von dem Geiste der Liebe und Schönheit — welcher er in jener Zeit einen herrlichen Ausdruck geben sollte — machten einen tiefen Eindruck auf Byron, und die herrlichen pantheistischen Ausstrahlungen im dritten Gesang des „Childe Harold“ sind die unvergänglichen Spuren dieser geistigen Befruchtung, die er von dem jüngeren Dichter empfing. Byron stellte Shelley's Genius sehr hoch, noch höher aber dessen Persönlichkeit. Er, der so Wenige mit seinen Sarkasmen verschonte, erlaubte sich keine Scherze über Shelley, sprach oft in Ausdrücken der Bewunderung über ihn und sagte nach dessen Tode das schöne Wort: „Er war der idealste und am wenigsten sinnlich geartete Mensch, den ich je gesehen, voll Zartheit, selbstloser als alle anderen, er besaß einen Grad von Genie vereinigt mit einer Bescheidenheit, die ebenso selten als bewundernswerth ist. Er hatte aus sich ein schönes Ideal von Allem, was fein, groß und edel ist, gebildet und handelte getreu nach diesem Ideale.“ Shelley war bei aller Bewunderung für Byron's Genius nicht nur nicht blind für die Fehler seiner Persönlichkeit, sondern äußerte sich strenger über ihn, als man von einem so mildgesinnten Beurtheiler erwarten möchte.[1]

Ende Juni unternahmen beide Dichter in ihrem Boote eine Fahrt um den Genfer See. Sie besuchten die herrlichen Scenerien der „Nouvelle Héloise“, Shelley immer in dem Romane lesend, von welchem er sagte, „daß er von dem erhabensten Geiste und von mehr als menschlichem

[1] S. Forman VIII, p. 61, 212, 243, 280 etc.

Gefühlsreichthum überströme.“ In dem sogenannten Bosquet de Julie überkam ihn eine mächtige Bewegung. Er schreibt in einem tagebuchmäßigen Briefe an Peacock[1], in welchem er die Einzelheiten jener Fahrt mittheilt: „Warum zwangen mich die kalten Gesetze der Welt, in diesem Augenblicke die schwermüthige Bewegung zu unterdrücken, welcher nachzugeben so süß, so unermeßlich süß gewesen wäre, selbst wenn das Dunkel der Nacht die Gegenstände verschlungen hätte, welche sie hervorgerufen!“ Er war empört über die Rohheit des Klosters St. Bernhard, welches die Stelle, wo früher die Capelle stand, mit einem Haufen Steine kennzeichnete. In der Nähe von Meillerie, an derselben Stelle, wo St. Preux die Lust überkommt, sich mit Madame Wolmar in das Wasser zu stürzen, hätten sie fast Schiffbruch erlitten. Shelley lernte, obwohl er sich soviel auf dem Wasser bewegte, niemals schwimmen, und bedeutsam ist, was er an Peacock in dem genannten Briefe über die Gefühle schreibt, welche ihn im Augenblicke der Todesgefahr überkamen: „Ich hatte bei dieser nahen Aussicht auf den Tod ein Gemisch von Empfindungen, in dem sich auch Furcht befand, obwohl in untergeordneter Weise. Meine Gefühle wären weniger peinlich gewesen, wäre ich allein gewesen, aber ich wußte, daß mein Gefährte mich zu retten versuchen würde, und es lag etwas Demüthigendes in dem Gedanken, daß sein Leben durch meines gefährdet werden könnte.“ Hier haben wir ein Beispiel von Shelley's Muth und Furchtlosigkeit. Lord Byron, selbst einer der muthigsten Menschen, sagt, daß

[1] Forman, Prose W. II, p. 170 ff.

Shelley „kühn wie ein Löwe" war, und Trelawney, ein kühner, wilder Seemann, bemerkt beiläufig, daß man von Shelley sagen könne, er habe Furcht nicht gekannt.[1] Aber auch dieser Vorzug ging bei ihm in's Extrem: er war tollkühn, kannte keine Vorsicht und seine Umgebung schwebte in beständiger Sorge um ihn. Hogg bemerkt: „Wie oft habe ich es beklagt, daß die Natur, welche der Welt so selten ein mit solch' merkwürdigen Talenten begabtes Geschöpf schenkt, den Werth dieser Gabe unglücklicherweise dadurch verringert hatte, indem sie ihn mit einer verhängnißvollen Vorliebe für gefährliche Vergnügungen und mit einer Unbesonnenheit in der Hingabe an dieselben ausgestattet, so daß die Erhaltung seines Lebens von einem Tag zum andern ein Wunder erschien."[2]

Auf diese Seetour mit Lord Byron folgte eine Landtour mit Mary und Miß Clairmont in das Chamounithal. Den übermächtigen Eindruck, welchen er von der Scenerie empfing, welche sich hier seinen Blicken darbot, hat er sowohl in der „Ode an den Mont Blanc" als in einem Briefe an Peacock Ausdruck gegeben. Er sagt in dem letzteren[3]: „Ich wußte vorher nicht, ich stellte es mir nicht vor, was Berge wären. Die außerordentliche Höhe dieser Spitzen erregt, wenn sie plötzlich vor unseren Blicken aufsteigen, ein Gefühl ekstatischer Verwunderung, das an Wahnsinn grenzt. Obwohl (die Scenerie) von großer räumlicher Ausdehnung war, schienen die Schneepyramiden, welche in den hellen, blauen Himmel hinein ragten,

[1] Vgl. das Beispiel von Shelley's Muth in Mrs. Shelley's „History of a Six Weeks Tour" (Forman VI, p. 145).

[2] Life I, p. 80. [3] Forman II, p. 190.

unsern Weg zu überschatten; die Schlucht, die mit riesigen Föhren geschmückt und voll schwarzer Abgründe war, die so tief sind, daß das Brausen der wilden Arve, welche sie durchschneidet, oben nicht gehört werden konnte — all' das war so sehr unser Eigen, als wären wir die Schöpfer dieser Eindrücke, die unsere eigenen Gehirne beschäftigten, in anderen Gehirnen gewesen. Natur war der Dichter, dessen Harmonie unseren Geist in athemloserer Spannung hielt, als die des göttlichsten Dichters." Und gleichsam frohlockend sagt er in der Vorrede zu „Laon und Cythna" in Erinnerung an diese herrlichen Eindrücke: „Ich habe die Alpengletscher bestiegen und unter dem Auge des Mont Blanc gelebt." Da Shelley jede Gelegenheit ergriff, um Farbe zu bekennen, unterließ er es nicht, im Fremdenbuche der Chartreuse zu Montanvert unter die frömmlerischen Plattheiten seines letzten Vorgängers die ungenaue Hexameterzeile:

„εἶμι φιλάνθρωπος δημοκράτικος τ' ἄθεός τε"

zu setzen, derentwegen ihn der Hofpoet Southey in collegialer Weise als Gründer der satanischen Schule denunzirte.

Als die Shelley's nach Genf zurückkehrten, fanden sie M. G. Lewis als Gast Lord Byron's. Das Gespräch drehte sich nun oft um Spiritismus, und Shelley hat eine Reihe von Geistergeschichten aufgeschrieben, welche der Verfasser der „Tales of Terror" in dem Genfer Kreise zum Besten gab.[1] Es wurde verabredet, daß jedes Mitglied der Gesellschaft eine phantastische Erzählung verfassen sollte. Das war der Anlaß von zwei berühmt gewor-

[1] Prose W. II, p. 207.

denen Werken: erstens von Mary Godwin's Roman „Frankenstein" [1], den wir geradezu als literarisches Wunder betrachten müssen, erwägen wir, daß seine Verfasserin damals nicht mehr als achtzehn Jahre zählte [2], ferner von Dr. Polidori's „Vampyr", welcher indessen unter Lord Byron's Namen herausgegeben wurde und auf eine skizzenhafte Geschichte gegründet war, welche derselbe in Genf erzählte. Shelley wurde durch die Richtung, die der Kreis nahm, dermaßen aufgerregt, daß er, als Lord Byron eines Abends die Verse über die Brust der bösen Fee aus Coleridge's „Christabel" recitirte, plötzlich aufsprang, in's Leere starrte und entsetzt aus dem Zimmer floh. Er hatte die Vision einer Frau mit Augen an Stelle der Brustwarzen gehabt. Um die ungewöhnliche Erregbarkeit seiner Phantasie noch durch ein anderes Beispiel zu veranschaulichen, sei erwähnt, daß er den Abschnitt über die Traumerscheinungen in seinen „Metaphysischen Speculationen" plötzlich abbrechen mußte, weil die Erinnerung an einen Traum ihn mit unüberwindlichem Entsetzen erfüllte. Er sagt in einer Randbemerkung zu dem letzten unvollendeten Satz des betreffenden Abschnittes: „Hier war ich genöthigt aufzuhören, da mich eine bebende Angst überkam", und

---

[1] S. Shelley's Notiz über diesen Roman bei Forman, Prose W. III, p. 11.

[2] Mit bedeutender Erfindungskraft und ausgezeichnetem Erzählertalente begabt, gab Mrs. Shelley nach dem Tode ihres Gatten noch die Romane: „Valperga (1823), „The Last Man" (1824), „Perkin Warbeck" (1830), „Lodore" (1835), „Falkner" (1837) heraus. Ihre Reisen in Deutschland und Italien schilderte sie in einem zweibändigen Werke, das den Titel „Rambles in Germany and Italy" führt.

Mrs. Shelley bemerkt in ihrer Notiz zu dieser Stelle[1]: „Ich erinnere mich wohl, wie er vom Schreiben zu mir kam, blaß und aufgeregt, um im Gespräche Zuflucht zu finden vor seiner fürchterlichen inneren Bewegung.“

Im September verließen die Shelley's Genf und kehrten direkt nach England zurück, nachdem sie ihren ursprünglichen Plan, die Rückreise die Donau hinab über Constantinopel, Athen, Italien und Frankreich zu machen, wieder fallen gelassen. In die Zeit des Genfer Aufenthaltes fällt der herrliche „Hymnus an die geistige Schönheit“. Hier faßt Shelley den Geist, dessen Incarnation der Jüngling in „Alastor“ vergebens zu erlangen sucht, ganz als persönliche Kraft, die unsichtbar hinter den Dingen waltet, und versenkt sich mit einer Innigkeit in denselben, wie der Mystiker in seinen Gott. Wir sehen, dieser Geist war ihm keine Abstraktion, nicht blos eine metaphysische Hypothese, er dachte ihn nicht nur, er empfand ihn, er erfaßte ihn mit religiöser Pietät. Nach Shelley's Anschauung bestand das goldene Zeitalter in der innigen Vereinigung der Menschheit mit der „geistigen Schönheit“. Damals offenbarte sich die letztere oder vielmehr der Schatten derselben, da das Unendliche sich nicht vollkommen in der realen Welt zu offenbaren vermag, sowohl in der vollendeten Schönheit der Erscheinungswelt, als auch in der Reinheit des menschlichen Herzens. Die erste Strophe des Hymnus schildert, wie zwar der Schatten jener Macht noch die Welt umschwebe, um aber immer wieder zu entschwinden.

[1] „Essays and Letters“ p. 251.

„Der Schatten einer unsichtbaren Macht
Umwaltet hehr uns, ob kein Aug' ihn sieht,
So rasch entgleitend, wie der Duft entflieht,
Der Blum' auf Blume seinen Gruß gebracht."

Der Dichter frägt nun, weshalb dieser Schatten der Welt entschwunden sei:

„O Geist der Schönheit, der mit deinem Strahl
Du alles heiligst, drauf dein Schimmer fällt.
Wohin entflohst du aus der Menschenwelt!
Weshalb entschwindest du und lässest fahl
Und öde unser Reich, dies dunkle Jammerthal?"

Dies ist jedoch ein Mysterium.

„Kein Mund aus höherer Welt, der uns zu geben
Die Antwort solcher Fragen je verheißt."

Welche Bedeutung der Dichter der geistigen Schönheit beimißt, sagen die Verse der nächsten Strophe:

„Unsterblich wär' der Mensch, allmächtig gar,
Wenn du von hehrer Wunderpracht entglommen,
Für ewig deinen Sitz in seiner Brust genommen."

Die Sehnsucht nach der Fortdauer des menschlichen Geistes drücken aber noch intensiver die folgenden Verse aus, in denen der Dichter die Weltseele anfleht:

„Entfliehe wie dein Schatten nicht,
Daß nicht das Grab sei, wie das Leid
Und Leben, eine finst're Wirklichkeit."

Die letzten drei Strophen veranschaulichen des Dichters persönliches Verhältniß zu der geistigen Schönheit. In der drittletzten schildert er jene geistige Krisis, die in ihm

vorging, als er ein Kind war, und die wir bereits kennen gelernt haben. Er schwor damals, sich der geistigen Schönheit zu weihen und frägt:

„Hielt ich nicht den Schwur?
Ruf' ich doch jetzt pochenden Herzens nur
Viel Traumgebilde aus des Busens Schein,
Darin sie schliefen, auf; sie haben still und rein,
Von Eifer oder Lieb' entfacht,
Die neidische Nacht mit mir durchwacht;
Denn nie erglänzte mir der Freude Spur
Als in der Hoffnung, daß der Welt
Durch dich einst jede Schranke fällt,
Daß du, o hehre Lieblichkeit,
Uns spendest, was kein Gott zu künden leiht."

Der Tag wird ernster, klarer, wenn der Brand
Des Mittags schied; ein sel'ger Friede ruht
Im Herbst, ein Glanz in seiner Lüfte Fluth,
Wie ihn der Sommer nimmermehr gekannt.
(Als sei aus dessen Reich er allezeit verbannt,)
O möge so dein machtvoll Weben,
Das schon verschönt mein Jugendleben,
Auch fürder schenken seines Friedens Gut
Mir, der in Andacht dich verehrt,
Und jede Form, die du verklärt,
O holder Geist, der mich getrieben,
Zu fürchten dich und alle Welt zu lieben."

XIII.

Harriet's Selbstmord. — Zweite Ehe. — Aufenthalt in Marlow. — Der Schiedsspruch des Kanzleigerichtes.

Als Shelley mit den Seinen nach England zurückkehrte, miethete er ein Haus in Marlow (Buckinghamshire), um seinem Freunde Peacock näher zu sein.[1] Während das Haus eingerichtet wurde, ging er nach Bath, wo ihn bald die niederschmetternde Nachricht von Harriet's Selbstmorde ereilte. Bei Harriet's Neigung zu Selbstmordgedanken hätte es vielleicht nur geringer Enttäuschungen bedurft, um sie eines Tages das Opfer derselben Neigung werden zu lassen. Sie hatte in ihrer letzten Lebenszeit jedoch ein schweres Loos zu tragen gehabt, sie hatte ihre Würde nicht zu bewahren gewußt und war von dem Geschicke grausam behandelt worden. Obwohl die Einzelheiten ihrer letzten Schicksale keineswegs genügend aufgeklärt sind, wissen wir doch, daß sie bald nach ihrer

[1] Peacock scheint ihm damals unter all' seinen Freunden am Nächsten gestanden zu haben, denn in einem Briefe vom 17. Juli 1816 aus Genf (Forman VII, p. 352), in dem er von seinem Plane spricht, sich in England anzukaufen, bezeichnet er Peacock als den Einzigen, welcher genügende Theilnahme für ihn fühle, um an der Verwirklichung dieses Planes Interesse zu haben.

Trennung von Shelley mit einem untergeordneten Menschen eine Verbindung einging und von diesem verlassen wurde. Diese Enttäuschung brach ihr das Herz. Es scheinen diesem Schlage Verstoßung vom väterlichen Hause, Elend und Noth gefolgt zu sein[1], von denen sie in der Serpentine Rettung fand. Es geschah am 10. November 1816. Shelley hatte sie in den letzten Monaten aus den Augen verloren und hatte keine Kunde von ihren letzten schweren Schicksalen. So viel steht fest, daß ihr Selbstmord völlig unabhängig von ihrer Trennung von ihm geschah, daß die Treulosigkeit ihres Liebhabers und die Grausamkeit ihres Vaters sie in den Tod trieben. Hätte Shelley ihre Lage geahnt, so ist nicht zu zweifeln, daß er Alles aufgeboten haben würde, diese zu verbessern und der Unglücklichen frischen Lebensmuth einzuflößen. Obwohl er sich frei von Schuld fühlen durfte, war er doch zu selbstquälerisch geartet, um sich nicht doch schwere Vorwürfe zu machen, und der Gedanke, daß er ihren Geist mit Anschauungen genährt hatte, denen sie nicht gewachsen war, die sie verwirren und auf Abwege führen mußten, scheint ein Hauptgrund seiner Reue gewesen zu sein. Leigh Hunt, der dies hervorhebt, bemerkt auch, daß der Schmerz ihn in Stücke riß und daß er sie nie vergaß.[2] Und Thornton Hunt sagt: „Ich weiß es bestimmt, daß er ernsthaft litt und daß ihn Erinnerungen, die theils realer, theils phantastischer Art waren, immer wieder quälten und wie Orestes verfolgten.“ Er eilte,

---

[1] S. Thornton Hunt, Atlantic Monthly 1868. C. R. S. in Notes and Queries. 2. ser. vol. V, p. 373.

[2] Autobiography p. 237.

nachdem er die Schreckensnachricht empfangen, sogleich nach London und fand dort Trost in der Gesellschaft Leigh Hunt's. Er hatte Leigh Hunt vorher erst einmal gesehen und zwar im Sommer 1811, kurz vor seiner ersten Heirath. Der Verkehr, der nun zwischen ihnen entstand, sollte eine innige und dauernde Freundschaft begründen.

Dasjenige Ereigniß, welches der Katastrophe zunächst folgte, war die Vermählung Shelley's mit Mary Godwin, die am 30. Dezember 1816 stattfand. Wir sind zunächst erstaunt, wenn wir hören, daß Shelley sich gegen seine Ueberzeugungen ein zweites Mal entschloß, in die Ehe zu treten und diesmal mit einer Frau, deren ideale Anschauungen mit den seinen übereinstimmten, die zu groß und muthig war, um die Schwierigkeiten der Stellung zu scheuen, welche sie bei freier Verbindung in der Gesellschaft einnahm. Es wird uns von keiner Autorität der Grund genannt, welcher Shelley bestimmte, ein zweites Mal gegen Neigung und Ueberzeugung zu handeln. Es fällt jedoch nicht schwer, denselben zu errathen. War Mary selbst auch gleichgiltig gegen ihren gesellschaftlichen Ruf, so konnte doch Shelley, der sie liebte, gegen diesen nicht gleichgiltig sein. Es lag aber in seiner Macht, sie vor den beleidigenden Gedanken des Pöbels zu schützen und es ist selbstverständlich, daß er das Opfer, welches er dem ungeliebten Weibe gebracht, um so eher dem geliebten bringen mußte. Wahrscheinlich wurde er in diesem Entschlusse durch William Godwin nicht nur bestärkt, sondern knüpfte dieser die Erneuerung der alten Beziehungen geradezu an die Bedingung, daß er seine

Tochter heirathe, denn erst nachdem die Trauung vollzogen war, sehen wir Godwin seinem Jünger wieder eine freundlichere Miene zeigen. Freilich hatte Godwin in seinen Schriften heftig gegen die Ehe protestirt, allein er erhob die Anschauungen, die er als Schriftsteller aussprach, niemals zur Richtschnur des Lebens und brachte seine Grundsätze nur zu leicht praktischen Rücksichten zum Opfer. Er zog es vor, seinen begeisterten Anhänger fest an sich zu ketten, seine Tochter als Gemahlin des Erben einer Baronie und beträchtlicher Besitzthümer zu sehen, als hartnäckig auf seinem verdammenden Urtheile über die Ehe zu beharren.

Shelley bewohnte in Marlow mit seiner Familie ein geräumiges, bequem eingerichtetes Landhaus, zu welchem ein großer schöner Garten gehörte. Er lebte dort wie ein „Landedelmann geringeren Ranges", den Luxus von Wagen und Pferden gestattete er sich hier ebenso wenig wie anderswo — obwohl er keineswegs gleichgiltig gegen ihn gewesen wäre [1] —, um Anderen nützlich zu sein, nur der Besitz eines Bootes war ihm damals schon zum Bedürfniß geworden. Er führte in Marlow ein thätiges Leben.[2] Er stand früh des Morgens auf und verbrachte den längsten Theil des Tages mit Schreiben und Studium; einige Stunden wurden Spaziergängen oder Bootfahrten oder dem Umgang mit Freunden gewidmet, denen sein Haus stets offen stand. Abends pflegte er den Seinen vorzulesen, wie dies auch sonst seine Gewohnheit war.

---

[1] Hogg, Life II, p. 245.
[2] Leigh Hunt, Autobiographie 239.

Seine Hauptlectüre war hier wie anderswo Homer, die griechischen Tragiker, Plato und die Bibel, besonders das alte Testament, dessen dichterische Schönheiten ihn bestrickten.[1] Shelley's Vorliebe für die Bibel war eine so große, daß er sich äußerte, wenn er aus einer allgemeinen Bücherkatastrophe ein Werk retten dürfte, die Bibel dies Werk wäre.[2] Er scheint zu jener Zeit ausschließlich Vegetabilien genossen zu haben, und während er ein so anspruchsloses und so thätiges Leben führte, waren die schändlichsten Gerüchte über ihn im Umlauf.[2] Von der aufrichtigsten Menschenliebe beseelt, von dem Wunsche durchglüht, das Wohl der Gesellschaft zu fördern, aber in seinen Handlungen nicht weniger frei und unabhängig, als in seinen Gedanken, wurde er früh ein Gegenstand des Hasses für die englische Bigotterie und Heuchelei, welche sich an ihm weit grausamer und empörender rächte, als an Lord Byron.

Sein Verkehr beschränkte sich in Marlow auf einige wenige Freunde. Häufig lenkte er seine Schritte nach Hampstead, dem damaligen Wohnorte Leigh Hunt's. Shelley war keinem seiner Freunde mehr zugethan, als diesem. Freilich stand Leigh Hunt weder als Talent, noch als Persönlichkeit so hoch, als Shelley glaubte. So achtens- und rühmenswerth die Stellung auch war, die Hunt als Vertreter liberaler Ideen in seinem Vaterlande einnahm, welchen männlichen Muth er in gewissen schwierigen Lagen auch bewies, so läßt sich doch nicht leugnen,

[1] S. die Notiz von Mrs. Shelley zu „Revolt of Islam".
[2] Rossetti, Memoir p. XCVI.
[3] Hunt, Autobiography p. 239.

daß er beschränkt und anmaßend war und daß der wahre Stolz ihm fehlte. Hunt hatte von Geldverhältnissen so laxe Begriffe, daß er sich nicht entblödete zu gestehen, es sei ihm eine große Freude und ein Freundschaftsbeweis, sich von Freunden recht reich beschenken zu lassen.[1] Daß er bei solchen Gesinnungen Shelley's Großmuth nach Kräften ausbeutete, versteht sich von selbst. So ließ er es sich gefallen, daß Shelley ihm einmal ein Geschenk von 1400 Pfund machte, um ihn von Schulden zu befreien[2], von denen Hunt übrigens nie frei wurde. Wir wollen nicht untersuchen, wie oft er sonst noch von Shelley's Opferwilligkeit Gebrauch machte. Shelley hatte aber nur für die Vorzüge Hunt's ein Auge, für seine freie Gesinnung und den großen Fond von Gutmüthigkeit, welcher sich Hunt nicht absprechen läßt. Während Shelley also viel zu hoch von Hunt dachte[2], vermochte umgekehrt Hunt die Größe von Shelley's Genie und Persönlichkeit kaum nach Gebühr zu würdigen. Aber er liebte Shelley und hat in seiner Autobiographie ein Bild von ihm gegeben, in dessen Ausführung sich zwar wenig tieferes Verständniß, wenig Schärfe und Feinheit der Beobachtung, aber um so mehr aufrichtige, treue Sympathie verräth.

Shelley lernte bei Hunt in Hampstead den jungen John Keats und die Brüder James und Horace Smith, die Verfasser der „Rejected Addresses", kennen. Für

[1] Lord Byron and his Contemporaries I, p. 32—34.

[2] Autobiography p. 240. Vgl. Hunt's Correspondence I, p. 15.

[3] Vgl. Garnett, Relics of Shelley, p. 51 fl.

Keats faßte Shelley große Sympathie; er bewunderte sein Talent und sah in Keats einen Schicksalsgenossen, denn auch dieser war schwindsüchtig. Keats vermochte diese Sympathie jedoch niemals zu erwiedern. Hunt bemerkt, daß Keats in Bezug auf seine niedrige Abkunft zu empfindlich war und daß er in jedem Manne von Geburt seinen natürlichen Feind erblickte.[1] Er gehörte zu den Wenigen, die Shelley persönlich kennen lernten, ohne sich für ihn zu erwärmen. Ueberdies fehlte ihm jedes Urtheil über Shelley's Bedeutung als Dichter und er bemerkte nicht den gewaltigen Abstand zwischen seinem eigenen Talente, welches bei aller Echtheit und Vortrefflichkeit eben doch nur ein Talent war, und Shelley's Genie.

Shelley entfaltete in Marlow eine wahrhaft großartige Wohlthätigkeit. Die arme Bevölkerung der Gegend, die zum größten Theil aus Spitzenklöpplern bestand, wurde eben damals von Seuchen heimgesucht. Shelley, der sich in London medizinische Kenntnisse erworben, ging in die Hütten der Armen, saß an ihren Betten und zog sich dadurch eine heftige Augenentzündung zu, die ihn vom Schreiben und Lesen abhielt und sich später wiederholte.[2] Er machte eine große Zahl Hülfsbedürftiger zu seinen Pensionären, war aber, wie Leigh Hunt bemerkt, obwohl großmüthig, nicht schwach und erkundigte sich persönlich nach den Verhältnissen derer, die um eine Unterstützung baten.[3] Seine Barmherzigkeit ging so weit, daß er einmal unterwegs einer armen Frau seine Schuhe

---

[1] Autobiography p. 243.

[2] S. Mrs. Shelley's Notiz zu „Laon und Cythna“.

[3] Autobiography p. 237.

schenkte und barfuß bei seinem Freunde Madocks anlangte; ein anderes Mal fand er, als er nach Hampstead ging — es war ein kalter Winterabend — eine Frau ohnmächtig auf der Straße liegen; er eilte von Haus zu Haus, um ein Nachtlager für die Unglückliche zu begehren, wurde aber überall schnöde abgewiesen, bis er sie endlich im Hause Leigh Hunt's unterbrachte. Dieselbe Güte und Großmuth zeigte er seinen Freunden, die ihrerseits keinen Anstand nahmen, den weitesten Gebrauch von derselben zu machen. Obwohl sein Einkommen, wie wir sahen, nicht eben ein glänzendes war, gab er Peacock während sechs Jahren eine Pension von 100 Pfund, befreite Hunt, wie wir hervorhoben, von 1400 Pfund Schulden und Godwin von Schulden, die sich auf 6000 Pfund beliefen.[1] Bei all' seiner Opferfähigkeit für Einzelne ließ er das allgemeine Wohl niemals aus den Augen. So verfaßte er, da er zur Ueberzeugung gelangt war, daß England durch das Unterhaus nicht genügend repräsentirt werde, im Jahre 1817 das Pamphlet „A Proposal for putting Reform of the Vote throughout the Kingdom“[2], und bezeichnete hier als Mittel, den Willen der Nation über die Reform seines Parlamentes zu er=

[1] Wir müssen in Anbetracht dieses Faktums lächeln, wenn wir Godwin in einem seiner Briefe, die er an Shelley richtete, zu Nutz und Frommen des letzteren folgende Worte aus „Political Justice“ citiren sehen (Hogg II, p. 143): "I am bound to employ my talents, my understanding, my strengths, and my time, for the production of the greatest quantity of general good. I have no right to dispose of a shilling of my property at the suggestion of my caprice."

[2] Forman VI, p. 85.

forschen, die Bildung eines riesigen Netzwerkes von Comités, durch welches die Möglichkeit geschaffen würde, daß die Stimme jedes Staatsbürgers könnte vernommen werden. Es waren, sowie in seinem zweiten irischen Pamphlete, wieder die Associationen, welche er empfahl, und wie dort sollte sich auch hier sein Scharfsinn bewähren. Vergleichen wir die praktische Umsicht und Besonnenheit, mit der er in seinem Vorschlage die politische Lage Englands bespricht — er sagt hier z. B., er sehe ein, daß die Durchführung seines Vorschlags für den gegenwärtigen unvorbereiteten Zustand der Gedanken und Empfindungen des englischen Volkes mit Gefahren verbunden sei[1] — mit seinen idealen Mahnungen an das herabgekommene irische Volk, so sind wir über diese merkwürdige Vereinigung von scharfem Weltverstand und exaltirter Schwärmerei in einem und demselben Gehirn mit Recht erstaunt. Aber nicht nur in dem Vorschlag über die Reform des englischen Parlamentes, sondern auch im Gespräche mit seinen Freunden und in seinen Briefen drückte er oft seine Befürchtung vor allzu jähen politischen Umgestaltungen aus. Aber wir vergaßen hervorzuheben, daß er in dem Pamphlete über die Parlamentsreform den Vorschlag machte, man möge zur Bildung der Comités eine Subscription einleiten, an der er mit 100 Pfund theilnehmen zu wollen erklärte.[2]

---

[1] Forman VI, p. 95.

[2] Forman VI, p. 93. — In die Zeit, von der wir hier sprechen, fällt auch seine „Address to the People on the Death of the Princesse Charlotte“ (Forman VI, p. 101 ff.), ein lauter Aufschrei gegen die Tyrannei der Häupter der Regierung aus Anlaß der Hinrichtung von drei Unschuldigen.

Während all' sein Denken und Sinnen auf das Wohl seiner Nebenmenschen und das Glück seines Landes gerichtet war, sollte das Kanzleigericht ihn für moralisch unbefähigt erklären, die Erziehung der beiden Kinder aus seiner ersten Ehe zu übernehmen. Er wünschte nach Harriet's Tode Janthe und Charles, die bis dahin im Hause ihres Großvaters Westbrook gelebt, zu sich zu nehmen. Der letztere weigerte sich jedoch, ihm die Kinder zu übergeben und brachte die Sache vor das Kanzleigericht. Der Kanzler jener Zeit, der gefürchtete und verhaßte Lord Eldon, fällte im August 1817 den Schiedsspruch, demzufolge Shelley wegen der irreligiösen und unmoralischen Anschauungen, denen er in „Königin Mab" Ausdruck verliehen, und von denen sein ganzes Leben Zeugniß gebe, seiner Kinder beraubt wurde.[1] Diese wurden einem Geistlichen der Hochkirche, einem Dr. Hume, übergeben, damit ihnen alle jene Anschauungen eingeimpft würden, die ihr Vater bekämpfte, ihm selbst aber kein anderes Recht zugestanden, als mit einem Fünftel seines Vermögens für ihren Unterhalt zu sorgen.[2] Rossetti bemerkt: „Das war, wie ich glaube, das stärkste Beispiel gesetzlicher Intervention, Kinder der väterlichen Leitung zu entziehen, welches in der damaligen oder in unserer Zeit stattgefunden hat."[3] Es hätte Shelley zugestanden, sich an das Oberhaus zu wenden, er unterließ diesen Schritt jedoch, da er

---

[1] S. den Urtheilsspruch bei Jacobs, Reports of Cases during the times of Lord Eldon. vol. III, 7266. Medwin, Life of Shelley I, p. 202 ff.

[2] Memorials p. 75.

[3] University Magazine, Februar 1878.

wahrscheinlich im Voraus von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt war. Sein Schmerz über den Verlust seiner Kinder kannte keine Grenzen, und er überwand ihn niemals. Es war ihm nicht mehr möglich, die Kinder in Gegenwart Leigh Hunt's, seines besten Freundes, zu erwähnen.[1] In dem Gedichte an Lord Eldon entlädt er seinen gerechten Zorn in dem Ausruf:

„Fluch dir, bei des gekränkten Vaters Ehre,
Bei theuren Hoffnungen, die jäh geknickt,
Bei jeglichem dir fremdem, edlem Triebe,
Beim Schmerz, der nie dein kaltes Herz durchzückt; . . .

Beim Heucheln, das aus ihrem Unschuldsmunde
Wie Gift an einer Blüthe hangen muß,
Beim finstern Glauben, der zu jeder Stunde
Sie nun umschattet bis zum Lebensschluß; . . .

Bei der Verzweiflung, die mich zwingt zu klagen:
Ach, meine Kinder sind nicht länger mein!
Es mag mein Blut in ihren Pulsen schlagen,
Tyrann, doch ihr beflecktes Herz ist — dein!"

Aber unter der Wucht solcher Schicksalsschläge erstarkte die Flugkraft seines Geistes, und er suchte vor ihnen Rettung in dem Reiche idealer Visionen. Die Gesellschaft konnte ihm Wunde auf Wunde schlagen, aber nicht die Flamme seiner Menschenliebe ersticken; sein Herz konnte bluten, aber sein Dichtergeist blieb frei, und seine Phantasie wob sonnige Gebilde über dem Abgrund seines Schmerzes. So entstand im Sommer 1817 „Laon and Cythna," eine Dichtung, welche nicht vermuthen läßt, daß

[1] Autobiography p. 239.

der, aus dessen Geist sie entsprang, vom Schmerze gefoltert wurde und sich für einen Todgeweihten hielt. Shelley dichtete unter dem Zwang einer gewaltigen, inneren Erregung, bei welcher es kein Besinnen gab, die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Mrs. Shelley bemerkt: „Kein Dichter wurde jemals durch eine echtere und natürlichere Inspiration beseelt.“ Wie aber seine Manuscripte zeigen, unterwarf Shelley das Geschriebene nachträglich einer strengen Kritik — die freilich oft noch weit strenger hätte sein sollen, — deren Ansprüche aber immer größer wurden, wie Shelley's dichterische Entwickelung ja ein fortgesetztes Ringen nach innerer Klärung und Vervollkommnung war.

XIV.

„Laon und Cythna".

„Laon and Cythna; or the Revolution of the Golden City: A Vision of the Nineteenth Century" lautete der ursprüngliche Titel der Dichtung, welche nun gewöhnlich „The Revolt of Islam" genannt wird. Die Bezeichnung „eine Vision des neunzehnten Jahrhunderts" war insofern angemessen, als hier, um mit Miß Mathilde Blind zu sprechen, „ein neuer weiblicher Typus" zum ersten Male in die Poesie eingeführt wird[1], die Frau nämlich, welche zum Bewußtsein der gesellschaftlichen Mißstellung ihres Geschlechtes gelangt und, indem sie für die Rechte desselben muthig in die Schranken tritt, eine Wiedergeburt der gesammten Menschheit herbeiführt. Es war die pietätsvolle Erinnerung an jene kühne Kämpferin, Mary Wollstonecraft, deren ideale Züge Shelley in seinem eigenen geliebten Weibe wiederfand, welche ihn zur Schöpfung einer Gestalt wie Cythna begeisterte. In anderer Hinsicht ist das Gedicht allerdings nichts weniger als würdig, eine „Vision des 19. Jahrhunderts" zu heißen,

[1] Westminster Review, Juli 1870.

erwägen wir, daß Shelley in der ersten Ausgabe das Helden- und Liebespaar zugleich zu einem Geschwisterpaar gemacht hat, um an einem recht auffälligen Beispiele seinen Abscheu vor der conventionellen Moral auszudrücken und „den Leser von dem Wege des gewöhnlichen Lebens abzuziehen". Shelley, der mit der scharfen Sonde seines kritischen Geistes alle moralischen Urtheile und Vorurtheile einer Prüfung unterwarf, frug sich auch, worin das Unsittliche in einem Liebesverhältnisse zwischen Bruder und Schwester bestehe, ein Verhältniß, das zu anderen Zeiten, bei anderen Völkern gebilligt und geheiligt war, und fand, daß es deshalb für unsittlich gelte, weil es nicht Sitte sei. Für ihn bestand die Sittlichkeit jedoch wesentlich im Wohlwollen, die Sittlichkeit der Sitte hatte in seiner Morallehre keine Stelle. Er wollte, indem er das Helden- und Liebespaar Laon und Cythna, welche die Befreier der Goldenen Stadt sind und durch ihre Menschenliebe die Wiedergeburt ihres Volkes bewirken, Bruder und Schwester sein läßt, daher nichts anderes zeigen, als daß Liebe und Wohlwollen in der Moral Alles, die Sitte nichts sei, daß Menschen, die in schroffster Weise gegen die conventionelle Moral verstoßen, gleichwohl Idealgestalten, sittliche Leuchten der Menschheit zu sein vermögen, wenn sie nur das Wohlwollen zum Grundgesetze ihrer Gesinnungen und Handlungen erheben. Shelley beabsichtigte nicht, den Incest zu vertheidigen, er wollte das conventionelle Vorurtheil in dem Leser überwinden, ihn an Vorstellungen gewöhnen, die ihn zunächst abstoßen mußten. Nur mit Mühe gelang es dem Verleger, nachdem die Dichtung schon in Umlauf gesetzt war, Shelley

zu bestimmen, daß die Helden aufhörten, Bruder und Schwester zu sein. Vielleicht war es jedoch noch ein Anderes, was Shelley veranlaßte, Laon und Cythna zu Geschwistern zu machen; er hat es in einem Briefe an Mr. Gisborne vom 16. November 1819 ausgesprochen, wo er sagt: „Der Incest ist wie viele andere incorrecte Dinge ein sehr poetischer Umstand.“ Das Geheimnißvolle eines solchen Verhältnisses reizte seine Phantasie. Er kommt in der Ekloge „Helena und Rosalinde“ nochmals auf das Thema zurück, ein Beweis, wie mächtig seine Phantasie von demselben ergriffen war. Was jedoch in dem letzteren Gedichte nur angedeutet wird, das wird in „Laon und Cythna“ umständlich geschildert, rein und ideal zwar, aber dennoch unser Gefühl verletzend. Man mag noch so billig urtheilen, man mag das vollste Verständniß für die Absicht des Dichters haben, und man wird die nackte Darstellung eines solchen Umstandes dennoch tadeln müssen. Nicht mit Unrecht bemerkt Todhunter[1]: „Ein moralischer Solöcismus wie dieser macht den Eindruck von etwas Barbarischem in Shelley's Gemüthsleben, als ob er von dem Einfluß des Stromes der gesellschaftlichen Entwickelung unberührt geblieben wäre, welcher gewisse Gefühlsphasen begründet hat, die in der civilisirten Gesellschaft zu ständigen Instincten geworden sind.“ Auch irrte Shelley darin, wenn er meinte, daß jene Form des Incestes nur deshalb für unsittlich gelte, weil der Instinct der Sitte ihn ausschließt. Unser Abscheu vor demselben hat ohne Zweifel noch einen tieferen

---

[1] A Study of Shelley p. 58.

Grund, auf den einzugehen hier jedoch nicht der Ort ist.

Shelley giebt in dem Vorworte zu seiner Dichtung ein ziemlich ausführliches Programm derselben. Er hat in „Laon und Cythna" seinen Traum von einer unblutigen Revolution, von der plötzlichen sittlichen Erstarkung eines Volkes durch die Macht der Rede in phantastischer Form zur Darstellung gebracht. Dies Thema war noch nie ein Thema der Poesie gewesen und hätte es Shelley mit reiferen Kräften behandelt, er würde ohne Zweifel einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die Welt hervorgebracht haben. Er läßt hier Laon, seinem etwas mondscheinartigen Selbstreflex, jenes Werk gelingen, welches er einst selbst vergebens zu vollbringen gestrebt, vornehmlich aber ist es Cythna, die Frau mit dem männlichen Kämpfermuthe und der zartesten Weiblichkeit, die vermöge ihrer höheren weiblichen Fähigkeit zu lieben und zu leiden, die Befreiung ihres Volkes bewirkt. Und obwohl ihr Werk wieder in Brüche geht, obwohl die Tyrannen, kaum vertrieben, wieder zurückkehren und die Patrioten eine vollständige Niederlage erleiden, wird der endliche, dauernde Sieg der Weisheit und Tugend in trostreichen Prophezeiungen doch in Aussicht gestellt, denn gleich „Königin Mab", gleich dem „Entfesselten Prometheus" ist „Laon und Cythna" ein Gesang der Hoffnung. Shelley sagt in dem Vorworte, daß nach seiner Meinung die Zeitgenossen „über das Zeitalter der Verzweiflung hinaus" seien und daß er das Gedicht in dem Glauben geschrieben habe, die Menschen würden nun „aus ihrem Traume erwachen" und eine „langsame, allmähliche und stille Veränderung

in ihnen vorgehen.“ Während er in „Alastor“ einen individuellen Seelenzustand geschildert hat, erhebt er sich hier über persönliche Empfindungen, fühlt sich wieder als Reformator und schildert in einer Reihe von Phantasiebildern den Kampf zwischen idealen, sittlichen Anschauungen und der Niedrigkeit und Versunkenheit der Welt, um „in den Herzen (seiner Leser) eine reine Begeisterung für jene Lehren der Freiheit und Gerechtigkeit, für jenen vertrauenden Glauben an das Gute zu erwecken, welche weder Gewalt, noch falsche Darstellung, noch Vorurtheil ganz in den Menschen erlöschen können“. Gleichwohl ist das Gedicht — im Unterschiede von „Königin Mab“ — erzählend und nicht didaktisch und vielleicht mochte Shelley schon damals jenen Abscheu vor der didaktischen Poesie empfunden haben, welchem er im Vorworte zum „Entfesselten Prometheus“ Ausdruck verliehen hat.

„Laon und Cythna“ ist reich an den erlesensten poetischen Schönheiten, unverkennbaren Strahlen des Genies, allein diese Schönheiten sind Einzelheiten und vermögen uns nicht für den Mangel an Darstellungskraft und Selbstbegrenzung, an Wirklichkeitsgefühl und Charakterisirungsgabe und endlich für den Mangel an Sinn, der sich nur zu oft in dieser Dichtung fühlbar macht, zu entschädigen. Mit der wildromantischen Behandlung des hochernsten Themas correspondirt die rasche, nervöse, fast fieberhafte Bewegung der Sprache, die aber der strophischen Form der gewichtigen Spenserstanze, welche einen majestätischeren Schritt erfordert, wenig gemäß ist.

Der erste Gesang deutet in einer symbolischen Vision, durch welche das Aufdämmern der Freiheit bezeichnet wird,

den Inhalt der eigentlichen Erzählung an und leitet dieselbe ein. Zum ersten Male kommt hier Shelley's mythopoetische Kraft zum Durchbruch. Er träumt sich an ein Meeresgestade, der Tag bricht an, doch dichte Wolkenschaaren — alle Formen der Tyrannei — verfinstern die Sonne, bis der Sturm — die Revolution — sich erhebt, der die Wolken schüttelt und an einer Stelle spaltet, so daß das Blau des Himmels sichtbar wird. Dort gewahrt der träumende Dichter einen Adler im Kampfe mit einer Schlange, die sich um jenen geringelt hat. Der Kampf endet mit dem Siege des Adlers, der sich stolz in die Lüfte erhebt, während die Schlange blutend in's Meer stürzt. Sowohl die Schilderung der Elementarereignisse wie des Kampfes zeugen von höchster beschreibender Kraft. Mit dem Adler, als Attribut des Zeus, bezeichnet der Dichter die Tyrannei, das böse Princip, und er ist gleichbedeutend mit Zeus selbst im „Entfesselten Prometheus"; seltsam ist, daß Ahriman, das gute Princip, Prometheus, hier durch die Schlange bezeichnet wird. Shelley wurde zu dieser Wahl offenbar durch die Rolle, welche die Schlange in der Bibel spielt, verführt, indem er die Erweckerin der Erkenntniß mit dem guten Princip identificirt, doch widerspricht dieser Symbolisirung unserem Gefühle. Ein schönes Mädchen, das am Strande sitzt, und in der wir wohl eine Personification der „geistigen Schönheit," eine Vorläuferin Asia's in Form einer idealen Sterblichen, zu erkennen haben, birgt die Schlange schützend an ihrer Brust. Auf ihre Aufforderung besteigt der Dichter mit ihr einen Nachen, der aus „Frauenglas" gewoben, und beide zu dem Tempel der Geister führt. Während der Fahrt erzählt das Mädchen

ihrem Gefährten von dem uralten Kampfe zwischen den beiden weltbewegenden Mächten. Wie wir schon an einer andern Stelle zu erwähnen Gelegenheit hatten, hat der Dichter die Anschauung von einem ursprünglichen goldenen Zeitalter hier fallen gelassen, denn es wird gesagt, daß schon der erste Mensch Zeuge des Streites zwischen den beiden Principien war, welcher sehr poetisch als Kampf zwischen dem Morgenstern und einem blutigen Kometen gedacht wird. Der Komet aber siegte. Bevor die Erzählerin zu dem Berichte über ihre eigenen Schicksale übergeht, tröstet sie den Dichter jedoch:

„Du sahst den Kampf — doch kehr' zu deiner Heerde
Hoffend zurück — nicht brauchst du zu weinen,
Der einst allmächt'ge Dämon zittert schon
Vor jenem Tage mit bangendem Erbeben,
Wo seine theuren Siege nur bedroh'n
Mit schnellem Untergang den schmachbefleckten Thron."

Es ist die Grundmelodie der Dichtung. Die Beschreibung des Zauberpalastes, wohin das Boot die beiden führt, ist vollkommen märchenhaft. Dort sitzen unter dem demantenen Dach auf saphirnen Thronen die großen Geister, die von der Erde geschieden. Vor dem Throne, der sich in der Mitte befindet, verschwindet das Mädchen, indem sie sich in schwarzen Nebel auflöst — es ist nicht klar, was damit gemeint sei —, während sich die Schlange in einen schönen Jüngling verwandelt. Neben ihm aber erscheint ein Weib, „viel schöner noch und lieblicher" — es sind die seligen Geister der beiden Helden des Gedichtes, und Laon erzählt dem Dichter ihre Schicksale.

Der zweite Gesang führt uns Laon und Cythna in ihrer Frühreife vor. Wenn sich Cythna keineswegs alles individuelle Leben absprechen läßt, so ist Laon ein reines Schemen, und es ist unmöglich, ihn sich als Urheber jener Thaten zu denken, welche der Dichter ihn vollbringen läßt. Unwirklich wie die Gestalt ist auch der Boden, auf dem sie sich bewegt. Es ist Argolis, das unter türkischer Fremdherrschaft schmachtet; vergebens aber suchen wir nach einer Spur von dem, was man Lokalfarbe, Costüm nennt. Doch verfolgen wir den Gang der merkwürdigen Darstellung. Von Jugend auf ist Laon von heißer Sehnsucht erfüllt, sein Vaterland von der türkischen Fremdherrschaft zu befreien und seine Landsleute nicht nur politisch frei zu machen, sondern zu weisen und tugendhaften Menschen zu erziehen. Schon früh beginnt er, ihnen die Wahrheit zu lehren, und „aus jeder Brust hallt ihm Antwort zu". Ihm zur Seite aber steht seine Schwester Cythna[1], die sich schon als Kind gegen Tyrannei empört hat, mächtig von Laon's Gedanken ergriffen, während umgekehrt sein Eifer durch ihre Begeisterung immer mehr entzündet wird. Kaum herangereift weint sie Thränen, daß die Frau des Sklaven Sklavin sei und beschließt, die Befreierin ihres Geschlechtes zu werden.

„Ja, gehen will ich durch stolzen Reichthums Hallen
Und niedersteigen in der Armuth Hütten,
Wo nur ein Weib wohnt, tiefer Schmach verfallen,

---

[1] In der „Revolt of Islam" genannten Ausgabe wird Cythna als eine Waise bezeichnet, die im Elternhause Laon's aufwächst.

Und unterjocht von der tyrann'schen Sitte,
Da will ich Trost den Dulderinnen reichen,
Aus deines Geistes Brunnen sie ernähren,
Daß banges Fürchten und Verzweiflung weichen
Mit kräft'ger Speise deiner Weisheitslehren,
So auf die Erde Macht und Hoffnung wiederkehren.

Ist Freiheit, wo das Weib ein Sklav', zu finden?
An einer Leiche, d'ran die Würmer nagen,
In Grabesnacht willst du das Leben binden?
Kann, deſſ' Gefährtin dulden sonder Klagen
Muß bitt're Schmach, kann der zu stürzen wagen
Die Tyrannei? Wohl müßt' ein schwerer Fluch
In ihrer Kinder Kreis die Maske tragen
Des Weibes — das Verbrechen folgt im Zug
Und morschen Dom des Wahns stützt wiederum der Trug.

Der dritte Gesang schildert, wie Cythna von den Creaturen des Sultans ergriffen und fortgeschleppt wird. Laon erwacht aus wirren Träumen, aufgeweckt durch Cythna's Schrei, als die bewaffneten Männer auf sie eindringen. Er stürzt zu ihrer Rettung herbei, und indem er seine Quäker-Grundsätze einen Augenblick vergißt, tödtet er drei der Söldner und würgt einen vierten. Er wird jedoch durch einen Schlag um das Bewußtsein gebracht und in einen Kerker geworfen, der eine phantastische Riesensäule krönt. Hier schmachtet er eine Reihe von Jahren, bis ein greiser Einsiedler ihn befreit und in seine Hütte führt.

Im vierten Gesang erzählt der Einsiedler in rührender Weise, wie er Laon's Lehren zu verbreiten gesucht und die Herzen durch dieselben entzündet habe, und ver-

kündet zugleich, daß ein Mädchen in der Goldenen Stadt erschienen sei,

„ihren Schwestern zu enthüllen
Der Wahrheit, Freiheit heilige Gesetze,"

in der wir in der Folge Cythna wieder erkennen werden. Die Schilderung ihres Waltens und Wirkens gehört zu den schönsten Partien der Dichtung und ist wenigstens für einen Theil der Welt prophetisch geworden. Am Schluß seiner Rede giebt der Einsiedler seinen Befürchtungen Ausdruck, daß Blut vergossen werde, weil die Garden des Tyrannen, den Patrioten, d. h. den Anhängern Laon's, Widerstand zu leisten drohten, und dringt in Laon, daß er nach der Kampfesstätte eile, um die Bösen durch Liebe zu bezähmen. Als Laon dies vernimmt, da stürzt auf ihn, „seiner Jugend Bild wie Wind auf stille Wasser," er trennt sich von dem Freunde und eilt nach der Goldenen Stadt, während Cythna's Bild ihn umgaukelt.

Der fünfte Gesang, welcher den Höhepunkt der Dichtung bezeichnet, enthält die Schilderung der Befreiung der Goldenen Stadt. Laon trifft bei Morgengrauen an seinem Bestimmungsorte ein und findet seine Parteigenossen in ihren Zelten schlummernd, „da die Macht gesiegt des Guten". In einer der Wachen des Lagers erkennt er seinen Jugendfreund, mit dem er sich einst entzweit, und mit dem er sich nun wieder versöhnt. Während die Beiden noch „mit schnellem Mund und ernstem Auge" Worte tauschen, wird das Lager von den Barbaren überfallen, die unglücklichen Patrioten werden wie eine Schafheerde

niedergemetzelt, und schon scheint alles verloren, als Einer „Laon" ruft. Dieser Ruf erschreckt die Feinde jedoch so sehr, daß sie entsetzt zurückweichen, während die Patrioten sich ihrerseits anschicken, sie zu verfolgen. Doch nicht länger soll es Verfolger und Verfolgte geben; Laon, der einen der Patrioten, welcher einen Feind mit dem Speere durchbohren wollte, zurückgehalten, so daß der Speer seinen eigenen Arm verletzt hat, spricht, während das Blut aus seiner Wunde strömt, Worte der Liebe zu Freunden und Feinden, rührt ihre Herzen und bewirkt ihre Versöhnung. Alle ziehen schließlich, Laon in der Mitte, mit Jubelgesängen in die Goldene Stadt.

„Es war ein Volk, das frei
Durch Liebe ward."

Die Beschreibung von der Absetzung des Tyrannen, welche nun folgt — wie er in seinem Palaste entdeckt wird, von Allen verlassen, nur nicht von seinem Kinde, das ihn mit Spiel und Tanz unterhält und ihn liebt; wie er Laon zuherrscht: „Sie hungert, Sklave, erstich sie oder gieb ihr Brod!"; wie Laon das Volk, welches nach dem Blute des Despoten lechzt, in Schranken hält — gehört zu den besten Stellen der Dichtung. Weniger hervorstechend ist die Schilderung des Freiheitsfestes, welche sich daran anschließt. Cythna ist die Heldin des Festes; sie thront auf einer Pyramide, umgeben von drei Statuen, welche Gleichheit, Freiheit und Natur vorstellen, und hält die Festrede, die manches Schöne enthält, aber keineswegs zu Shelley's bester Lyrik gehört.

Im sechsten Gesang wird der plötzliche Verlust aller

Errungenschaften und die vollständige Niederlage der Patrioten geschildert, eine Schilderung, die jedoch an Sinnlosigkeit — das Wort ist kaum zu stark — ihres Gleichen sucht. Die Patrioten fallen ganz und gar aus ihrer Rolle. Man ruft, als die Gefahr im Anzug ist, zu den Waffen, aber es kommt nicht zum Ergreifen derselben, nicht etwa weil die biederen Patrioten sich rechtzeitig der Lehren Laon's vom passiven Widerstande erinnern, sondern weil sie die Furcht wie dürre Blätter auseinander treibt. Laon selbst vergißt seine Grundsätze abermals, denn obwohl er mit einem Häuflein seiner Anhänger den Feinden einige Zeit keinen andern Widerstand entgegensetzt, als „mit krausen Brau'n und Blicken grimmiglich," bricht doch ein Freudenruf aus Aller — also auch aus Laon's — Brust, als man ein Bündel Piken in einer Höhle findet. Doch schon giebt es keine Rettung mehr, und nur Laon und Cythna entrinnen der Gefahr auf einem Tartarrosse. Sie fliehen nach einer einsamen Marmorruine, welche einen Felsen am Meere krönt, und finden dort Trost, indem sie ihre Hochzeit feiern, die schön und rein geschildert wird, unser Gefühl aber gleichwohl beleidigt, erinnern wir uns des nahen Verwandtschaftsgrades von Braut und Bräutigam. Nachdem diese sich fast mehr als zwei Tage — also längere Zeit, als Eroberung und Verlust der Goldenen Stadt in Anspruch nahmen — ihrem Glückesrausch hingegeben haben, bricht Cythna schließlich in Thränen aus, weil sie seit zwei Tagen gefastet hat. Laon reitet fort, um der Geliebten Speise zu holen, und kommt in ein Dorf, welches die Stätte greulicher Verwüstung und Verödung ist. Alle Einwohner sind massacrirt, die Mauern

ausgebrannt worden, aus den Brunnen fließt Blut. Kein anderes lebendiges Wesen gewahrt Laon, als ein Weib von dämonischem Aussehen: es ist die Pest. Die Beschreibung dieser Begegnung gehört zu dem Hervorragendsten auf dem Gebiete der Poesie des Grausigen, in deren Geheimnisse Shelley nicht weniger eingeweiht war, als in die der zartesten Schönheit.

„Wie sie mich nahen sah, umarmt sie mich
Und küßte mich mit fieberheißem Mund
Und ruft mit Lachen hohl und schauerlich:
„„Du hast den Kelch der Pest geleert zum Grund,
Bald schließen Tausende mit dir den Todesbund!

Mein Nam' ist Pest — an diesem Busen ruhten
Zwei Kinder einst — ein Mädchen und ein Knabe;
Als ich heimkam, sah Eines ich verbluten,
Das And're lag im heißen Flammengrabe!
Seit der Zeit bin ich keine Mutter mehr;
Ich bin die Pest; — und meine Sendung ist,
Im Todesflug zu schweben hin und her; —
Verwelken muß der Mund, den ich geküßt,
Nur der des Todes nicht — komm' mit, wenn du es bist!““

„„Was suchst du hier? Wie hell der Mondstrahl blitzt,
Der Thau steigt feucht und kühl herauf vom Thal;
Er wird sie kühlen! Sollst die Wunden jetzt
Des Knaben sehen, jetzt der Würmer Mahl —
Doch sag' erst, was du suchst.““ „Ich suche Brot.“
„„Gut, zur Genüge will ich's geben dir;
Mein Buhle, Hunger, harrt; gar grausam droht
Er Jeglichem; doch jagt er von der Thür
Nicht den, den ich geküßt. So komm' und folge mir.““

Sie sprach's, und mit des Wahnsinns Kraft mich packt
Und führt vorüber mich an manchem Herde
Und über manche Leiche, wund und nackt,
Nach einer Hütte, wo sie auf der Erde
Drei große Haufen Brote aufgeschichtet,
Die sie in Hütten suchte, die verlassen;
Als ob dem Tod ein Mahl sei zugerichtet;
Rund um die hohen Haufen Reih'n von blassen
Leichen von Säuglingen in starrer Ruhe saßen.

Sie sprang auf einen Haufen, und sie bot
Den irren Blick dem Blitz, und rief: „„Nun iß!
Nimm Theil am Schmaus, denn morgen kommt der Tod!““
Und dann ihr bleicher Fuß die Brote stieß
Den Leichengästen hin; dies Schau'n versehrte
Mir Aug' und Herz, und wenn nicht das Gedenken
An Cythna's Blicke der Verzweiflung wehrte,
Könnt' ich vor Mitleid mich in Wahn versenken,
Doch nahm die Brot' ich, die das Weib mir wollte schenken.“

Laon kehrt zu Cythna zurück, um sie mit dem Brote zu erquicken.

Im siebenten und achten Gesang erzählen sich die Liebenden die Schicksale, welche sie seit der Zeit, als Cythna von den Söldnern des Tyrannen überrascht wurde, getroffen haben. Die Geschichte Laon's kennen wir, diejenige Cythna's ist noch trauriger und seltsamer. Cythna wurde von den Sklaven des Tyrannen in dessen Harem gebracht, wo sie jene Schmach erdulden mußte, vor der ihr Herz gebebt, bevor sie sie gekannt. In der Schilderung ihrer Empfindungen zeigt sich all' das Feingefühl des Dichters, welches ihn besonders für die Schöpfung edler, idealer Frauengestalten befähigt.

„Sie sagte mir, welch schauerliche Qual
Es sei, wenn Selbstsucht höhnet Liebeswonnen,
So grausig, wie wenn träumend zum Gemahl
Wir eine Leiche haben. — Eh' verronnen
Die Nacht, war aller Schrecken, alle Pein,
So nur die Seele träumen kann, wie Tag; —
Und wie ihr Pfühl beglänzt des Tages Schein,
Wie sie, ein Geist in Fleischesbanden, lag
Kämpfend, floh der Tyrann entsetzt und zag."

Da Cythna durch den Zauber ihres Wesens die Sklaven des Harems besiegt und zur Empörung gegen den Tyrannen treibt, wird sie durch einen Mohren nach einem schwer vorstellbaren Felsenkerker am Meere gebracht, in welchem sie eine unbestimmte Zeit gefangen bleibt und durch einen Seeadler — wir befinden uns nun ganz im Gebiete des Märchens — mit Früchten ernährt und mit Blumen erfreut wird. Hier wird sie Mutter, doch ihr Glück ist von kurzer Dauer. Ihr Kind wird ihr entführt. Die Schilderung ihrer Mutterliebe und ihres Schmerzes sind von ergreifender Wahrheit und bilden in ihrer einfachen Schönheit einen wohlthuenden Gegensatz zu den Phantastereien, mit denen besonders dieser Gesang überladen ist. Cythna findet indeß von ihrem Schmerze Rettung, zuerst im Anblicke eines Nautilus, dann in dem Erwachen ihres Mitgefühls mit den Menschen und in der Erinnerung an Laon. In unerklärlicher Weise wird schließlich durch Erdbeben der Felsenkerker Cythna's gesprengt und sie selbst in Freiheit gesetzt. Während sie einsam auf einem Felsenwalle am Meere steht, kommt ein Boot, dessen Mannschaft sie aufnimmt und auf ihren Wunsch den Weg nach der Goldenen Stadt nimmt.

Selbstverständlich macht sich in Cythna der edle reformatorische Drang, sobald sie sich unter Menschen befindet, sofort wieder geltend. Sie predigt während der Fahrt den Schiffern und den Frauen, welche sich am Bord befinden, Liebe und Gleichheit und mahnt ihre Zuhörer an ihren „Willen", dem nichts unmöglich sei. Diese Stelle ist nur einer der vielen Beweise, daß die Freiheit des Willens zu Shelley's innigsten Ueberzeugungen gehörte. Als Cythna ihre Rede mit der Aufforderung an ihre Zuhörer beschließt, „der Freiheit zu gehören, selbst bis zum Tode, schwört", da rufen Alle: „Wir schwören", und Alle sind bekehrt.

Der neunte Gesang schildert, wie Cythna in der Goldenen Stadt ihr schönes Befreiungswerk, durch Worte der Liebe, fortsetzt.

„Mein Wort macht, daß der Nebelflor entflieht,
Der die Natur birgt, Freiheit, Wahrheit, Lieben, —
Wie Einer wohl von hoher Pyramid'
Der Sonne Nahen kündet, — und die trüben
Nebel flieh'n von Bach und Wies' und Hain,
Milde Gedanken manche Brust erfüllen,
Und Weisheit hüllt in Liebespanzer ein,
Gar manches Herz und unzähmbaren Willen,
Geduld und trotziger Muth mit ihrem Stahl umhüllen. . . .

Doch fand mein menschlich Wort bald Wiederhall
In Menschenherzen, und die Reinsten, Besten,
Sie schlossen mit dem Freund, wie Freunde all',
Das Bündniß der Entschloss'nen und Festen;
Die Andern, eh' Erfolg den Plan gekrönt,
Zu tragen mich im Herzen sich bequemen,

Ihr Mahl, ihr Schlaf von Hoffnung ward verschönt,
Die ich geweckt, um die Gewalt zu nehmen
Den niederen Sorgen, die des Lebens Fittig lähmen.

Vor Allem Frau'n, die meine Worte riefen
Aus ihrer Knechtschaft, drängten sich herbei.
Ein Ton der Wahrheit sprengt die Kerkertiefen,
Sie blickten um sich, und sie waren frei.
Es konnten die verlassenen Despoten
Nicht Eine halten in der Ketten Pein;
Des Zornes Blitze nicht im Aug' mehr lohten,
Deß Strahl einst tödtlich — weder Gold noch Dräuen
Verhindert Sklavinnen, die Andern zu befrei'n."

Am Schluß ihrer Rede tröstet Cythna ihren Freund über das Mißlingen der Revolution, indem sie den endlichen Sieg der Freiheit in Aussicht stellt. Diese Stelle ist besonders schön und vortrefflich, bemerkt Todhunter: „Der erhabene Geist, welcher in jeder Zeile athmet, ist von weiblicher Zartheit durchdrungen, sowie die Morgenluft von der Helle des dämmernden Tages erfüllt und erregt ist."

Der zehnte Gesang enthält Schilderungen von einschneidender Kraft und großer Lebendigkeit. Er erzählt, wie die Despoten mit ihren Söldnerhorden von allen Enden der Welt nach der Goldenen Stadt ziehen, um die Patrioten zu vernichten, und welches die Folgen der Massacrirungen sind, welche dieselben verüben. Sieben Tage währt das Schlachten, dann stellt sich Hitze und Trockenheit ein.

„Der Sonne glühend' Aug' für immer ruht
Ob todtbeflecktem Land. Sie kam von Osten

Wie Feuer her, und ihre Herbstesgluth
Macht reif die Aehren, die vereinzelt sproßten
Und selten. — Erzen wölkt sich ob der Erd'
Der Himmel, drinnen Wolk' und jeder Wind
Hinsiecht und stirbt; die durstige Luft verzehrt
Jed' Naß; die nackten Leichname umspinnt
Ein Dunst der Fäulniß all', unsichtbar und geschwind."

Es folgen Hungersnoth — Menschenfleisch wird auf dem Markte verkauft — Verdurstung und Wahnsinn und die Schrecken des Aberglaubens. Ein spanischer Priester verkündet, daß Gott nur durch den Flammentod Laon's und Cythna's versöhnt werden könne und der Herrscher läßt durch einen Herold ausrufen, daß er sein Reich zum Preise auf die beiden Helden aussetze, während Priester durch die Straßen rennen und den Pöbel gegen die Patrioten aufreizen, so daß bald hundert Feuerbühnen in der Stadt auflohen.

Der elfte Gesang schildert den Abschied Laon's von Cythna und seine freiwillige Auslieferung, zu der er sich entschließt, um Cythna zu retten, der zwölfte und letzte Cythna's Ankunft, als Laon eben den Holzstoß besteigt, Laon's und Cythna's gemeinsamer Tod und ihre gemeinsame Auferstehung. Die Abschiedsscene zwischen Laon und Cythna gehört zu den schönsten Stellen dieser an trefflichen Einzelheiten so reichen, aber im Ganzen doch so unbefriedigenden Dichtung.

„Ich stand bei ihr, ohne daß sie mich entdeckte —
Sie schaut hinaus auf Himmel, Meer und Erde.
Bewund'rung, Lieb', Entzücken in ihr weckte
Die Leidenschaft, die stärker als Geberde,
Als Rede, Scherz und Thränen und was immer

Entfließt der Freude, die vereint dem tiefen
Gefühl, das sie hierhergeführt, im Schimmer
Der Augen glänzt, die aufthun ihre Tiefen
Und mir ihr theures Selbst vor meine Augen riefen.

Sie hätte mich an ihre Brust gedrückt —
Der warme Mund hätte gehaucht die Gluth,
Den Duft, den jetzt der neidische Wind entrückt,
Auf meinen aus. Es hätte dann geruht
Ihr theures Haupt an meiner müden Brust;
Ich hätt' gelauscht der süßen Stimme Wehen,
Ihr Blick, an meinem hangend, hätt' mit Lust
Genährt die Seele — Noch zurück im Gehen
Schau' ich — dann schieden wir auf Nimmerwiedersehen.

Nur einmal noch auf glühender Flammenstätte!
Sie hörte meine Flucht — ihr Rufen prägte
Sich in mein Herz, und ward fast eine Kette,
Die meinen Willen in den ihren legte,
Daß mein Entschluß wankt einen Augenblick.
„„Wohin entfliehst du! Nicht kann ich dir nach!
Es wanken meine Schritte. — Komm' zurück!
O komm'!““ Es flog der Wind vorüber jach,
Auf dem der Ruf erstarb, fernhin und zögernd schwach.“

Auch die Scene, in welcher Laon in der Verkleidung eines Einsiedlers unter die Priester und Söldner tritt und zu diesen spricht, bis er sich zu erkennen giebt, ist schön und dramatisch gedacht. Als Laon mit Cythna den brennenden Holzstoß bestiegen hat, ist der letzte Anblick, welcher sich ihm bei schwindenden Sinnen darbietet, das Kind des Tyrannen, welches vom Throne stürzt. Es ist kein anderes, als Cythna's eigenes Kind, und in einem

schönen Bilde führt uns der Dichter die drei Gestalten, nach ihrer Auferstehung, in seliger Vereinigung vor, wie sie in einem Boote — „einer Perlenmuschel Hohl“ — nach dem „Tempel der Geister“ fahren, zu welchem das Mädchen mit der Schlange den Dichter geführt hat.

Niemand wird in „Laon und Cythna“ ein abgeschlossenes Kunstwerk erblicken, wenn auch aus jeder Strophe die Genialität seines Schöpfers ersichtlich ist, und fast scheint es, als wäre unsere Analyse zu eingehend gewesen. Die Dichtung ist jedoch im höchsten Grade charakteristisch für Shelley's Entwickelungsgang und wir werden seine Meisterwerke in um so höherem Grade bewundern müssen, wenn wir erwägen, welche Fehler er zu überwinden hatte; dann aber ist das Gedicht auch reich an unübertrefflichen Schönheiten und meisterhaften Schilderungen, und um sie zu zeigen, mußte der ganze Inhalt der Dichtung wiedergegeben werden, wie ermüdend, wie ungenießbar er auch stellenweise ist.

In Marlow entstand auch ein Theil der Ekloge „Helena und Rosalinde“, sowie das Fragment „Prinz Athanase“. Beide Dichtungen werden in einem anderen Abschnitte unserer Darstellung gewürdigt werden.

XV.

Reise nach Italien und erste Zeit des dortigen Aufenthaltes.

Die Stimmung und den Gesundheitszustand Shelley's gegen Ende des Jahres 1817 veranschaulicht ein Brief, welchen er am 7. Dezember an Godwin schrieb[1]: „Meine Sinne sind zeitweise ganz todt und stumpf, dann werden sie wieder so unnatürlich erregbar und scharf, daß ich — um von dem Gesichtssinn zu sprechen — Grashalme oder Aeste von entfernten Bäumen unmittelbar vor mir mit mikroskopischer Deutlichkeit sehe. Gegen Abend gerathe ich in einen Zustand von Lethargie und Leblosigkeit und liege oft Stunden lang auf dem Sopha zwischen Schlaf und Wachen, eine Beute der peinlichsten geistigen Reizbarkeit. So ist mit geringer Unterbrechung meine Lage. Die Stunden, welche ich dem Studium widme, sind mit Sorgfalt aus diesen Zeitläuften des Ungemachs ausgewählt." Und weiter heißt es: „Doch denke ich nicht aus Rücksicht für diese Zustände an eine Reise nach Italien, obwohl ich weiß, daß Italien mir wohlthun würde. Aber ich habe eine Lungenentzündung gehabt und obwohl sie

[1] Memorials p. 78.

ohne Spuren zu hinterlassen, vorübergegangen, ist sie doch ein Beweis, daß die Natur meiner Leiden Schwindsucht ist.“ Der Plan, nach Italien zu reisen, kam im Frühling 1818 zur Ausführung, allein nicht nur aus Rücksicht für Shelley's körperliche Leiden, sondern auch aus Rücksicht für seine Kinder von Mary — im September 1817 hatte sie ihm auch ein Mädchen geschenkt, das Clara hieß — weil er befürchtete, das Kanzleigericht könnte ihm auch diese entreißen.

Am 11. März 1818 verließ Shelley mit Mary, den beiden Kindern, Miß Clairmont und Allegra schwerkrank und tief verwundeten Herzens England. Er sollte nie wieder dahin zurückkehren.

Erst in Mailand machten die Reisenden Halt. Der Zauber des Südens begann sogleich den wohlthätigsten Einfluß auf Shelley auszuüben. Er schrieb seinem Freunde Peacock aus Mailand: „Kaum waren wir in Italien angekommen, als die Lieblichkeit des Landes und die Heiterkeit des Himmels den größten Umschwung in meinen Empfindungen hervorbrachte. Ich hänge von solchen Dingen ab, denn ich kann sagen, daß ich in dem Rauche der Städte, im Menschentumult und in dem kalten Nebel und Regen unseres Landes kaum lebe.“ Shelley fühlte als Dichter das Bedürfniß, neuen Eindrücken, welche ihn belebten und entzückten, Ausdruck zu geben. Er schrieb in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Italien zahlreiche, descriptive Briefe an seine Freunde in England, über deren klassische Schönheit es in der englischen Kritik nur Eine Stimme giebt. Symonds geht sogar so weit, Shelley's Briefe „die vollkommensten Beispiele descriptiver

Prosa in englischer Sprache" zu nennen. Was diesen Briefen ihren eigenthümlichen Werth verleiht und sie von den Briefen anderer großer Persönlichkeiten unterscheidet, hat R. Garnett richtig hervorgehoben, indem er bemerkt[1]: „Shelley's Briefe sind wesentlich und unverkennbar die Produkte eines Dichters, und vergleichen sich mit anderen berühmten Briefen, wie sich seine Dichtungen mit anderen Dichtungen vergleichen. Sie haben nicht das Offenherzige von Byron's Briefen, noch die Urbanität derjenigen Gray's, noch das Pikante von denjenigen Horace Walpole's. Diese Vorzüge, so bewundernswerth sie sind, sind doch nicht specifisch poetisch; der Dichter, welcher sie entfaltet, muß sich des Charakters eines Dichters für eine Weile entäußern; dessen war Shelley nicht fähig. Der eigenthümliche Vorzug seiner Briefe besteht darin, daß dieselben den Geist des Dichters ebenso deutlich veranschaulichen, wie Macaulay's Briefe den des Literaten und diejenigen Wellington's den des Feldherrn." Die erste Stelle behaupten in diesen Briefen die Naturschilderungen, war der Anblick der Natur nach seinem eigenen Ausdruck sein „Hauptvergnügen." (Brief an Peacock vom 20. April 1818.) An die Naturschilderungen reihen sich die Beschreibungen von Werken der bildenden Künste, welch' letztere Shelley erst in Italien mit Verständniß und Liebe betrachten lernte.[2] Sein Hauptaugenmerk galt der Skulptur, und wir werden später an einem Beispiele sehen, wie liebevoll

---

[1] Shelley's Letters, Introduction p. X sq.

[2] Vgl. über seinen Mangel an Sinn für die bildenden Künste vor dem Aufenthalt in Italien Hogg, Life I, p. 119; II, p. 5. S. Mrs. Shelley's Notiz zu den Gedichten von 1818.

er sich in die Betrachtung von Werken dieser Kunst vertiefte, wie bald er zum artistischen Beurtheiler herangereift war. Das Unbefriedigendste in seinen italienischen Reisebriefen sind seine Aussprüche über den Charakter und die Begabung der Italiener. Wie fein, wie trefflich, wie scharf er sonst beobachtete, in diesem Punkte fehlte es ihm ganz an Sympathie und Verständniß. Er fällte nicht nur in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Italien — als er die Nation noch nicht kennen konnte — das absprechendste Urtheil über dieselbe[1], sondern er beharrte bei diesem Urtheile — wenigstens nach seinen Briefen zu schließen — als er schon besser unterrichtet sein mußte.[2] Obwohl Mrs. Shelley behauptet, daß er später zu richtigeren Anschauungen über diesen Punkt gekommen sei[3], so ist dies aus seinen schriftlichen Mittheilungen doch nicht ersichtlich.

In Mailand gefiel sich Shelley besonders gut. Im Dome hatte er ein stilles Plätzchen ausfindig gemacht, wo er Dante las.[4] Die Schönheit und der Zauber der neuen Umgebung wirkten machtvoll auf seine Phantasie. „Der erste Anblick von Italien," sagt Mrs. Shelley in der Notiz zum „Entfesselten Prometheus", „entzückte Shelley; es schien ihm ein wonnevoller Garten unter einem klareren und helleren Himmel, als irgend einer, unter dem er früher

---

[1] S. Briefe von Mailand vom 6. April 1818, 20. April 1818, Bagni di Lucca vom 25. Juli 1818.

[2] Venedig, 8. Okt. 1818; Neapel, 26. Jan. 1819; Rom, 6. April 1819, 26. April 1819. (Forman VIII.)

[3] Essays and Letters II, p. 120 (Note).

[4] S. Brief an Peacock vom 20. April. (Forman VIII, p. 12.)

gelebt . . . Der poetische Geist erwachte bald in ihm mit all' der Macht und mit noch größerer Schönheit, als diejenige seiner ersten Versuche war."

Gleich nach seiner Ankunft in Italien wollte er Tasso zum Helden eines lyrischen Dramas machen. Er theilte Peacock in einem Briefe vom 20. April diesen Plan mit, fügt aber hinzu: „Du wirst sagen, daß ich kein dramatisches Talent habe; sehr wahr in einem gewissen Sinne; aber ich habe mich entschlossen zu sehen, was für eine Art Tragödie eine Person ohne dramatisches Talent schreiben könne."[1] Wie sehr er sich in dem Mißtrauen in seine dramatische Begabung irrte, sollte bald klar werden. Von dem geplanten Drama „Tasso" ist jedoch nur der Theil einer Scene niedergeschrieben worden, welcher keinen Schluß auf die Conception des Ganzen gestattet. Ein anderer Plan, der ihn der eben erwähnten Notiz von Mr. Shelley zufolge damals zu beschäftigen begann, war die Dramatisirung des Buches Hiob. Er gab denselben auch niemals auf, doch befand sich in seinem schriftlichen Nachlasse keine Aufzeichnung über dies Thema, und endlich faßte er in der Zeit, von der wir sprechen, auch die Idee zum „Entfesselten Prometheus," der im Herbste 1818 begonnen wurde.

Von Mailand besuchten die Reisenden den Comer See, von dessen Scenerien Shelley Thomas Peacock eine herrliche Beschreibung gab.[2] Dann wandten sie sich nach Pisa, wo sich Shelley nicht wohl fühlte, dessen trefflichem

---

[1] Forman VIII, p. 12.

[2] Brief vom 20. April (Forman VIII).

Klima und Wasser er später jedoch eine wesentliche Besserung in seinem Befinden verdanken sollte. Kurze Zeit hielten sie sich in Livorno auf, welches Shelley die „reizloseste Stadt" nennt, und das nur durch die Anwesenheit der englischen Familie Gisborne, besonders von Mrs. Gisborne — einer Frau von ungewöhnlicher geistiger Bedeutung und Bildung, die einst mit Mary's berühmter Mutter befreundet gewesen [1] — Anziehung für ihn bekam. In den Bädern von Lucca, wohin sich Shelley im Juli mit den Seinen von Livorno begab, übersetzte er an zehn Vormittagen Plato's Symposion [2], um Mary eine Vorstellung von den eigenthümlichen Sitten und Anschauungen der Alten zu geben. Die Uebersetzung veranlaßte ihn, einen „Discourse on the Manners of the Ancients relative to the Subject of Love" zu beginnen, der einen Commentar zu ihr bilden sollte, welcher jedoch unvollendet geblieben ist und leider da abbricht, wo die Besprechung des Themas anheben sollte. Indem wir uns ein näheres Eingehen auf Shelley's Beschäftigung mit fremden Literaturen und seine Urtheile über die einzelnen großen Erscheinungen

[1] In einem späteren Briefe an Peacock schildert Shelley Mrs. Gisborne mit den Worten: "Mrs. Gisborne is a sufficiently amiable and very accomplished woman; she is *δημοκρατικη* and *ἀθεη* — how far she may be *φιλανθρωπη* I don't know, for she is the antipode of enthusiasm." Es folgt eine humoristische Beschreibung der „Nase" von Mr. Gisborne. Forman VIII, p. 117.

[2] S. den Brief an Mr. und Mrs. Gisborne vom 10. Juli 1818 bei Forman VIII, p. 24, und Memorials p. 103. Außerdem hat Shelley von Plato noch „Jon", einen Theil des „Menexenus", eine Stelle aus „Crito" und Bruchstücke aus der „Republik" übersetzt. S. Forman VII.

derselben für später vorbehalten, sei nur erwähnt, daß sich Shelley in Lucca wieder in die italienische Literatur zu vertiefen begann und, wie es scheint, den Orlando Furioso das erste Mal las. Indessen war er auch produktiv, indem er auf Antrieb seiner Frau die in Marlow begonnene Ekloge „Helena und Rosalinde" beendete, welche im nächsten Kapitel besprochen werden soll.

Im August begab sich Shelley mit Miß Clairmont nach Venedig — Mary blieb in den Bädern von Lucca zurück —, um sich mit Lord Byron, der dort den wildesten Theil seines Lebens verlebte, wahrscheinlich in Betreff der kleinen Allegra zu besprechen. Shelley wurde von Lord Byron mit offenen Armen empfangen. Sie machten während seines kurzen Besuchs unter Tags lange Reittouren am Lido und brachten die Nächte mit Gesprächen hin, denn Shelley mußte sich in der Nähe Lord Byron's immer den Gewohnheiten des letzteren anbequemen. Es mochte Shelley wohlthun, daß Byron an dem empörenden Unrecht, welches ihm von Seiten des Kanzleigerichtes widerfahren war, den größten Antheil nahm und sich äußerte, daß er Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, um diesen Schiedsspruch rückgängig zu machen, wenn er zur Zeit, als die Verhandlung stattfand, in England gewesen wäre.[1] Er stellte Shelley die Villa Cappuccini bei Este, die er gemiethet, zur Verfügung, und dieser ging im Herbst für einige Monate mit den Seinen dahin. Die Villa war an ein verfallenes Kapuzinerkloster angebaut

[1] S. den Brief an Mrs. Shelley vom 23. August bei Forman VIII, p. 34.

und befand sich am Fuße eines Hügels, von dem ein altes Castell der Medici herabblickte.[1] In einem Laubengang, der die Villa mit einem Pavillon verband, dichtete Shelley sein Meisterwerk „Julian und Maddalo," das herrliche Gedicht „Auf den Euganeen" und den ersten Akt seiner größten lyrischen Schöpfung, des „Entfesselten Prometheus".[2]

In Este erkrankte die kleine Clara. Die bestürzten Eltern eilten, um ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, nach Venedig, hatten aber in der Eile den Reisepaß vergessen; Shelley's ungestümer Energie gelang es jedoch, den Eingang zu erzwingen, allein es war zu spät, die Kleine starb, als sie das Ziel erreichten.[3]

Sie verließen Este im November und gingen über Ferrara, Bologna und Rom nach Neapel.[4] In Rom machten sie diesmal nur kurzen Aufenthalt, den Shelley benutzte, um die wichtigsten Monumente und den englischen Friedhof zu besichtigen, zu welch' letzterem er im Geiste zuerst mit wehmüthigen, dann mit den schmerzlichsten Gedanken so oft zurückkehren sollte, bis er ihm selbst zur Ruhestätte wurde. Er schildert in einem Briefe an Peacock vom 27. December 1818 den ersten Eindruck dieses Ortes: „Der englische Begräbnißplatz ist ein grüner Abhang in der Nähe der Wälle unter der Pyramide des Cestius

---

[1] S. Mrs. Shelley's Notiz zu „Julian und Maddalo".

[2] S. den Brief an Peacock vom 8. Okt. 1818 bei Forman VIII, p. 41.

[3] Memorials p. 95.

[4] S. die Briefe an Peacock vom 8., 9., 10. und 20. November 1818 bei Forman VIII.

und ist, denke ich, der schönste und feierlichste Friedhof, den ich je gesehen. Wenn man sieht, wie die Sonne auf das helle Gras scheint, das, als wir ihn zuerst besuchten, vom Herbstthau genetzt war, wenn man das Säuseln des Windes in den Blättern der Bäume, welche das Grab des Cestius überschatten, und das Knistern des Bodens in der sonnerwärmten Erde hört und die Gräber betrachtet, die meistens Frauen und junge Leute bergen, möchte man, im Falle man dem Tode nahe wäre, den Schlaf herbeisehnen, den sie zu schlummern scheinen. So ist der menschliche Geist, und so bevölkert er Leere und Vergessenheit mit seinen Wünschen."[1]

[1] Forman VIII, p. 64 fl.

XVI.

„Rosalinde und Helena." — „Prinz Athanase." — „Julian und Maddalo." — „Die Euganeen."

1.

„Rosalinde und Helena".

Die Ekloge „Rosalinde und Helena" war der erste Versuch Shelley's, Vorgänge des wirklichen Lebens zu idealisiren. Dieser Versuch muß im Vergleich mit dem, was der Dichter in „Julian und Maddalo" geboten hat, jedoch schwach genannt werden. Immerhin müssen wir Mrs. Shelley beistimmen, wenn sie in ihrer Anmerkung zu dieser Ekloge sagt: „Wenn (Shelley) das wirkliche Leben und das menschliche Herz berührt, kann kein Gemälde getreuer, feiner, ergreifender und zarter sein."

Die Schilderung von Rosalinde's Schicksal ist nur ein neuer Beweis dafür, wie intensiv Shelley, dessen scharfem Auge und feinem Gefühle kein socialer Mißstand entging, die gesellschaftliche Unterordnung der Frauen mit ihren traurigen Folgen empfand. Indeß ist auch Helena gewissermaßen das Opfer der falschen Stellung ihres Geschlechtes. Sie wurde wegen ihrer freien Verbindung

mit Lionel von der Welt verstoßen, und auch Rosalinde hatte sich von ihr gewandt, bis sie das Uebermaß der eigenen Leiden zum Bewußtsein ihrer Ungerechtigkeit bringt. Mit der Versöhnung der Freundinnen, die am Gestade des Comer Sees vor sich geht, wird das Gedicht eröffnet.

Um sich gegenseitig die Geschichte ihrer Leiden zu erzählen, begeben sich die Frauen, nachdem Helena ihren Knaben weggeschickt hat, zu einer Steinbank in einem nahgelegenen Walde, dessen Beschreibung zu den feinsten Beispielen Shelley'scher Naturschilderung gehört. Rosalinde erzählt zuerst. Ihre Bekenntnisse werden durch die grauenhafte Geschichte von einer verbrecherischen Verbindung zwischen Bruder und Schwester vorbereitet, die an dem Orte, wo die Frauen sich niedergelassen haben, vollzogen wurde. Rosalinde liebte in ihrer Jugend einen Jüngling, doch als sie vor den Altar mit ihm treten wollte, kam der Vater aus fernen Landen zurück und riß Braut und Bräutigam mit dem Geständnisse auseinander, daß sie Bruder und Schwester seien. Der Jüngling fiel todt zu Boden, Rosalinde's Leben war fortan ein solches des Elends und der Qual. Bald starb ihr Vater und ließ sie und ihre Mutter in größter Armuth zurück, so daß sie sich, um letztere vor der Noth zu schützen, entschließen mußte, die Frau eines gehaßten Bewerbers zu werden. Die Schrecken der Ehe mit einem Manne, von dem sie sagt:

„Selbstisch, hart,
Goldgierig war er; seine Rede
Voll arger List. . . .

Feig gegen den, der stark genug,
War er tyrannisch gegen Schwache,
Die treffen konnte seine Rache,"

sind mit jener idealen Kraft geschildert, wie sie eben nur Shelley eigen war. Nichts kann ergreifender und zugleich maßvoller sein, als wenn Rosalinde sagt:

„Mit
Besiegten Willens ernstem Schritt,
Ging ich durch meines Lebens Nacht,
Deren Stunden, gleich langsamem Regen
Für immer fallend, Qualen waren,
Und selbst die Hoffnung auf den Segen
Der Grabesruh' mir raubten. . . ."

Trost bringt ihr die Geburt ihrer Kinder; aber diese fürchten den Peiniger wie sie:

„Oft, wenn die Kleinen sich zum Spiel
In lauter Kinderfreude schaarten,
Wenn eine Mär' von Reisefahrten
Oder vom Feenland sie beklommen
Lauschten, und auf ihr Antlitz fiel
Der sterbenden Flamme matter Schein —
Wenn sie vernahmen dann sein Kommen,
Vielleicht sein Kommen wähnten blos,
So starb das Wort mir auf der Zunge."

Schließlich stirbt der Tyrann, zur Freude seiner Kinder, zur Erleichterung seiner Gemahlin, die bittere Reue über ihre thränenlose Ruhe fühlt. Doch der Wille des Schändlichen soll noch über das Grab hinaus ihr Verderben werden. Er verleumdet sie in seinem Testamente als Ehebrecherin und Ungläubige und verordnet die Enterbung

ihrer Kinder, falls sie sich nicht entschließt, sich von diesen loszusagen und in drei Tagen die Heimath zu verlassen. Mit zerrissenem Herzen scheidet sie von ihren Kindern, denn, sagt sie,

„Du weißt, was Armuth für ein Loos
Bei den Gefall'nen böser Zeit.
Verbrechen ist's und Furcht und Schmach;
Der Mangel ist es, ohne Dach
Auf eisigen Wegen, nackt und blos,
Und tiefes, grauenvolles Leid;
Und jener inn're Flecken, schlimmer
Als alle, Selbstverachtung, die
Der Jugendlächeln Sternenschimmer
In bittern, scharfen Hohn ersäuft,
Aus seinen Thränen heiße Galle
Schafft, bis sie trocknen dann für immer
Du weißt, daß eine Mutter nie
Solch' Weh auf ihre Kinder häuft."

In der Schilderung Helena's, welche in der Erzählung der Schicksale ihres Geliebten besteht, hat der Dichter ein Bild der Verfolgungen, welche er als Philosoph zu erleiden hatte, dargestellt. Helena hat Lionel ihre Liebe zur Zeit der französischen Revolution geschenkt:

„Damals die Menschen träumten, daß die Erde
In mächtigem Gebären kreise . . . .
. . . . der goldenen Zeit,
Wo Lieb' und Wahrheit wohnen werde,
Auf dieser Erde weit und breit."

Der Charakter Lionel's wird schön beschrieben und zwar sind die meisten Züge des Bildes Selbstschilderung, jedoch

eine ungleich lebendigere als jene, welche der Dichter in der Gestalt des Laon gegeben hat:

„Es war
Lionel von großem Reichthum zwar
Und hohem, adeligem Stamme.
Doch diesen Kerkerwall durchbrach,
O Freiheit, dein durchdringend Licht!
Und wie des Meteores Flammen
Den Träumer aus dem Schlummer schreckt,
So hat der Wahrheit Sonnenlicht
Ihn aus der Jugend Traum erweckt;
Und füllte seine Seele, nicht
Mit Liebe, doch mit Glauben, Hoffen
Und Muth, der schweigt, vom Tod getroffen;
Zwillinge waren Lieb' und Leben,
Bei ihm erzeugt zu gleicher Zeit;
In Andern Leben erst beginnt
Den Lauf, dann Liebe, ob sie sind
Von einer Mutter auch, und schweben
Getrennt durch diese Welt voll Leid,
Bis endlich sie der Tod vereint.
Doch er fühlt Liebe stets für Alle . . . .“

Seine musikgleiche Rede hemmt den Streit der Menschen, seine Worte rühren die Tyrannen, vergebens aber grübeln die, welche ihn kennen, darüber nach, welche Absichten er habe. Ob ihm auch Wenige Beifall zollen, müssen ihn doch Alle lieben — mit Ausnahme der Priester, denn er geißelt in spöttischen Liedern schonungslos ihren Glauben. Doch die Reaction tritt ein:

„Ergraute Macht
Saß sicher auf der Väter Thron;
Der Python Glauben, unbesiegt,
Die blutbefleckten Stufen kroch

Hinan mit seinem grausigen Zug;
Und Menschen traf nun wieder Hohn
Und Unterjochung und Betrug."

Lionel emigrirt und verweilt drei Jahre in der Fremde. Als er zurückkehrt, kennt ihn Keiner wieder, Enttäuschungen in der Liebe haben ihn zu einem Anderen gemacht. Doch ist es auffallend, mit welcher Ruhe dieser Umstand von Helena erwähnt wird, da sie Lionel doch schon in den glücklichen Zeiten geliebt hat. Nach seiner Rückkehr wird sie seine Trösterin, und eben haben sie sich nach ihrem eigenen Ritus vermählt, als Lionel's Feinde kommen, um ihn in den Kerker zu schleppen, da er ihre Götter gelästert hat. Doch wird er bald wieder freigelassen und bezieht mit Helena ein Schloß am Meere, um dort in ihren Armen zu sterben. Der Schluß ist zu romantisch gefärbt, jedoch voll poetischer Schönheiten. Als sich Lionel dem Tode nahe fühlt, führt er die Geliebte nach einem Tempel, dessen Ueberschrift „Der Treue" lautet und den Lionel's Mutter einst einem Hunde errichten ließ, welcher sie den Wellen des Meeres entrissen hatte. Es ist Abend, die Nachtigallen singen, Helena phantasirt, während Lionel's Haupt an ihrer Brust ruht, auf der Harfe und mit dem Verrauschen ihres Spieles entflieht sein Geist.

Shelley bemerkt in dem Vorworte zu dieser Ekloge, wenn dieselbe in dem Leser „eine gewisse ideale Melancholie, die für die Aufnahme wichtigerer Eindrücke günstig ist", erwecke, dies alles sei, was er selbst bei Erfindung derselben erfahren, und es ist gewiß, daß diese ideale Melancholie in uns erweckt wird.

2.

„Prinz Athanase."

Das Fragment „Prinz Athanase" ist schon während Shelley's Aufenthalt in Marlow entstanden. Der Held dieses Gedichtes ist gleichfalls ein Selbstreflex Shelley's, in dem sich dieser jedoch mit viel feineren Linien charakterisirt hat, als in allen anderen, die wir bis jetzt kennen lernten. Athanase ist eine eigenthümlich ergreifende Gestalt. Er nimmt eine Mittelstellung ein zwischen dem Dichter in „Alastor" und „Laon". Gleich jenem ist er von einem tiefen Weh, von einer ruhelosen Sehnsucht erfüllt, deren Gegenstand hier aber in einen Schleier gehüllt bleibt —, doch ahnen wir, daß er niemand anderes, als ein vollkommenes Weib, „ein Abbild der nie erschauten Schönheit" sei —, Athanase ist jedoch nicht so ausschließlich in den einen Schmerz concentrirt, und er nähert sich Laon durch sein reiches Mitgefühl mit den Anderen:

„Jeglichen lehrt ihm sein Herz zu achten
Weß Standes auch, und Keinen stößt er fort,
Der seinen Schmerz zu ihm vertrauend sprach."

und obwohl er nicht als Reformator auftritt, hat er doch all' die edlen Züge eines Shelley'schen Reformators. Während der erste Theil des Gedichtes sich nur mit der Schilderung von Athanase's Wesen beschäftigt, wird in dem ersten Bruchstücke des zweiten Theiles dessen Verhältniß zu seinem Lehrer und Freund, dem greisen Griechen Zonoras, geschildert, welch' letzterer ein Seitenstück zu dem

Einsiedler in „Laon und Cythna“ bildet. Von Zonoras ist Athanase in die griechische Philosophie eingeweiht worden, und ausdrücklich wird als sein Lieblingswerk das Platon'sche Symposion bezeichnet, das auch zu Shelley's Lieblingen gehörte. Im dritten Fragment wird erzählt, wie Athanase, getrieben von seiner geheimnißvollen Sehnsucht, über die Alpen zieht. Das letzte Bruchstück endlich besteht in einer schwungvollen Apostrophe an die Liebe.

Shelley hat in diesem Gedichte das erste Mal die metrische Form der terze rime angewandt, die er wundervoll zu handhaben verstand.

Shelley war einer der größten Rhythmiker aller Zeiten. Schon in „Königin Mab“ zeigte er ein feines Gefühl für Tonfall und die Musik des Verses. Im „Alastor“ hat er eine Probe gegeben, wie vortrefflich er den blank verse zu behandeln verstand. In „Laon und Cythna“ ist es ihm freilich noch nicht klar geworden, welchen Schritt der Sprache die Spenserstanze erfordert, allein er handhabt dieselbe mit der größten Leichtigkeit, und in „Adonais,“ welcher gleichfalls in Spenserstanzen geschrieben ist, stehen Inhalt und metrische Form in vollkommenem Einklang. Am Wundervollsten jedoch entfaltete sich Shelley's metrisches Genie in „Hellas“ und in dem „Entfesselten Prometheus“.

„Prinz Athanase“ steht in künstlerischer Hinsicht höher als „Rosalinde und Helena“ und leitet so zu der Dichtung über, zu der wir uns nun wenden.

3.

„Julian und Maddalo.“

„Julian und Maddalo“ war die dichterische Frucht von Shelley's Besuch bei Lord Byron in Venedig. Es ist Shelley's erstes Werk, welches den Stempel eines Meisterwerkes trägt, und eine idealere und poetischere Behandlung des Lebens als diejenige dieser Dichtung ist nicht wohl denkbar. Gleich „Rosalinde und Helena“ ist es ein Gedicht, in dem der Dialog eingeführt ist —, doch tritt hier an die Stelle der wechselseitigen Erzählung der Monolog des Wahnsinnigen, welcher die lauschenden Freunde über eine ergreifende Leidensgeschichte belehrt.

Die Freunde sind Byron und Shelley. In dem Vorworte heißt es von Maddalo-Byron, der als venetianischer Graf gedacht ist: „Sein Geist ist mit der reichsten Genialität begabt, und wenn er dessen Kräfte diesem Zwecke widmen wollte, wäre er befähigt, der Befreier seines unterjochten Vaterlandes zu werden. Aber er hat die Schwäche stolz zu sein; der Vergleich zwischen seinem eigenen großen Geiste und den nüchternen kleinbürgerlichen Begriffen seiner Umgebung hat ihm eine innige Ueberzeugung von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens eingeflößt . . . Sein Ehrgeiz verzehrt sich selbst aus Mangel an einem seiner würdigen Gegenstande.“ Ueber Julian sagt das Vorwort: „Julian ist ein Engländer von guter Familie, den philosophischen Doktrinen zugethan, welche

die Herrschaft des Menschen über seinen Geist und die Möglichkeit ungeheurer Fortschritte der Menschheit nach Ausrottung manches noch bestehenden Aberglaubens behaupten." Aber gerade in Bezug auf die Behauptung, daß der Mensch Herrscher über seinen Geist sei, ist Maddalo ein Gegner Julians, und um dies Thema bewegen sich vornehmlich die Gespräche der beiden Freunde. Shelley hat dem ihn so viel beschäftigenden Gedanken von der Willensfreiheit, auf den sich sein Optimismus gründete, in dieser Dichtung den bestimmtesten Ausdruck verliehen. Wenn Julian im Vorwort ferner „als Spötter über Alles, was die Menschen heilig nennen," bezeichnet wird, so deckt er sich in diesem Punkte nicht mit dem wirklichen Shelley, dessen Kritik ernst und leidenschaftlich war, wenn er auch über einen reichen Fond von Satire und Witz verfügte. Auch Lionel ist ein Spötter über religiöse Dinge, und auch bei ihm hat Shelley also nur ein theilweises Selbstporträt gegeben.

Der Schauplatz des ersten Gespräches, insofern dasselbe ein Gespräch genannt werden kann, da nur Maddalo sich vernehmen läßt, ist der Lido, wo Julian und Maddalo ihren abendlichen Spazierritt machen, während die Gondoliere des Grafen am Gestade harren. Die Beschreibung des öden Lido, wie er damals war, welche das Gedicht einleitet, ist das Natürlichste und Einfachste, was man sich denken kann. Wir nehmen die Mittel kaum wahr, mit denen Shelley ein überraschendes Bild vor unser inneres Auge zaubert:

„Ich ritt einst Abends mit Graf Maddalo
Entlang am Lido, jener Strecke, wo

Sich Adria's Meerfluth vor Venedig bricht;
Ein kahler Strand von sand'gen Hügeln, dicht
Mit zwitterhaftem Unkraut überzogen,
Wie mit der Erde salziger Meereswogen
Umarmung zeugt. Ein öder, kahler Strand,
Welchen der Fischer, wenn sein ausgespannt
Netzzeug getrocknet, flieht. Es unterbricht
Ein anderer Gegenstand die Oede nicht,
Als ein verkrüppelter zwerghafter Baum
Und einige zerbroch'ne Pfähl' am Saum
Von Sand hinter sich lassen, wo wir
Zu reiten pflegten, eh' der Tag entwich.
In diesem Ritte stets erfreut' ich mich.
Ich liebe solchen einsam wüsten Plan,
Wo wir uns täuschen mit dem holden Wahn,
Das, was wir sehen, sei so unbeschränkt,
Wie man die eig'ne Seele gern sich denkt.
Und so war dieser weite Ocean,
Und wüster als der schwarze Meeresplan
Der Strand noch. Und noch mehr war's, daß ich mit
Einem geliebten Freund den Strand beritt,
Wie ich es liebe. Durch die sonnighellen
Lüfte trieb uns der scharfe Wind der Wellen
Schaum in's Gesicht. Der blaue Himmel war
Vom auferwachten Nord der Wolken bar
Gefegt, und aus der Wellen Spiele klang
Ein Tönen fast wie freudiger Gesang,
Im Einklang mit der Landschaft öd' und wild,
Daß uns're Brust mit heit'rer Lust sich füllt."

Das sind so einfache, so schlichte Worte, daß wir wähnen, Jemand spräche zu uns, der, ohne die Absicht zu haben, schön zu sprechen, unwillkürlich immer die treffenden Bezeichnungen für seine Gedanken und Empfindungen findet, welche diejenigen eines Dichters sind. Und es ist nicht

anders. In der That erzählt Shelley hier, wie er es im Leben gethan haben mochte. Aber jedes seiner Worte verrieth seinen Ursprung; er sprach unbewußt immer dichterisch.

Die Freunde sind in dem Anblick des Sonnenuntergangs, der herrlich geschildert wird, versunken, allein auch ein anderes Bild, nach der Abendseite hin, verdient Aufmerksamkeit. Es ist ein altes, graues Gebäude auf einer Insel liegend: das Irrenhaus, über dem ein Thurm emporragt, aus dem dumpfes Vespergeläute schallt. Nichts kann ein deutlicheres Bild von Byron's damaliger Zerrissenheit geben, als die Worte, die Maddalo bei diesem Anblick zu seinem Gefährten spricht, welche den Ausgangspunkt des nächsten Gespräches bilden und mittelbar die Veranlassung zu einem Besuche der Freunde im Irrenhause werden:

„Dies ist ein Bild von unserem Erdenleben,
Und dies ist wie ein Gleichniß uns gegeben
Von Jenem, was man von dem Menschengeist
Als göttlich und als ewig dauernd preist;
Gleich jener schwarzen, dumpfen Glocke dort
Muß unsere Seele rufen immerfort,
Daß sich die Wünsche und Gedanken einen,
Um das zerrissene Herz, und beten — wie
Wahnwitzige. Um was? Das wissen sie
Nicht eher, bis der Tod, wie Finsterniß
Die Farben jener Vision zerriß,
Uns die Erinnerung uns'res Selbst's entreißt
Und uns von Allem trennt, was unser Geist
Erstrebt hat, doch vergebens."

Das zweite Gespräch findet in Maddalo's Palaste statt. Lieblich ist die Einführung des Kindes von Maddalo,

mit dem offenbar die kleine Allegra, die Shelley's Liebling war, gemeint ist; mit ihr spielt Julian, bevor Maddalo erscheint:

„Nie ward ein holderes
Geschöpf von der Natur gebildet; klug,
Ernsthaft und mild, doch sanft und ohne Trug,
Holdselig ohne Absicht, voll des leichten
Sinnes der Jugend. Seine Augen däuchten
Zwei Spiegel mir, in deren Tiefen ruht
Des italienischen Himmels blaue Fluth;
Doch so voll Wirkung ist ihr Licht,
Wie du's nur siehst im Menschenangesicht."

Als Maddalo eintritt, kommt Julian auf dessen düstere Gedanken vom vergangenen Abend zurück und stellt ihm seine eigenen Anschauungen von der menschlichen Willenskraft entgegen:

„'s ist unser Wille, der uns so die Last
Von uns erlaubten Uebels auferlegt.
Wir könnten anders sein, was wir gehegt
In Träumen groß und herrlich, Göttern ähnlich,
Die Schönheit, Wahrheit, Liebe, die wir sehnlich
Erstreben, ruh'n sie nicht in unseren Seelen?
Und wären wir nicht schwach, ob dann wohl fehlen
Würde die That am Ziele unseres Strebens?"

Die idealen Anschauungen Julian's von der Macht des Willens erinnern Maddalo an Jemanden, der darin dessen Partner war, und mit bitterem Spotte fügt er hinzu:

„Er ist jetzt
Wahnsinnig worden" —,

eine Glosse, die den Besuch der Freunde bei dem Geisteskranken zur Folge hat.

Der Eindruck, den sie empfangen, als sie auf der Insel landen, ist ergreifend geschildert:

„Wahnsinnig Händeklatschen, Klaggewinsel,
Wildwüthendes Geheul und Jammern, tolles
Gejauchz', zerreißender als thränenvolles
Klagen empfing uns. . . .
Ich vernahm
Gesang, der von des Thurmes Höhe kam, —
Bruchstücke rührend schöner Melodie, —
Doch blieb der Sänger uns verborgen. Wie
Lianen, welche wuchernd die Ruinen
Einst prächtiger Paläste übergrünen,
So sieht man weithin in dem Ungewitter
Des Sturmes durch die schwarzen Eisengitter
Die langen Locken wildverworren wehen,
Von Denen, die jetzt an dem Fenster stehen,
Stilllächelnd, wie des Liedes holde Töne
Sie hören."

Und Shelley's ganze Humanität liegt in den Worten, die er Julian in den Mund legt, und die im Widerspruche mit den damals landläufigen Anschauungen standen:

„Sollten Jene
Nicht Heilung finden, wenn sie gut gepflegt
Und sanft, da sie Musik so sehr bewegt?"

Die Beschreibung des Geisteskranken, dem der Besuch gilt, und der, ohne die Freunde zu bemerken, schmerzumfangen am Klavier sitzt, während draußen der Sturm wüthet und den Wellenschaum durch's offene Fenster in sein Haar peitscht, ist ein Bild von einschneidender Furchtbarkeit.

In einem erschütternden Monolog verräth er die Ursache seines Schmerzes, die keine andere ist, als getäuschte ideale Liebe. Während der Dichterjüngling in „Alastor“ vergebens nach einer Verkörperung seines Ideals sucht, glaubte der Geisteskranke dasselbe einst in Gestalt einer Frau gefunden zu haben, um aber, schwer getäuscht, doch nicht von seiner Liebe geheilt zu werden. Wie der Dichter in „Alastor“ geht er ganz in der Einen Empfindung auf und ist gleich diesem das Opfer seines excentrischen Idealismus. Vergleichen wir den Kranken aber mit jenem Jüngling, so sehen wir zugleich, daß Shelley sich selbst in ihm dargestellt, sich also in demselben Gedichte zweimal copirt hat. Während er in Julian eine fast allseitige Selbstschilderung giebt, giebt er in der Gestalt des Kranken nur eine ganz einseitige. Denn letzterer ist gewissermaßen ein ungeklärter Shelley, welcher bei allem Idealismus nicht Macht genug über den eigenen Geist gewonnen, seine seelischen Kräfte nicht in Harmonie zu bringen gewußt hat. Wenn Shelley auch zeitweise selbst unter der Sehnsucht nach einer Verkörperung der „geistigen Schönheit“ litt, so war sein Wesen zu groß, als daß diese Sehnsucht störend auf seinen geistigen Organismus hätte einwirken können, und andere Kräfte, die in ihm wirkten, stellten immer wieder das Gleichgewicht her. Die Leidensgeschichte des Geisteskranken dient also im Grunde dazu, zu zeigen, daß selbst ideale Empfindungen dem Individuum verderblich werden können, wenn sie nicht durch Vernunft, durch den Willen gezügelt und durch die „wahren Theorien“ geregelt werden. Denn während Maddalo die Behauptungen seines Freundes durch den Hinweis auf den Kranken

besser als durch irgend welche Argumente zu widerlegen glaubt, antwortet dieser:

„Ich will beweisen, wie
Der Mangel nur der wahren Theorien,
Die selbst in bösen Dingen, wie im eig'nen
Und and'rer Herzen nimmermehr wird leugnen,
Im Innersten verborg'nen Kern des Guten
So dämpfen konnte seines Geistes Gluten.
Mit Stolz begabte Manche die Natur,
Und duldend sonst in Allem, wollen nur
Das Eine sie: zu lieben und geliebt
Zu werden; und wenn dann Verschmähung giebt
Antwort auf ihre Sehnsucht, dürfen wir
Verwundern uns, wenn langsam kränkelnd ihr
Geist stirbt? Dies ist gewiß nicht Menschenloos,
Dies ist ihr eig'ner starrer Wille blos.“

Allein obwohl ein Gebrochener, ist der Kranke doch frei von unschöner Verbitterung:

„Doch glaubet nicht, wenn auch mein Geist gebeugt,
(Wohl darf ich's sagen) daß der Hölle Wust,
In meinem Innern die schuldlose Brust
Heiliger Natur beflecken könnte je,
Mit ihrem eig'nen, ruhelosen Weh.
Wie manche irrgeführte Wesen hoffen:
Ihr Herz, von Hohn und bitterem Haß getroffen,
Müßt' auch von Hohn und bitt'rem Haß gesunden,
Doch ach, wie eitel! nimmer heilt die Wunden
Der Dolch, doch kann er wieder Blut vergießen,
Glaubt mir, ich bin im Glauben, in Entschlüssen
Derselbe. Was mein Herz konnt' niederdrücken,
Das durfte nimmer meinen Geist berücken,
Sonst wär' erlegen Alles dieser Pein.“

Das Ende seines Schicksals bleibt in Dunkel gehüllt. Als Julian nach Jahren nach Venedig zurückkehrt, erfährt er von Maddalo's Tochter, die inzwischen zu einer Frau „gleich Shakespeare's Frau'n" herangeblüht ist, daß der Kranke noch zwei Jahre in jenem trostlosen Zustande verbracht habe, bis die Dame seines Herzens zurückkam, um ihn wieder zu verlassen. „Weiter nichts?" frägt Julian die Erzählerin, und diese versetzt:

„Etwas in jener Zeit, drauf eingeprägt,
Warum sie schieden, wie sie sich gesehen.
Wenn deine Augen, alternd jetzt, verschmähen
Der Jugend Thränen wiederum zu wecken,
So frag' nicht. . . .
. . . Ich frug aber weiter,
Bis sie mir's sagte, wie sich's zugetragen,
Doch will ich's dieser kalten Welt nicht sagen."

4.

„Die Euganeen."

Eine tiefe Melancholie, die jedoch weniger individueller als weltschmerzlicher Art ist, hat dies Gedicht eingegeben. Das Leben ist Shelley hier ein Schmerzensmeer, auf dem die Barke des Geistes von den Stürmen zerstört wird, der Schiffer in den Wellen seinen Untergang findet. Die heftige, innere Bewegung, aus der dieses Gedicht her-

vorgegangen, veranschaulicht die unaufhaltsame Bewegung der Eingangsverse, die wie eine wilde, bestrickende Musik dahinrauschen. Der Dichter beklagt die Vergänglichkeit der Empfindungen, und die Vergessenheit, in welche ein Mensch gerathen kann, bezeichnet er mit folgendem Bilde, das nicht verfehlt, sich tief in die Phantasie einzugraben:

„In des Nordens rauhem Land,
An des Meeres ödem Strand,
Wo die Stürme ewig wogen
Und nur wenige Binsen stehen,
Als des Meeres Grenzezeichen
In dem Steingerölle, bleichen
Ein Schädelbein und sieben Knochen;
Von keiner Klag' ist unterbrochen
Das Schweigen, nur vom Schrei der Möven,
Wenn über stürmischem Meer sie schweben
Und vom Sturmwind, dessen Lied
Tönt, wie wenn ein Herrscher zieht
Durch die Straßen einer Stadt,
Drin der Mord sich wüthet satt.
Um die bleichen Knochen stöhnen
Wind und Meer in wüsten Tönen,
Doch ihm tönt kein Klaggewimmer,
Wie ein Nebel sonder Schimmer,
Der mit Leben das umfloß,
Was jetzt hier liegt regungslos."

Aber es giebt auch manche grüne Küste in dem Schmerzensmeere, und eine solche sind die Euganeen, zu deren einer den Dichter seine geistige Barke hingeführt hat. Von dort aus hält er Rundschau, und was er sieht und empfindet, verwandelt er in Bilder, die schöner und idealer sind als das, was das physische Auge wahrzunehmen

vermag. Algernon Ch. Swinburne bemerkt in dieser Hinsicht treffend über das Gedicht[1]: „Die Verse auf den Euganeen geschrieben, sind keine geistige Skulptur, keine Bilder nach dem Leben von natürlichen Dingen. Ich will dieser Art weder eine höhere noch eine niedrigere Stufe einräumen, ich sage nur, daß die Art nicht dieselbe ist. Es ist eine Rhapsodie von Gedanken und Empfindungen, die von dem Contacte mit der Natur ihre Färbung erhalten, aber durch diesen Contact nicht hervorgerufen worden sind .... Shelley's Absicht ist, eher die Wirkung eines Dinges, als das Ding selbst wiederzugeben, eher die Seele und den Geist des Lebens, als die lebendige Form, eher das Entstehen, als das Entstandene."

Venezia, der „sonnumglänzten Stadt", auf welche sein Blick zuerst fällt, ruft der Dichter zu, daß sie weniger elend sein wird, wenn sie einst in das Meer zurücksinkt, aus dem sie erstanden, als jetzt, wo sie sich von ihrem Throne mit der Siegeskrone vor dem „Sklaven der Sklaven" beugen muß, und nennt ihre Thürme Todtengrüfte,

„Wo wie Würmer, die sich nähren
Von der Fäulniß und dem Moder,
Menschen an die Reste todter
Macht sich hängen."

Wenn die Freiheit erwachen würde und Venezia und andere Städte den Tyrannen die Schlüssel zu den Verließen entreißen würden, dann könnten sie wieder zu Zierden des Landes werden, doch fehlt es ihnen an Kühnheit, dann mögen sie untergehen. Doch wird Eine Erinnerung

[1] Fortnightly Review, Mai 1869.

Venedig mit unvergänglichem Ruhme umschweben —, daß Byron, der „sturmesfreudige Schwan", in ihrem Bereiche gelebt habe. Dieser Gedanke wird die Veranlassung zu einer Verherrlichung des Byron'schen Genius:

„Wie Homeros Schatten kreist
Noch um Ilions Kampfgefild;
Und wie Shakespeare noch erfüllt
Avon und die Welt mit Licht,
Gleich der allesſehenden Macht,
Die uns zaubert sein Gedicht
In der Erde dunkle Nacht;
Wie Petrarka's Liebeslied
Noch um jene Hügel glüht,
Ein Licht, bei dem das Auge sieht
Unirdisches: — gewaltiger Geist
So bist auch du! Und so auch preist
Man in Zukunft noch die Stadt,
Die dir Schutz geboten hat."

Schön ist auch die Beschreibung Paduas; den Höhepunkt des Gedichtes bildet das Mittags- und Herbstbild, das jedoch zu reich ausgeführt ist, um hier mitgetheilt werden zu können, dessen Zauber aber eine Stelle, wie die folgende, veranschaulichen mag:

„Unter mir der Ebne Schweigen
Und der Blätter gelbe Leichen,
Drauf der Reif, das zarte Kind,
Hergeführt vom Morgenwind,
Seine Demantspur gedrückt . . ."

Dies Naturbild ist überaus kunst- und poesievoll und können nur in Shelley's eigenen Dichtungen Parallelen dazu gefunden werden.

Im letzten Abschnitte dieses Liedes gedenkt der Dichter zunächst neuer Züge, auf denen wieder der Schmerz sein Pilot sein würde, tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß es noch andere Blumeninseln in dem Ocean der Leiden gebe, und schließlich erhebt sich das Gedicht, zu dem eine so tiefe Wehmuth die Veranlassung gegeben, zu einem Gesange der Hoffnung. Der Dichter träumt von einem weltabgeschiedenen Orte, welcher für ihn und seine Theuren Elysium werden soll, wo Schönheit der Natur, Friede und gegenseitige Liebe aller, die sich dort vereinigen, ein Leben voll himmlischen Glückes begründen werde, wo Jeder, der dahin käme,

„Würde seinen Neid bereuen
Und die Erde sich erneuen.“

Und dieser Wandel von schmerzvollster Erregung in strahlende Hoffnungsfreudigkeit in einem kurzen Gedichte ist unendlich bezeichnend für Shelley.

XVII.

Neapel. — Rom. — Villa Valsovano. — Florenz.

Shelley verließ Rom drei Tage früher als seine Familie und langte am 1. Dezember in Neapel an. Der erste Anblick, der sich ihm beim Eintritt in diese Stadt darbot, war der eines Ueberfalles: ein junger Mensch stürzte aus einem Laden, verfolgt von einem Manne mit einem Messer und einer Frau mit einem Knittel und wurde von dem ersteren niedergestoßen. Während Shelley über diesen Anblick mit Entsetzen erfüllt war, ergötzte sich sein Reisegefährte, ein calabrischer Priester, der unterwegs die lächerlichste Furcht vor Räubern an den Tag gelegt, an diesem Schauspiele.[1]

Shelley war während seines Aufenthaltes in Neapel von einer tiefen, anhaltenden Melancholie befallen, die zum Theil in seinem körperlichen Befinden begründet lag — er wurde hier für leberkrank gehalten —, aber allem Anschein nach auch verschiedene seelische Ursachen hatte. Dürfen wir Medwin glauben, so war eine derselben ein ebenso romantisches als tragisches Ereigniß. Medwin

[1] S. den Brief an Peacock vom 22. Dezember 1818 bei Forman VIII, p. 64. S. Memorials p. 108.

berichtet nämlich, Shelley habe ihm, sowie Lord Byron erzählt, daß in der Nacht, bevor er seine zweite Reise nach der Schweiz antrat, eine verheirathete Dame, jung, schön und vornehm, zu ihm gekommen sei, die ihm ihre Liebe gestand und ihn beschwor, mit ihr zu fliehen. Er erklärte ihr, daß er gebunden sei, und sie schieden nach einer leidenschaftlichen Scene. Sie folgte ihm jedoch, ohne von ihm bemerkt zu werden, von Ort zu Ort, endlich auch nach Neapel, wo sie starb. Medwin fügt hinzu, daß Byron die Geschichte für eine der Shelley'schen Hallucinationen hielt, während er selbst an sie glaubte. Lord Byron's Ansicht mag immerhin die richtige sein; auch steht die Hypothese frei, daß sich Medwin, der bei Abfassung seines Buches so gewissenlos verfuhr, eine Erfindung erlaubt habe. An sich hat die Erzählung nichts Unwahrscheinliches, da Shelley's Schönheit, Liebenswürdigkeit und vollendete Feinheit eine unwiderstehliche Anziehung auf Frauen ausübte. Ist die tragische Begebenheit wahr, wie muß er darunter gelitten haben! In den melancholischen lyrischen Gedichten, welche er in Neapel schrieb, findet sich keine Hindeutung auf ein derartiges Erlebniß[1]; dagegen macht sich in einem derselben, nämlich in den schönen „Stanzas written in Dejection near Naples" die Empfindung der Vereinsamung, der Verwaisung geltend. Im Anblick des Golfes von Neapel, von dem er mit wenigen Strichen ein leuchtendes Bild entwirft, ruft er schmerzlich aus:

[1] Medwin will das tiefernste Gedicht „Misery" mit demselben in Zusammenhang bringen.

„Wie süß, erbebte noch ein Herz wie meins!“

und in der nächsten Strophe klagt er:

„Weh mir, ich hab' nicht Glück noch Ruh',
Noch Frieden in des Herzens Nacht, ...
Nicht Ruhm noch Macht, nicht Lieb' noch Heil ....“

Wir fragen erstaunt, hatte er nicht Mary, die er liebte, von der er geliebt wurde? Gewiß waren seine Empfindungen für sie noch dieselben und blieben dieselben, wenn auch Zeiten kommen sollten, wo andere Frauen seine Phantasie vorübergehend lebhafter beschäftigten und enthusiastische, doch immer reine Empfindungen in seinem Herzen anfachten; kaum braucht gesagt zu werden, daß Mary mit unverbrüchlicher Liebe an ihm hing, und daß ihr Geist und Herz seinem Geiste und Herzen immer offen standen. Allein sie besaß bei aller Tiefe der Empfindung in jeder Hinsicht nicht eine entsprechende Lebhaftigkeit derselben, nicht eine entsprechende Fähigkeit, sie auszudrücken: sie war äußerlich kalt. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß diese Kälte Shelley in späteren Jahren oft unglücklich machte. In dem schönen Gedichte an seinen Freund Eduard Williams, welches in das Jahr 1821 fällt, klagt er:

„Wenn ich zu meinem kalten Herd rückkehre
Fragst du, warum ich nicht wie immer wäre?
Du Schuld bist, daß ich nicht
Theilnehm' an dem langweil'gen Lebensspiel,
Und daß mit nicht'ger Larv' des Dichters hüll'
Ich nicht mein Angesicht
Im Carneval der Welt. So sucht' ich Frieden,
Doch selbst bei dir war er mir nicht beschieden.“

Todhunter bemerkt über diese Verse sehr richtig: „Sie lesen sich wie die Klage eines Engelkindes, welches mit kalten Blicken zurückgewiesen wird, wo es Küsse erwartete," und Mrs. Shelley hat in dem schönen Gedichte „The Choice"[1], welches sie nach dem Tode ihres Gatten schrieb, selbst mit Schmerz bekannt, daß dieser Grund hatte, sich über ihre Kälte zu beklagen, und an einem andern Orte hat sie gestanden, daß ihr jene Begeisterungsfähigkeit für Ideen fehlte, welche Shelley in so hohem Grade eignete, und die ihn zum Kämpfer und Märtyrer weihte. Allerdings war auch sie ideal und frei gesinnt, ihrem Gatten geistesverwandt und für alles Große empfänglich, allein es fehlte ihr jene Seelengluth, welche denjenigen, der sie besitzt, dazu führt, gegen eine Welt für seine Ueberzeugungen einzutreten. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Shelley schon bei seinem Aufenthalte in Neapel den Abstand zwischen ihrer und seiner eigenen Empfindungsweise schmerzlich zu fühlen begann, und daß seine Klage in jenem wundervollen Gedichte sich darauf bezieht.

Die tiefe Verstimmung, unter der er in Neapel litt, mag also sehr verschiedene Gründe gehabt haben. Vielleicht trug auch die Einsamkeit, in der er dort lebte, Schuld daran. So unleidlich ihm der Verkehr mit Vielen war, so sehr er Gesellschaften verabscheute, und zwar im Gegensatze zu Mary, die sie liebte und gerne in denselben glänzte, so schwer konnte er den Verkehr von Freunden, von Menschen, die ihm geistesverwandt waren, entbehren. Er hatte zu tiefe Abgründe des Schmerzes in sich, als

[1] Poetical W. I, p. 3 ff.

daß ihm langes Alleinsein wohl hätte thun können, wenn nicht der „göttliche Wahnsinn" der dichterischen Begeisterung ihn ergriff und ihn hinweghob über persönliche Empfindungen.

In Neapel war er wenig produktiv, es schien ein Stillstand im Walten seiner schöpferischen Kräfte eingetreten zu sein, auf der den herrlichste Aufschwung und die intensivste Sammlung derselben folgte. Ja, Shelley fühlte in jener Zeit eine gewisse Unzufriedenheit mit poetischer Beschäftigung. Er schreibt an Peacock (am 26. Januar 1819)[1]: „Ich glaube, daß Poesie etwas viel Untergeordneteres ist, als die Wissenschaft der Moral und der Politik, und wäre ich gesund, ich würde mich entschieden an die letzteren halten; denn ich kann mir ein großes Werk vorstellen, welches die Entdeckungen aller Zeitalter umfaßt und die Meinungen, durch welche die Menschheit geleitet wurde, in Harmonie bringt. Fern sei mir ein solcher Versuch, und ich muß zufrieden sein, meine Phantasie zu üben und vielleicht einige Andere zu unterhalten."

Da er wenig producirte, las und studirte er um so eifriger. Man kann sich vorstellen, daß, wie immer, Homer, die griechischen Tragiker und unter den griechischen Philosophen Plato seine Gefährten waren. Shelley beschäftigte sich mit keiner Literatur so eingehend wie mit der griechischen. Die Schönheit und harmonische Vollendung ihrer Schöpfungen zog ihn unwiderstehlich an. War sein ausgezeichnet feines Schönheitsgefühl doch selbst

[1] Forman VIII, p. 72.

ein griechischer Zug in ihm, und hat seine Phantasie Mythen geschaffen, die man mit Recht als modernes Aequivalent der griechischen Mythopoesie bezeichnet hat. Hören wir einige seiner Aussprüche, die griechische Poesie betreffend. In dem schönen Briefe an Thomas Peacock (vom 26. Januar 1819), in dem er Pompeji beschreibt, sagt er: „Ich begreife jetzt, weshalb die Griechen so große Dichter waren, und vor Allem kann ich mir, wie mir scheint, die Harmonie und durchgängige Vortrefflichkeit ihrer Kunstwerke erklären. Sie lebten in beständigem Verkehre mit der äußeren Natur und nährten sich selbst von dem Geiste ihrer Gestaltungen."

In dem „Discourse on the Manners of the Ancients relative to the Subject of Love" bemerkt er[1]: „Den Vergleich von einzelnen Geistern bei Seite lassend, der keine allgemeine Folgerung ergeben kann, wie überlegen war der Geist und das System der (griechischen) Poesie irgend einer Periode, so daß, wäre ein anderer Genius, der in anderer Hinsicht dem Höchsten, was je die Welt durchleuchtet hat, ebenbürtig gewesen, in jener Zeit erstanden, er alle überflügelt hätte, allein aus dem Grunde, weil sein Entwurf der denkbar harmonischste und vollkommenste gewesen wäre. Wenn ein Drama unter Umständen die Leistung einer Person von untergeordneter Begabung war, so war es doch einheitlich und frei von Ungleichheiten; es war ein Ganzes, mit sich selbst im Einklang. Die Werke der großen Geister tragen durchaus den Stempel

[1] Forman VII, p, 241.

ihrer Größe."[1] In demselben Essay findet sich auch der vortreffliche Ausspruch: „Was die Griechen waren, war eine Realität, nicht ein Versprechen."[2] Schließlich sei noch eine Bemerkung aus dem Vorworte zu dem lyrischen Drama „Hellas" hervorgehoben, welche zeigt, wie hoch er die Bedeutung Griechenlands für die moderne Welt anschlug, und wie tief er die Höhe der griechischen Entwickelung empfand. „Wir sind alle Griechen," sagt er. „Unsere Gesetze, unsere Literatur, unsere Religion, unsere Kunst haben ihre Wurzel in Griechenland. Wäre Griechenland nicht gewesen, so würde Rom, der Mittelpunkt, die Lehrerin oder die Ueberwinderin unserer Vorfahren, keine Aufklärung mit ihrem Wissen vorbereitet haben, wir würden vielleicht noch Wilde oder Heiden sein ... Die menschliche Gestalt und der menschliche Geist erreichten in Griechenland eine Vollkommenheit, welche ihr Bild auf jene fehlerlosen Schöpfungen geprägt hat, deren Fragmente schon die Verzweiflung der modernen Kunst sind, und hat Anregungen gegeben, die nicht aufhören können, durch tausend Kanäle sichtbarer oder unsichtbarer Wirkung die Menschen bis zum Erlöschen des Geschlechtes zu erfreuen und zu veredeln."

Die Früchte seiner Beschäftigung mit der griechischen Literatur waren außer den Uebersetzungen aus Plato's Werken metrische Uebertragungen verschiedener Homerischer Hymnen, des Euripideischen „Cyclops" und einiger Epigramme der Anthologie. Obwohl Shelley sich so tief in

[1] S. den Brief an Mrs. Gisborne vom 16. November 1819.

[2] Forman VII, p. 244.

den griechischen Geist versenkt hatte und viele der besten Werke der griechischen Literatur immer wieder studirte, war er doch kein Hellenist, wie etwa Giacomo Leopardo oder Algernon Ch. Swinburne. Seine Uebersetzungen beweisen, daß seine Kenntniß der griechischen Sprache lückenhaft war, auch war seine Belesenheit darin keine sehr große.

Er beschäftigte sich in Italien auch eingehend mit den großen Dichtern des Landes. Während die lichten, himmlischen Gebilde von Dante's Phantasie einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machten — und in Bezug auf die Visionen zartester Schönheiten berührt er sich vielleicht mit keinem Dichter mehr als mit diesem —, vermochte er sich mit den christlichen Grausamkeiten der Hölle nicht zu versöhnen. Petrarca's „zarten und feierlichen Enthusiasmus" mußte er als etwas ihm Verwandtes lieben[1]; von Ariosto sagt er, „daß er unterhaltend, graziös und zuweilen ein Dichter sei", doch war er kein Freund der moralischen Tendenzen Ariosto's. Sein Herz besaß Boccaccio. „Wie bewundere ich Boccaccio," sagt er in einem Briefe an Hunt vom 27. September 1819, „welche Naturschilderungen sind die in der Einleitung zu jedem neuen Tage! Boccaccio scheint ein tiefes Gefühl für das schöne Ideal des Menschenlebens mit Rücksicht auf die gesellschaftlichen Beziehungen gehabt zu haben. Seine ernsteren Theorien von der Liebe stimmen besonders mit den meinen überein. Er sagt oft im Vorübergehen Dinge, die einen ernsten Sinn von ganz besonderer Art haben. Es ist ein mora-

[1] S. den Brief an Mr. und Mrs. Gisborne vom 10. Juli 1818 bei Forman VIII, p. 17.

lischer Casuist, seine Moral ist der Gegensatz von dem christlichen und stoischen, von jedem abgeschlossenen und anerkannten Moralsystem.“ [1]

Etwas später (und zwar während seines Aufenthaltes auf der Villa Valsovano bei Livorno) macht er sich auf Anregung von Mrs. Gisborne auch mit dem Spanischen vertraut, und bald wurde Calderon, mit dem er die Elasticität und Feinheit der Phantasie theilte, der Gegenstand seiner Bewunderung. [2] Wir heben an dieser Stelle hervor, daß Shelley schon im Jahre 1815 Deutsch gelernt und damals zu seiner Uebung die ersten Scenen aus Faust wörtlich übersetzt hatte. Auch las er damals Schiller's Räuber, die selbstverständlich einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Faust begleitete ihn, nachdem er ihn einmal kennen gelernt, ebenso wie die Bibel und die Werke der größten griechischen Dichter durch's Leben. [3] Am 10. April 1822 schrieb er an Mr. Gisborne: „Ich habe Faust wieder

[1] Forman VIII, p. 127.

[2] Forman VIII, p. 119, 125, 142.

[3] Peacock (Fraser's Magazine 1858) sagt, daß Brockden, „Brown's four novels“, Schiller's „Räuber“ und Goethe's „Faust“ von all den Werken, mit denen Shelley vertraut wurde, am Tiefsten in seinem Geiste Wurzel geschlagen und den größten Einfluß auf seine Charakterentwickelung gehabt hätten. Dieser Behauptung ist jedoch keine Bedeutung beizulegen. Um von Brockden, „Brown's four novels“ abzusehen, so lernte Shelley sowohl Schiller's „Räuber“ als Goethe's „Faust“ in einem Alter kennen, wo sein Charakter bereits ein festes Gepräge bekommen hatte. Hätte man Shelley gefragt, welches Buch am Epochemachendsten für seine Charakterbildung gewesen sei, er würde weder Brockden, „Brown's four novels“, noch Goethe's „Faust“, noch Schiller's „Räuber“, sondern ohne Zweifel Godwin's „Political Justice“ genannt haben.

von Anfang bis zu Ende gelesen und immer mit Empfindungen, die keine andere Dichtung hervorruft. Er erhöht die Schwermuth und beschleunigt die Schnelligkeit der Gedanken und würde mir deshalb kein geeignetes Studium für eine Person erscheinen, welche die Beute vorwurfsvoller Erinnerungen ist."[1] Im Winter dieses Jahres übersetzte er für Byron's Zeitschrift „The Liberal" den Prolog im Himmel und die Brockenscene, sowie auch einige Scenen aus Calderon's „Magico Prodigoso". Diese Uebersetzungen sind nicht nur die besten, die er selbst gemacht, sondern gehören in mancher Hinsicht überhaupt zu den schönsten Triumphen der Uebersetzungskunst.[2] Shelley pflegte sich, wenn er mit der schöpferischen Thätigkeit aussetzte, mit dem Uebertragen zu beschäftigen, das ihm so leicht fiel wie das Dichten, und es ist erstaunlich, wie viel und wie Treffliches er auch auf diesem Gebiete geleistet hat. Zu seinen Uebersetzungen aus dem Griechischen, Spanischen und Deutschen kommen noch solche aus dem Lateinischen und Italienischen. Diese Leistungen haben vor allem den Vorzug, daß sie sich wie schöne englische Poesie lesen, zugleich aber geben sie den Gedanken

---

[1] Forman VIII, p. 262.

[2] In dem soeben citirten Briefe an Gisborne bemerkt er: "I have imagine my presumption translated several scenes from both („Faust" und „Magico Prodigoso"), as the basis of a paper on our journal. I am well content with those from Calderon, which in fact gave me very little trouble; but those from Faust — I feel how imperfect a representation, even with all the licence I assume to figure to myself how Goethe would have written in English, my words convey. No one but Coleridge is capable of this work."

des Originals, wenn auch nicht immer, so doch in den meisten Fällen getreu wieder und meist mit außerordentlich glücklicher Wahl der Worte. Indessen war Shelley keineswegs ein Uebersetzer von Beruf, er übersetzte zu seinem Vergnügen, und es ist daher begreiflich, daß er eine Stelle mit mehr oder weniger Sorgfalt übertrug, je nachdem sie ihn interessirte oder nicht. Ein großer Fehler in Shelley's Uebersetzungen ist der, daß selten das Metrum des Originals beibehalten wird und deshalb auch Charakter und Geist des letzteren in der Wiedergabe meist stark verwischt wird.[1] Wie sehr sich Shelley durch die wunderbare und unvergleichliche Beherrschung der metrischen Sprache, durch die Schärfe und Feinheit, mit der er den fremden, dichterischen Gedanken zu erfassen fähig war, zum Uebersetzen eignete, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Specifische an den Dichtern, die er übertrug, durch seinen so eigenthümlich geprägten Geist gebrochen und verdunkelt wurde, und daß es Uebersetzer gegeben hat, die, wenn sie auch nicht die sprachliche Meisterschaft Shelley's erreichten, den eigenthümlichen Charakter, die Seele des fremden Dichters reiner wiederzugeben vermochten. Der Uebersetzer von Beruf wird eben immer mehr eine nachempfindende als eine individuell geartete Natur sein müssen.

Von Neapel aus besuchte Shelley den Vesuv, Pompeji, Bajä, Pästum und Benevent. Die Briefe, die er über diese Ausflüge an Peacock schrieb, gehören zu seinen besten. Im Frühling 1819 übersiedelte er mit den Seinen nach Rom, wo er über den schwindelhohen, mit

---

[1] S. Todhunter, A Study of Shelley, p. 212.

Blumenguirlanden umblühten Bogen der Thermen des Caracalla, die er so schön geschildert hat[1], den zweiten und dritten Akt seines Prometheus dichtete. Er sagt in dem Vorworte zu diesem herrlichen Werke: „Der klare, blaue Himmel Roms, das kräftige Erwachen des Frühlings in diesem himmlischen Klima und das neue Leben, mit dem es die Seele fast bis zur Berauschung nährt, begeisterten mich zu diesem Drama.“

In der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes war seine Gesundheit wieder unerträglich schlecht, so daß er sich von jedem Umgange fern halten mußte; obwohl sich seine Zustände allmählich besserten, so daß es ihm möglich war, mit einigen Personen zu verkehren, war er doch weit davon entfernt, sich wohl zu fühlen.[2]

In Rom sollte seinem an schmerzlichen Erfahrungen überreichen Herzen eine neue schwere Wunde geschlagen werden. Am 7. Juni starb sein Sohn William. Er zählte drei und ein halbes Jahr, war ein schöner und einnehmender Knabe und der Liebling seines Vaters. Shelley saß sechzig Stunden an seinem Krankenbette und bestattete ihn an dem Orte, den er bei seinem ersten Besuche in Rom so schön geschildert, und den er nun „den Ruheplatz eines heiligen Verlustes“ nannte.[3] Er gab seinem Schmerze in verschiedenen Gedichten Ausdruck,

---

[1] S. den Brief an Peacock vom 23. März 1819 bei Forman VIII, p. 60—89.

[2] Memorials p. 112 fl.

[3] Der Grabstein für William wurde an einen falschen Ort gesetzt. Als man das Skelett des Knaben ausgraben wollte, um es in dem Grabe seines Vaters zu bestatten, fand man dasjenige eines Erwachsenen.

am rührendsten in dem, welches „Roma! Roma! Roma! non è piu che era prima“ überschrieben ist. Er war nun in der That kinderlos und konnte über dem frischen Grabe sagen: „Ich neide den Tod dem Körper weit weniger, als den Tyrannen die Herzen derer, die sie mir entwendet haben. Der eine kann nur den Körper tödten, die andern vernichten die Liebe.“

Wenn sich schon früher in seinen Briefen eine verhaltene Sehnsucht nach dem Vaterlande geltend machte, so erfaßte ihn diese nach dem Tode seines Lieblings um so stärker. Er schrieb damals an Peacock: „Daß ich nach England zurückkehren könnte! Wie schwer ist die Last, wenn Unglück zu dem Exil und der Vereinsamung hinzukömmt, als wäre das Maß nicht voll, als bis es von beiden hochgehäuft ist.“ [1]

Sie verließen den Ort schmerzlicher Erinnerungen und bezogen die Villa Valsovano nahe bei Livorno. Mrs. Shelley schildert diesen Aufenthalt [2]: „Unsere Villa war der Mittelpunkt einer podere. Die Bauern sangen unter unsern Fenstern, während sie in der Hitze eines heißen Sommers arbeiteten, und Abends knackten die Wasserräder, wenn die Bespritzung begann, und die Feuerfliegen blitzten an den Myrthenhecken auf. Die Natur war hell, sonnbeglänzt und lieblich, oder von Stürmen von majestätischer Furchtbarkeit, wie wir sie nie zuvor gehört hatten, erschüttert.“

Shelley's Schöpferkraft schien im Schmerze zu er-

---

[1] S. Forman VIII, p. 108, 118.

[2] S. die Notiz von Mrs. Shelley zu den „Cenci's“.

starken. Er schrieb auf dem terrassenförmigen Dache seiner Villa (zwischen Mai und August) in der Gluthhitze eines italienischen Sommers „The Cenci“, eines der größten Dramen, die seit Shakespeare in England geschrieben worden sind. Der scheinbar undramatischste aller Dichter hatte auf den ersten Wurf eines der hervorragendsten dramatischen Werke geschaffen. Er hatte die Anregung dazu durch den Anblick des berühmten Bildes der Beatrice Cenci von Guido Reni im Palaste Barberini zu Rom, durch die allgemeine Theilnahme, die er daselbst für das Schicksal Beatrice's begegnete, und durch ein altes Manuscript, in welchem die sagenhafte Geschichte der Familie Cenci aufgezeichnet war, erhalten[1], und ist es als ein großes Glück für die Literatur zu betrachten, daß Bertolotti's Rettung des Grafen Cenci nicht schon damals erfolgt war. Außerdem schrieb Shelley auf der Villa Valsovano „Peter Bell III.“ und „The Masque of Anarchy“ sowie verschiedene kleinere politische Gedichte.

Er verkehrte während seines Aufenthaltes auf Valsovano häufig mit der Familie Gisborne und las unter der Anleitung von Mr. Gisborne täglich einige Stunden Spanisch.[2] Wir sind gewohnt, ihn mit Plänen für das

[1] S. die Notiz von Mrs. Shelley.

[2] In einem Briefe an Peacock vom 22. August 1819 (Forman VIII, p. 117) schildert er seine Tageseintheilung folgendermaßen: “My employments are those; I awaken usually at seven; read half-an-hour; then get up; breakfast; after breakfast ascend my tower, and read or write until two. Then we dine. After dinner I read Dante with Mary gossip a little, eat grapes and figs, sometimes walk, though seldom and at half-past five pay a visit to Mrs. Gisborne, who reads Spanish with me until near seven.”

öffentliche Wohl und für das Wohl seiner Freunde beschäftigt zu sehen. In Livorno hatte er einen solchen, der beide Zwecke erfüllen sollte. Er beabsichtigte nämlich, ein Dampfschiff bauen zu lassen, welches zwischen Marseille und Livorno verkehren sollte, und dessen Construction er einem jungen Ingenieur, dem Sohne von Mrs. Gisborne aus ihrer ersten Ehe, übertragen wollte, dem auch der Gewinn des Unternehmens zufallen sollte. Die Sache zerschlug sich jedoch, und Shelley fühlte sich in zweifacher Hinsicht enttäuscht.

Sie verließen im Herbste die Villa Valsovano und begaben sich nach Florenz, wo am 12. November Percy Florence, der jetzige Baronet, geboren wurde. Hier schrieb Shelley den vierten Akt seines „Entfesselten Prometheus", und in einem Haine bei Florenz das formvollendetste und kunstvollste jener seiner Gedichte, welche Erscheinungen der Natur verherrlichen, die „Ode an den Westwind".

Er weilte in Florenz viel in den Galerien[1] und versenkte sich mit besonderer Liebe in die griechischen Skulpturwerke, wie er es auch vorher in Rom gethan. Es sind uns eine Reihe Notizen über griechische Skulpturen von ihm erhalten, die er in den Galerien beider Städte niedergeschrieben hat, und welche bezeichnend sind dafür, wie hingebend er sich in Kunstwerke vertiefte, wie fein er ihre Schönheit fühlte, wie kritisch er sie betrachtete. Wir geben, um seine Betrachtungsweise zu veranschaulichen, die Notiz über eine Ganymedstatue wieder.[2] „Eine Statue

[1] S. Mrs. Shelley's Notiz zu den Gedichten von 1820.
[2] Forman VII, p. 64 fl.

von außerordentlicher Schönheit. Einer der Flügel des Adlers ist halb um den Knaben geschmiegt und ein Arm des letztern um den Adler gelegt, indem seine zarte Hand leicht den Flügel berührt, während die andere etwas, das, wie ich glaube, ein Symbol des Donners ist, hält; diese Hände und Finger sind so zart und leicht, daß es scheint, als ob der Geist des Vergnügens, des Lichtes, des Lebens und der Schönheit, welcher in ihnen wohnt, sie von dem natürlichen Gewichte sterblichen Fleisches befreit hätte. Die Rundheit und Ueppigkeit seiner übermäßig vollkommenen Formen ist eigenthümlich und seltsam. Die Haltung und Form der Beine, und die Beziehung, in die sie durch die zarten und feinen Füße zu einander gebracht sind, ist eigenthümlich schön. Die Waden der Beine berühren sich leicht, indem ein Fuß auf den Boden gesetzt, der andere aber ein wenig vorgeschoben und etwas gehoben ist, während das Knie leise gebogen erscheint wie bei denen, die durch Stehen leicht, aber nur sehr leicht ermüdet sind. Das Gesicht ist, obwohl unschuldig und hübsch, ohne ideale Schönheit. Es drückt Unerfahrenheit, Liebenswürdigkeit und unschuldige Verwunderung aus, wie man es sich bei einem einfältigen und sanften Hirtenknaben vorstellt, und nicht mehr als dies."

Für Malerei besaß Shelley offenbar weniger Empfänglichkeit, obwohl ihm der Sinn für dieselbe keineswegs fehlte. Daß er unter den italienischen Malern Raphael am meisten bewunderte[1], darüber hat man sich nicht zu verwundern; dagegen fehlte ihm lange Zeit das Ver-

[1] S. die Bemerkungen über Raphael in dem Briefe an Peacock vom 3. September 1819 bei Forman VIII, p. 121.

ständniß für die Größe Michel Angelo's. Er thut in einem Briefe an Peacock vom 25. Februar 1819[1] folgenden merkwürdigen Ausspruch: „Ich kann mir nicht anders denken, als daß das Genie dieses Künstlers sehr überschätzt wird. Es fehlt ihm nicht nur das Maß, die Bescheidenheit, das Gefühl für die richtigen Grenzen der Kunst (und in diesem Punkte mag auch ein großer Genius irren), aber es fehlt ihm auch an Schönheitssinn, und diesen entbehren heißt das Organ der schöpferischen Kraft des Geistes entbehren.“ Und in dem in der letzten Note angeführten Briefe, in dem er über Raphael spricht, äußert er sich über Michel Angelo: „Er scheint kein Gefühl für moralische Würde und Lieblichkeit zu besitzen, und die Kraft, derentwegen er so hoch gepriesen wird, scheint mir eine rohe, äußerliche und mechanische Eigenschaft, verglichen mit dem, was Raphael oder manchem der untergeordneteren Künstler eignet.“ Später scheint er jedoch zu einer reiferen Anschauung über Michel Angelo gekommen zu sein, denn in seiner „Apologie der Dichtkunst“ nennt er ihn in der Reihe derjenigen Geister, welche den mächtigsten Einfluß auf die Welt ausgeübt haben.

Mit seiner Gesundheit konnte Shelley in Florenz ebenso wenig zufrieden sein, wie früher in Rom oder Neapel, und besonders schädlich war ihm dort das Wasser, von dessen Beschaffenheit seine Zustände immer sehr abhängig waren. Deshalb übersiedelte er zu Beginn des Jahres 1820 nach Pisa, dessen Klima günstiger auf ihn einwirkte, als das irgend eines andern Ortes.

---

[1] Forman VIII, p. 86.

Das Jahr 1819 war das reichste und fruchtbarste in Shelley's Leben. Mit Recht hat man es als eines der größten Wunder der Literatur bezeichnet, daß der „Entfesselte Prometheus" und die „Cenci" in einem und demselben Jahre geschaffen wurden, und außerdem hat Shelley in diesem für die englische Literatur wahrhaft denkwürdigen Jahre, wie wir sahen, eine größere Satire, zahlreiche politische Gedichte und das schönste seiner kleineren lyrischen Gedichte geschrieben. Von den Schöpfungen dieses Jahres als auch der drei folgenden ist fast jede eine neue Ueberraschung für den Leser. Shelley's Genius schien in fieberhaftem Ungestüm alle Gebiete der Poesie durchmessen zu wollen, er bethätigte seine Kraft nach den verschiedensten Richtungen, und nach jeder trieb ihn die echte, wahre Inspiration, die seiner schöpferischen Thätigkeit den Charakter einer unaufhaltsamen Eruption verlieh, zu der nur selten bewußte Anstrengung hinzutrat.

Wenden wir uns zunächst zu der großen lyrischen Schöpfung des Jahres 1819, zu dem „Entfesselten Prometheus".

XVIII.

„Der Entfesselte Prometheus.“

Mrs. Shelley in ihrer Notiz zu dem „Entfesselten Prometheus“ bemerkt: „Der Gegenstand, bei dem Shelley am liebsten verweilte, war das Bild Desjenigen, der mit dem bösen Principe kämpft, indem er nicht nur durch dieses, sondern durch Alle unterdrückt wird, — selbst durch die Guten, die in der Täuschung befangen sind, daß das Böse ein nothwendiger Bestandtheil der Menschheit sei, ein Opfer voll Stärke, Hoffnung und Siegesgewißheit, so wie sie aus dem Vertrauen in die endliche Allmacht des Guten hervorgehen.“ Eine solche Gestalt war Laon, in kleinerem Maße auch Lionel; indem der Dichter seine Lieblingsgestalt in einem höheren, idealeren Bilde suchte und den Conflict in übermenschliche Sphäre erhob, war es ihm erst möglich, die Verkörperung seines Freiheitsideales in voller Glorie vorzuführen, den endlichen actuellen Sieg des Guten zur Darstellung zu bringen. Im „Entfesselten Prometheus“ hat Shelley den großartigsten und phantasiereichsten Ausdruck für seine erhabenen Hoffnungen gefunden. An Stelle der anmaßenden und unpoetischen Lehrhaftigkeit und der un-

reifen, widerspruchsvollen Metaphysik der „Königin Mab“ treten hier metaphysische Abstractionen in wundervolle Mythen gekleidet. Wenn die Hauptgestalten dieser Dichtung, so vor Allem Asia, als Personification des Geistes der Natur oder der geistigen Schönheit, die volle Lebendigkeit und Lebensfähigkeit entbehren und keineswegs für einheitliche Organismen gehalten werden können, so zeigt sich des Dichters volle mythopoetische Kraft, jene Kraft nämlich, die Naturerscheinungen als Symbole für geistige Potenzen zu gebrauchen und zugleich Gestalten und Formen zur Bezeichnung von geistigen Kräften zu erfinden, doch in allen untergeordneteren Erscheinungen und Bildern, und Shelley's Phantasie ist in diesem doppelten Processe wahrhaft unerschöpflich. Oft sind wir von einem Bilde an sich entzückt; sehen wir schärfer zu, so entdecken wir darin das Symbol eines tiefen und schönen Gedankens, und so hat fast die gesammte wundervolle Naturpoesie, hat fast die gesammte Gestaltenwelt dieser Dichtung der Dichtungen eine mythische Bedeutung.

Shelley hat in den alten Mythus von Prometheus einen idealeren Gehalt gelegt und ihn herrlicher ausgestattet, als alle anderen Bearbeiter. Sein Prometheus ist mehr als der menschenfreundliche Titan: er ist der Genius der Menschheit, der durch das böse Princip, welches durch Jupiter bezeichnet wird, und dem es gelungen ist, die Oberherrschaft über die Welt zu erringen, in Ketten gelegt worden ist. Shelley's Prometheus kann unterdrückt, doch niemals besiegt werden. Wie in Aeschylus' Prometheus-Trilogie ist auch hier die Versöhnung Jupiter's

mit Prometheus an die Entdeckung der Gefahr gebunden, welche den Ersteren durch die Vermählung mit Thetis bedroht und um welche nur Prometheus weiß. Ungleich dem Aeschyleischen Prometheus — der sich in dem dritten Theile der Trilogie, der uns verloren gegangen, bekanntlich dem Willen des Zeus unterwirft — verweigert der Shelley'sche die Unterwerfung standhaft und duldet so lange, bis die Schicksalsstunde gekommen, die den Gewaltherrscher vom Throne stürzt. Shelley's Prometheus ist der Befreier der Welt, und der Gegensatz zwischen moderner und antiker Weltanschauung läßt sich nicht besser veranschaulichen, als wenn man Shelley's und Aeschylus' Behandlung des alten Mythus einander gegenüberstellt.

Mrs. Shelley bemerkt: „Der hervorstechendste Zug von Shelley's Anschauung über die Bestimmung des menschlichen Geschlechtes war die, daß das Böse dem System der Schöpfung nicht inhärent sei, sondern etwas Zufälliges, was wieder ausgeschieden werden könne." An die Stelle der Einzelwillen, die nach Shelley's optimistischer Ueberzeugung das Böse auszuscheiden vermögen und meist auch ausscheiden werden, tritt in der Gestalt des Prometheus der Gesammtwille der Menschheit, welcher dem bösen Principe den Untergang bereitet.

Jupiter, das böse Princip, der Widersacher des Prometheus, ist die Incarnation alles Dessen, was die Entwickelung des menschlichen Geistes hemmt, die Seele in Fesseln schlägt, es ist die das Leben verödende und versteinernde Macht. Der Verderber der Welt wird Jupiter sein eigener Verderber, indem er die Macht erzeugt,

die ihn im Bunde mit der göttlichen Gerechtigkeit in den Abgrund hinabstürzt.

Prometheus' Qualen werden von drei göttlichen Wesen mitempfunden; es sind dies die Okeaniden Asia, Panthea und Jone. Asia ist die Incarnation des den Titanen liebenden Geistes der Natur, jene Macht, die Shelley in dem vielfach erwähnten Hymnus so schön besungen hat. Die Sehnsucht, die nach seiner Anschauung zwischen der geistigen Schönheit und der Menschenseele besteht, hat er hier in Form eines Liebesbundes zwischen Asia und Prometheus, dem Genius der Menschheit, phantasievoll zum Ausdruck gebracht, während er jene mystische Wechselbeziehung zwischen Mensch und Natur, auf welche er in „Königin Mab" anspielt, hier in verklärter Form dadurch anschaulich gemacht hat, daß Asia's Schönheit während des Martyriums des Titanen durch Gram verdüstert und verfinstert wird und mit ihr die ganze Natur danieder liegt, während Asia, als die Befreiungsstunde herannaht, plötzlich in ihrer Urschönheit aufstrahlt, zum Zeichen, daß Prometheus' Wille gesiegt hat. Erst durch die Erwägung dieser Abhängigkeit Asia's von Prometheus vermögen wir die tiefste Bedeutung des letzteren ganz zu verstehen und zu deuten. Prometheus ist geradezu eine weltbewegende Macht, er ist das männliche Princip, um mit Todhunter zu sprechen: die „Vaterkraft" der Schöpfung; soll sich Asia, das weibliche Princip, die „Mutterkraft" voll objektiviren, so kann dies nur durch Prometheus' Machtwirkung geschehen; ist seine Macht gebunden, vermag auch Asia nicht voll in Erscheinung zu treten. Prometheus und Asia verhalten sich zu einander wie

Wille und Idee, doch sind sie, wie wir sehen werden, nicht als die tiefsten Principien gedacht.

Ist durch ihre erste ursprüngliche Vermählung alle Schönheit und Herrlichkeit entstanden, so wird durch ihre neue Vermählung, welche die Befreiung des Prometheus bezeichnet, die Welt regenerirt und durch diese Regeneration zu dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit erhoben. Diese neue Vermählung ist eben nur ein Symbol dafür, daß die Menschheit ihre Bestimmung erfüllt hat. Todhunter legt den Unterschied zwischen dem saturnischen und prometheischen Zeitalter, den Shelley in seiner Dichtung macht, dar, indem er sagt: „In „Königin Mab“ war Shelley's Anschauung über die Vervollkommnung des Menschen eine verhältnißmäßig einfache. Im „Entfesselten Prometheus“ ist er zu einer reicheren Complexion gelangt, die sich mehr einer evolutionären Theorie des Lebens nähert. Wir müssen hier zwischen den beiden goldenen Zeitaltern unterscheiden: dem saturnischen, der instinctiven Vereinigung mit dem Geiste der Natur, welches mit der ersten Ehe zwischen Prometheus und Asia correspondirt, und dem prometheischen, der selbstbewußten, vernünftigen Uebereinstimmung mit dem Ideal, welches mit der zweiten Ehe, die erfolgt, nachdem der Titan entfesselt ist, correspondirt.“

Panthea und Jone, die Schwestern Asia's, kann man wohl mit Todhunter als Personificationen von Glaube und Hoffnung betrachten, indem sie zugleich Tugenden des menschlichen Geistes und Kräfte des Universums vorstellen.

Wir hatten mehr als einmal Gelegenheit zu beob-

achten, daß Shelley, dem das Gesetz des Contrastes tief eingeprägt war, in die Finsterniß des Schreckens, der Verzweiflung oder tief melancholischer Gedanken gewöhnlich wenigstens Einen hellen Strahl hineinleitet. Der verlassene, verhaßte und entthronte Tyrann in „Laon und Cythna" wird doch noch von seinem Kinde geliebt; die düsteren Gedanken in „Julian und Maddalo" werden durch das Erscheinen des holden Kindes von Maddalo unterbrochen; zu Füßen des unter dem Martyrium der größten körperlichen und geistigen Qualen stöhnenden Titanen lagern Panthea und Jone, Glaube und Hoffnung.

1. Akt.

Gleich der Eingangsmonolog des Prometheus, welch' letzterer an die eisbedeckte Felswand einer Schlucht des indischen Kaukasus gefesselt ist, erhebt uns über Raum und Zeit, empor zu den höchsten Gipfeln der Poesie. Er beginnt mit einem gewaltigen Aufschrei gegen den Tyrannen:

„Beherrscher du der Götter und Dämonen
Und — bis auf einen — jener Geister all,
Die sich auf glanzerfüllten Welten drängen,
Die du und ich, von allen Lebenden
Allein, mit schlaflos off'nem Auge sehen!
Die Erde sieh' von deinen Sklaven wimmeln,
Die für Gebet und preisende Verehrung,
Für Noth und Drangsal du mit Furcht belohnst,
Mit Selbstverachtung und mit eitlem Hoffen,
Dieweil du mich, der ich ein Feind dir bin,

In augenlosem Hasse lässest herrschen,
Und deiner spottend, triumphiren über
Mein Elend und die Ohnmacht deiner Rache!
Dreitausend Jahre schlafgefloh'ner Stunden
Und jeder Augenblick von scharfer Pein
Gezerrt zum Jahr — Tortur und Einsamkeit,
Spott und Verzweiflung — diese sind mein Reich!
Glorreicher ist's, als jenes, über welchem
Du unbeneidet thronst, o mächt'ger Gott!
Allmächtig, hätt' ich's nicht verschmäht zu theilen
Die Schande deiner Tyrannei und hinge
Ich hier nicht festgenagelt an dem Wall
Des stolzen Berges, der den Adler höhnt,
Schwarz, wintrig, todt und unermessen, ohne
Gras, noch Insekt, noch and'res Thier, noch was
An's Leben mahnte in Gestalt und Klang.
O weh' mir! weh'! Pein für ewig! ewig!"

Allein Prometheus verzweifelt nicht, denn er vergißt nie, daß eine der „flügellosen, säumigen Stunden" berufen sei, den Usurpator von seinem Herrschersitz zu stürzen. Jedoch haßt er den Tyrannen nicht mehr und möchte den Fluch widerrufen, den er in der ersten Zeit seiner Qualen gegen ihn geschleudert. Er frägt Berge, Quellen, Luft und Stürme nach diesem Fluche, doch diese verweigern die Antwort. Auf den Rath der Erde beschwört er deshalb Zeus' Phantom, da dieses Antwort geben darf. Shelley's Phantasie war mächtig ergriffen von dem Gedanken, daß es ein Reich gebe, in dem, wie die Erde sagt:

„Die Schatten hausen all der Körper,
Die leben hier und denken, bis der Tod
Sie all' vereinigt hat auf Nimmerscheiden,

Die Träume all' der Menschen Lichtgedanken
Und was der Glaube schafft, die Liebe wünscht,
Entsetzliche und seltsam fremde, — doch
Erhab'ne auch und herrliche Gebilde."

Wir begegneten einer ähnlichen Vorstellung schon in „Königin Mab" und finden sie in dem lyrischen Drama „Hellas" wieder. Nachdem das Phantom den Fluch wiederholt und Prometheus seine Reue über sein einstiges Ungestüm ausgedrückt hat, bricht die Erde, die nicht weiß, daß Prometheus oder der gute Wille nicht besiegt werden kann, in leidenschaftliche Klagen aus, deren Schlußworte ein doppeltes Echo wiederholt. So wird dies Drama eröffnet, dessen Schauplatz das Universum, dessen handelnde Personen die großen Gestalten des Universums, in welche der Dichter eine Seele haucht und denen er eine Stimme verleiht.

Kaum hat Prometheus den Fluch widerrufen, als Hermes erscheint — die Beschreibung desselben durch Jone ist ein kleines Meisterstück für sich —, und in seinem Gefolge die Furien, „die sturmschreitenden Hunde des Zeus". Hermes dringt in Prometheus, dem er wohlgesinnt ist, die Gefahr zu entdecken, welche Zeus' Herrschaft bedroht; als sich Prometheus jedoch beharrlich weigert, seine Forderung zu erfüllen, überläßt er ihn der Gewalt der Dämonen, deren Schaaren, die Sonne verfinsternd, wie Sturm heranbrausen. Wohl wissend, welche Qual der Dulder am Schwersten ertragen wird, verwirren sie dessen Geist, indem sie den schließlichen Erfolg jener Werke, die er für die Menschen vollbracht, vor ihm verhüllen und ihn zwingen, sein Auge auf die Leiden seiner Schützlinge zu

richten, welche die nächsten Folgen seiner Thaten sein müssen.

„Du rühmst, daß du Wissen den Menschen entdecktest?
Den brunnenversiechenden Durst du erwecktest,
Das fiebernde Dürsten, das Hoffen, das Zagen,
Des Zweifels, die Liebe, die ewig ihn nagen.“

Um ihren Worten größeren Nachdruck zu geben, stellen die höhnenden Furien in der Vision eines gekreuzigten Jünglings, in der die Beziehung auf Christus klar ist, sein Ebenbild vor Prometheus, und schildern das Verderben, in das die wohlgemeinte Lehre des Gekreuzigten die Welt und ihn selbst gestürzt hat. Als von der Stirne des Prometheus, dessen geistiges Martyrium den Höhepunkt erreicht hat, Blut träufelt, da verschwinden die Furien, mit Ausnahme einer, der furchtbarsten, welche die Vision aufrecht erhält.

Furie.

„Sieh' hier, ein Sinnbild. Alle, welche dulden
Hohn, Ketten oder schwere Leiden für
Den Menschen, häufen tausendfache Qualen
Auf sich und ihn.“

Prometheus.

„O lindere die Angst
In deinem Starrblick; schließ' die bleichen Lippen;
Laß nicht dein Blut den dornenwunden Brauen
Entströmen, sich mit deinen Thränen mischend!
Schließ', schließ' in Tod und Frieden du die Augen,
Daß nicht der Todeskrampf das Kreuz erschüttere,
Daß deine bleichen Finger nicht ersterbend

Im Blute spielen! Schaudervoll! Dein Name
Sei nicht von mir genannt! Er ist ein Fluch
Geworden. Ich erblicke wie der Weise,
Der Gute, der Erhabene, Gerechte,
Weil dir er gleicht, von deines Glaubens Sklaven
Gehaßt wird, wie die Lüge ihn umkrallt,
Verhaßten Unzen gleich, die in den Rücken
Gehetzten Reh's die Klauen schlagen und
Ihn aus der Heimath seines Herzens hetzt,
Der früh gewählten, lang beklagten Heimath.
Und And're sah in dumpfen Zellen ich
An Leichen angefesselt; Andere wieder,
Hör' ich der Menge gellend Jauchzen nicht,
Langsame Qualen auf Scheiterhaufen duldend.
Und mächt'ge Reiche sah ich unter mir
Vorüberziehen — wie Inseln, ihren Wurzeln
Vom wüth'gen Meer entrissen — deren Söhne
Im allgemeinen Morde bei der düstern
Gluth ihrer eigenen Hütten unterge'n."

Jedoch auch die letzte Furie weicht, als Prometheus gesteht, daß er Mitleid fühle mit Jenen, welchen ihre Worte nicht Schmerz bereiten. Nachdem sie geschwunden, sendet die Erde die Genien des menschlichen Geistes, welche den Titanen mit der Prophezeiung des endlichen Sieges trösten, und in dem Gesange jedes Einzelnen vereinigt sich Gedanke, Bild und Musik zu einem wundervollen Ganzen. Als Prometheus sie frägt, woher ihnen die Kunde von dem bevorstehenden Siege komme, antworten sie im Chore mit den lieblichen Worten:

"In the atmosphere we breathe
As (buds grow red when the snow-storms flee
From Spring gathering up beneath.

Whose mild winds shake the elder-brake,
And the wandering herdsmen know
That the whitethorn soon will blow)
Wisdom, Justice, Love and Peace,
When they struggle to increase,
Are to us as soft winds be
To shepherd boys, the prophecy
Which begins and ends in thee."

Prometheus wird durch diesen Gesang an Asia gemahnt, die nach einem fernen indischen Thale verbannt ist, und der Akt schließt, indem sich Panthea zu Asia begiebt.

2. Akt.

Im zweiten Akte werden der Gang Asia's und Panthea's zu dem Reiche Demogorgon's, ihr Besuch daselbst und die unmittelbaren Folgen desselben vorgeführt. Demogorgon (zu deutsch „der Volksschrecken") ist, wie Mrs. Shelley sagt, die „Urkraft der Welt", die ewige Gerechtigkeit, welche Zeus' Thron zerschmettern soll, nachdem er sie selbst heraufbeschworen, damit sie dem von ihm mit Thetis erzeugten Sohne, welcher zunächst als reiner Geist im Himmelsraume schwebt, Gestalt gebe. Es ist ein ebenso schöner als tiefsinniger Gedanke des Dichters, daß unmittelbar, bevor der Sturz des Gewaltherrschers erfolgt, die holden Mächte, welche Prometheus lieben, mit Demogorgon, der ewigen Gerechtigkeit, in Verbindung treten. Ihr Gang zu seinem Reiche wird durch eine geheimnißvolle Anziehung bewirkt, die von ihm ausgeht, bevor er sich gegen Zeus erhebt, und welche allen guten Geistern fühl-

bar wird. Die mystische Anziehung, die Demogorgon auf Asia und Panthea ausübt, wird aber in sinnreicher Weise zugleich als eine Wirkung des Fortschrittsgeistes hingestellt, welcher in ihnen erwacht, indem sie sich anschicken, aus ihrer passiven Rolle herauszutreten und zu activen und regenerativen Kräften zu werden. Als Asia und Panthea nämlich in dem indischen Thale, dem Verbannungsorte Asia's, sich vereinigen, nachdem Asia schon einige Zeit auf Panthea geharrt, erklärt diese ihr Zögern, daß ihre Schwingen durch die Erinnerung an wonnige Träume gelähmt waren. Einen derselben hat sie vergessen, in dem anderen aber sah sie des Titanen wundsieche Glieder sinken. Als Asia hierauf in Panthea's Auge blickt, gewahrt sie zuerst das Bild ihres Geliebten, dann aber sieht sie in dem Spiegel von Panthea's Auge noch ein Anderes:

„Welch' Bild schwebt zwischen uns? Sein struppig' Haar
Macht rauh den Wind, der's sträubt, sein Blick ist wild
Und scharf —",

und kaum hat sie das Bild wahrgenommen, als die Stimme des Traumes ruft:

„Folge! folge! folge mir!"

Panthea.

„Mein and'rer Traum ist's."

Asia.

„Er entschwindet wieder."

Das zweite Bild, welches Asia in Panthea's Augen erschaut hat, bezeichnet — wie Todhunter wohl richtig

deutet — eben den „Geist des Fortschrittes", der in den Okeaniden sich regt, um sie zu Demogorgon zu geleiten. Die Schilderung, die Panthea nun von ihrem zweiten Traume und diejenige, die Asia von einem, den sie selbst geträumt, giebt, gehört zu den bestrickendsten Stellen dieser Dichtung.

Panthea.

„Er tritt vor meine Seele nun: mich dünkte
Wir saßen hier! — die blüthenschwangern Knospen
An jenem blitzgespalt'nen Mandelbaum,
Sie brachen auf. Da kam ein Windstoß plötzlich
Herüber von der weißen scyth'schen Wildniß,
Daß sich die Erde runzelte vor Frost:
Ich sah die Blüthen all' herabgeweht,
Doch stand geprägt auf jedem Blatt zu lesen, —
Wie auf der Hyacinthen blauen Glocken
Geschrieben steht der Kummer des Apoll: —
O folge, folge mir."

Asia.

„O Schwester sieh'!
Sowie du sprichst, so füllen deine Worte
Auch meinen eigenen vergeß'nen Schlaf
Mir nach und nach mit Traumgestalten aus.
Mich dünkt, daß auf jener Wiese dort
Wir wandelten beim Grau'n des jungen Tags
Und Schaaren weißer, flaum'ger Wolken zogen
In dichten Flocken rings um das Gebirg,
Vom trägen Winde heerdengleich getrieben.
Und weißer Thau hing schweigend an den Halmen
Des Grases, das die Erde kaum durchsproßte,
Und mehr gab's, dessen ich mich nicht entsinne.
Doch auf den Schatten all' der Morgenwolken

Am purpurübergoss'nen Bergeshang
Da stand geschrieben: Folg! o folge mir!
Und als sie schwanden und auf jedem Gras,
Von welchem Himmelsthau gefallen war,
Das Gleiche stand, wie feurig eingeprägt,
Da hob ein Wind sich zwischen jenen Fichten
Und ließ Musik aus ihren Zweigen klingen,
Und dann in süßen, schmachtend leisen Tönen,
Dem Lebewohl verborg'ner Geister gleich,
Hört man: O folge, folge, folge mir!
Dann sagt' ich: „„Panthea, o sieh' mich an!““
Noch immer: Folg', o folge!“

Das Echo nimmt das Wort auf und lockt die Schwestern, indem es bald näher, bald ferner tönt, bald im Winde verschwindet, ihm zu folgen.

Kann es eine poetischere Vorbereitung eines Vorganges, kann es Bilder von größerer Zartheit und Feinheit geben?

In der zweiten Scene, deren erster Theil in dem Wechselgesang der Halbchöre von Geistern besteht, fällt besonders der zweite Gesang des ersten Halbchores auf, der in ätherischer Poesie das unaufhaltsame Ziehen der Geister nach Demogorgon's Höhle schildert, welcher vor der großen Weltkrisis alle Jene um sich versammelt, welche mit Prometheus leiden und ihn lieben.

In der dritten Scene erscheinen Asia und Panthea auf einem Felsengipfel vor dem Riesenthor von Demogorgon's Höhle. Morgennebel bilden einen wallenden, gestaltenreichen Ocean zu den Füßen der göttlichen Gestalten, der von Asia herrlich geschildert wird. Aber auch die Nebel haben mythische Bedeutung. Sie sind „orakel=

hafte Dämpfe", welche jenem Riesenthore entquellen und die den Tag des erhabenen Weltumschwunges verkünden. Aus dem Nebel erheben sich Gestalten, die in einem Chorliede voll rhythmischer Schönheit, mit dem mysteriösen Refrain „down! down!" Asia und Panthea bestimmen, sich nach dem unterirdischen Reiche des Demogorgon zu begeben. Man sieht, mit welch' dichterischer Feinheit jeder Fortschritt in dieser herrlichen Schöpfung motivirt wird.

In der vierten Scene steht das göttliche Schwesternpaar Demogorgon gegenüber, der, ein formloser Schatten, auf einem Ebenholzthrone sitzt. Das Gespräch, das sich zwischen ihm und Asia entspinnt, ist die schwächste Partie dieser Dichtung. Es besteht von Seiten Asia's in schlecht gestellten Fragen über metaphysische Dinge, in mysteriösen Antworten von Demogorgon's Seite. Nur ein Ausspruch Demogorgon's ist für die Beurtheilung von Shelley's Metaphysik bedeutungsvoll und wir haben denselben schon an einer anderen Stelle theilweise kennen gelernt. Als Asia nämlich frägt, wer der Urheber des Bösen sei — denn Zeus will sie nicht als solchen anerkennen, da er ihr zu ohnmächtig scheint, da er gebebt, als Prometheus seinen Fluch gegen ihn geschleudert —, antwortet Demogorgon (wir geben seine Antwort auf Asia's Frage nun ganz wieder):

„Ja wenn der Abgrund sein Geheimniß nur
Ausspeien könnte! doch die Stimme fehlt
Und ewig bildlos bleibt die tiefe Wahrheit.
Was würdest du erfahren auch, hieß' ich
Dich starren auf die Welt hier, die sich dreht?

Was hülf' es dir, wollt' ich nun sprechen heißen
Die Zeit, das Schicksal, die Gelegenheit,
Den Zufall und den Wechsel aller Dinge?
Denn jenen sind sie alle unterworfen
Und nur allein die ew'ge Liebe nicht."

Freilich erwartet man von Demogorgon, von „der Urkraft der Welt", eine befriedigendere Auskunft über den Urgrund der Welt. Allein die Schöpfung eines Dichters kann nicht klarer sehen, als er selbst sieht. Es war eben ein Mißgriff, daß Shelley Demogorgon in die Lage kommen läßt, über metaphysische Dinge zu sprechen. Abgesehen von dem irrationalen Verhältniß zwischen der Bedeutung der Gestalt und den Aeußerungen derselben ist der zuletzt angeführte Ausspruch gleichwohl von Wichtigkeit, da er uns besser als irgend eine andere Stelle in Shelley's Dichtungen sagt, daß dieser sich eine geheimnißvolle Macht dachte, die über dem Geiste der Natur stehe, für welche es aber keine Bezeichnung, keine Formel gebe.

Wenn Asia auf die soeben angeführten Worte Demogorgon's erwiedert:

„Das eig'ne Herz gab mir die Antwort,
Die du mir giebst; denn Jeder muß von solchen
Wahrheiten selbst sich das Orakel sein,"

so sinkt sie ganz und gar auf das Niveau einer Sterblichen herab.

Sie richtet hierauf eine andere Frage an Demogorgon: wann die Stunde kommt, wo der Titan als Sonne der befreiten Welt erscheinen wird? Und diese Frage ist

das Zeichen für den Sturz des Gewaltherrschers, denn alsbald erscheinen die Horen, die meisterhaft geschildert werden.

Asia.

„Die Felsen sind gespalten, durch den Purpur
Der Nacht seh' ich Gefährte, die gezogen
Von Pferden sind mit Regenbogenschwingen,
Die mit dem Huf die trägen Winde stampfen.
In jedem steht mit wildem Blick ein Lenker,
Zu rascher Flucht antreibend sein Gespann,
Nach rückwärts schauen Einige, als wären
Verfolgt vom bösen Feind sie, und doch
Ich sah dort nichts als funkelnde Gestirne,
Mit glüh'nden Augen blicken Andere
Nach vorn und trinken mit den gier'gen Lippen
Den Wind, der ihre Eile selbst erregt,
Als flög' ein heißgeliebtes Ding vor ihnen
Und jetzt, und jetzt müßten sie's erhaschen!
Ihr glänzendes Gelock, es strömt herab,
Dem Strahlenhaare des Kometen gleich,
Und eilig jagen alle sie dahin."

Eine dieser Horen — ein Geist von furchtbarem Aussehen — ist der Wagenführer des Demogorgon. Sobald dieser Geist naht, erhebt sich Demogorgon von seinem Herrschersitz, besteigt den Wagen und braust durch die Lüfte davon, während ein anderer Stundengeist von jugendlicher, schöner Erscheinung die Okeaniden in seinen Wagen aufnimmt.

In der letzten Scene dieses Aktes sehen wir den Wagen, der die Meeresschwestern fährt, in einer Wolke auf dem beschneiten Gipfel eines Berges Halt machen. Hier geht nun jene wunderbare Verwandlung mit Asia

vor sich, von der bereits die Rede war. Während Demogorgon's Nahen den Olymp in Schrecken versetzt, so daß Apollo sein Tagewerk vergißt, strahlt Asia plötzlich in voller, wiedergewonnener Schönheit auf und erleuchtet mit ihrem Glanze die Welt. „Verwandelt bist du", ruft Panthea,

„und ich wag' es nicht
Dich anzusehen! Ich fühle deine Nähe,
Doch deiner Schönheit Glanz läßt mich erblinden!
Ein glücklich wendend Schicksal muß es sein,
Das also deine Herrlichkeit entschleiert."

Wir bemerkten, daß der Dichter Asia von Prometheus abhängig sein läßt. Das Nahen der Stunde, welche die Fesseln des letztern sprengen soll, bewirkt, daß Asia wieder in den Vollbesitz ihrer Schönheit zurückgelangt und zur regenerativen Kraft der Welt wird. Ebenso wie Panthea, fühlt aber auch Prometheus die Wandlung, die mit Asia vor sich gegangen. Seine Stimme wird von fernher vernehmbar, ein Lied ertönt, mit dem er die Schönheit der Geliebten feiert, mit welcher er nun bald vereinigt sein soll. Es ist die sublimirte Essenz Shelley'scher Lyrik, und ein reinerer Gesang ist niemals erklungen. Wir geben es in der Sprache des Dichters wieder, da seine Feinheit und Schönheit jeder Uebersetzung spottet.

"Life of Life! thy lips enkindle
With their love the breath between them;
And thy smiles, before they dwindle, —
Make the cold air fire, — then screen them
In those looks where whoso gazes
Faints, entangled in their mazes.

Child of Light! thy limbs are burning
Through the vest which seems to hide them,
As the radiant lines of morning,
Through the clouds, on they divide them
And this atmosphere divinest
Shrouds thee wheresoe'er thou shinest.

Fair are others; none beholds thee.
But thy voice sounds low and tender,
Like the fairest, for it folds thee
From the sight, that liquid splendour,
And all feel, yet see thee never,
As I feel now, lost for ever!

Lamp of Earth! where'er thou movest,
Its dim shapes are clad with brightness,
And the souls of whom thou lovest
Walk upon the winds with lightness,
Till they fail, as I am failing,
Dizzy, lost, yet unbewailing!"

3. Akt.

Die erste Scene des dritten Aktes stellt den Sturz des Gewaltherrschers dar. Der Schauplatz ist der Olymp. Jupiter verkündet zu Beginn der Scene den andern Göttern, daß er nun allmächtig sei, denn er habe mit Thetis einen Sohn gezeugt, „der Erde Schrecken", welcher, da er zunächst noch ein wesenloser Geist, nur der leiblichen Gestalt harre, die er von Demogorgon erhalten soll, um auf die Erde niederzusteigen und die Flamme des empörerischen

Menschengeistes auszutreten, denn Jupiter verlangt nach unumschränkter Herrschaft. Als aber Demogorgon auf dem Stundenwagen erscheint und die Verbindung jenes Geistes mit ihm vor sich geht, da entsteht etwas ganz Anderes, als Jupiter erwartet hat; die schreckliche Gestalt wendet sich gegen ihn selbst und reißt ihn in den Abgrund hinab.

Die Verbindung des Demogorgon mit dem Sohne des Zeus erfolgt, ohne daß dieser merkwürdige Akt selbst mit einem Worte bezeichnet würde. Wenn sich Demogorgon, nachdem er auf dem Wagen des Stundengeistes in dem Olymp angelangt ist, sofort dem Weltbeherrscher nähert und trotzig ausruft:

„Dein Sohn bin ich, wie du
Der Sohn Saturns, gewaltiger als du!"

so müssen wir uns einen Augenblick besinnen, bevor wir uns in die Situation zu finden vermögen. Denn Demogorgon selbst, „die Urkraft der Welt", die ewige Gerechtigkeit, darf natürlich nicht als Sohn des Zeus gefaßt werden; erst durch die Verbindung mit dem Geiste, dem „fatal child", welches Zeus mit Thetis gezeugt hat, wird er Zeus' Sohn. Dieses „fatal child" ist nun nichts anderes, als der Geist der Unterdrückung und Gewalt; indem sich dieser aber mit der ewigen Gerechtigkeit verbindet, wird er zum Geiste der Rebellion, welcher sich nun anstatt gegen die Menschen, gegen den Tyrannen selbst wendet.

In der nächsten Scene giebt Apollo dem Okeanos eine herrliche Schilderung vom Sturze des Welttyrannen; in der dritten Scene dieses Aktes erfolgt die Entfesselung

des Prometheus durch Herakles. Nachdem Prometheus Asia, „das Licht des Lebens“, das „Abbild der nie erschauten Schönheit“, und ihre Schwestern begrüßt hat, beschließt er, mit denselben in der innersten Höhle des menschlichen Geistes zu wohnen, welche unter dem Bilde einer Grotte

„überwachsen
Von Pflanzen, die mit üppigem Gerank
Von Blum' zu Blum' das Tageslicht verhängen,
Und ausgelegt mit Adern von Smaragd“

gedacht ist, wo sie mit Blicken und Liebesworten Gedanken aus ihrem Verstecke herauslocken wollen, von denen der letzte stets lieblicher sein wird, als der vorhergehende, wo all' die Echos der Menschenwelt an ihr Ohr dringen werden. Nachdem er die Wonnen, die in dieser Höhle ihrer harren, ziemlich weitschweifig geschildert, übergiebt er dem schönen, jugendlichen Stundengeist, dem wir im zweiten Akt begegnet sind, eine Muschel, heißt ihn seinen Wagen über die Städte der Menschen führen und in die Muschel stoßen. Der Ton der Muschel — die sinnig als Asia's Brautgeschenk von Okeanos bezeichnet wird —, ist ein Symbol für jene Kraft, welche das Böse in das Gute umwandelt, und die von Prometheus ausströmt. Als Mutter Erde Prometheus' Stimme vernimmt, ruft sie:

„Ich höre — ich fühle!
Ich fühl's, wie deine Lippen mich durchglüh'n
Und wie du mich berührst, durchrieselt's mich,
Die Marmornerven hier entlang, wie Schauer
Bis in des Markes diamant'nen Kern.“

Die Erde prophezeit, daß all' ihre Geschöpfe fernerhin nur süße Nahrung aus ihrem Busen ziehen werden und der Tod nur die letzte ihrer Umarmungen sein soll. Auf die Frage Asia's, was der Tod sei, giebt die Erde eine ebenso wenig befriedigende Antwort, als vorher Demogorgon auf Asia's Frage nach dem Ursprung des Bösen gegeben hat. Gegen den Schluß der Scene ruft Mutter Erde den Erdgeist — welcher, wie die nächste Scene zeigt, der Sprößling von Prometheus und Asia ist, in dessen Charakterisirung jedoch manches unklar —, damit er seine Eltern nach der Höhle führe, wo sie zu wohnen beschlossen haben.

In der nächsten Scene, deren Schauplatz der Wald ist, in dem die Höhle des Prometheus sich befindet, sticht die Unterredung zwischen Asia und dem Erdgeist hervor. Doch macht sie nicht den Eindruck, als ob zwei göttliche Wesen mit einander sprächen, sondern als ob eine Sterbliche mit ihrem Kinde Worte der Liebe tauschte. Der Erdgeist erzählt, welch wunderbarer Wandel in den Städten der Menschen vorgegangen sei, als der lange Ton der Muscheltrompete vernehmbar wurde, wie alle Dinge sich verschönerten — eine Schilderung, die nur als Vorbereitung dient zu der, welche der Stundengeist giebt, der gegen das Ende der Scene erscheint. Shelley ist den Milleniumsträumen, die wir in „Königin Mab" kennen gelernt, treu geblieben, nur führt er dieselben im „Prometheus" mit reicherer Phantasie aus.

4. Akt.

Der vierte Akt, der in keinem organischen Zusammenhang mit den vorhergehenden steht, ist ein Freudenhymnus ohne Gleichen, oder doch nur mit dem Hymnus zum Schlusse der neunten Beethoven'schen Symphonie zu vergleichen, wie man es gethan hat. Der Freudenjubel erreicht hier eine fast beängstigende Höhe. Wir verlassen Prometheus und Asia, um den ekstatischen Triumphgesängen der Geister der seelischen Kräfte und der Geister der Stunden, des Erd- und des Mondgeistes zu lauschen, und inmitten dieses flimmernden, berauschenden Gewoges von Stimmen, Melodien und Visionen sind die einzigen ruhenden Punkte Panthea und Jone, welche die Gesichte schildern und die verbindenden Worte sprechen. Die männliche Erde — der junge Geist im dritten Akt — und der weibliche Mond kommen auf zwei Flüssen, welche gleichsam die beiden geschlechtlichen Elemente des Lebens vorstellen, daher geglitten; sie sind als Liebende gedacht, und in ihren Liedern ist ihr geschlechtlicher Charakter deutlich unterschieden. „Das liebliche Duett zwischen Erde und Mond," bemerkt Todhunter, „drückt die Harmonie zwischen den Geschlechtern aus, die nicht länger durch den Mangel an geistiger Sympathie von einander geschieden sind, sondern sich wie Brüder und Schwestern zu einander verhalten. Der weibliche Mond ist durch die mächtige Leidenschaft der Erde belebt, der glänzende männliche Egoismus der Erde ist durch die weibliche Selbstentäußerung des Mondes gemildert und gereinigt."

So singt der Mond:

"The snow upon my lifeless mountains
Is loosened into living fountains,
My solid oceans flow, and sing and shine:
A spirit from my heart bursts forth,
It clothes with unexpected birth
My cold bare bosom: O it must be thine
On mine, on mine!

Gazing on thee, I feel, I know,
Green stalks burst forth, and bright flowers grow,
And living shapes upon my bosom move:
Music is in the sea and air,
Winged clouds soar here and there,
Dark with the rain new buds are dreaming of:
'Tis love, all love!"

Die Erde:

"O gentle Moon, the voice of thy delight
Falls on me like thy clear and tender light
Soothing the seaman, borne the simmer night
Through isles for ever calm;
O gentle Moon, thy cristals accents pierce
The caverns of my pride's deep universe,
Charming the tiger joy, whose trampling's fierce
Made wounds which need thy balm."

Am Schluß des Aktes erscheint Demogorgon, die ewige Gerechtigkeit, und alsbald weichen Jubel und Ekstase einem tiefen, feierlichen Ernst. Auf Demogorgon's Zuruf antworten alle Stimmen der sichtbaren und unsichtbaren Welt, und nachdem er das Universum in erwartungsvolle Spannung versetzt, verkündet er (in Versen von einem

wahrhaft majestätischen Gang), daß der Usurpator durch des Menschen Macht gestürzt sei und nennt schließlich die Zauberkräfte, welche, wenn die verderblichen Gewalten wieder nach Herrschaft streben sollten, dieselben in ihren Kerker zurückzuzwingen vermögen:

„Zu tragen Leid, das ihr unendlich meint,
Der Macht zu trotzen, die allmächtig scheint,
Unrecht verzeih'n, das schwarz wie Tod und Nacht,
Und lieben, hoffen, bis der Hoffnung Kraft
Aus ihren Trümmern das Ersehnte schafft.
Nicht straucheln, schwanken, nicht der Reue Macht
In müß'ger Thränenfluth den Nacken biegen,
Gleich deinem Ruhm, Titan, heißt dies allein
Gut, groß und frei und schön und freudig sein,
Ja, dies allein heißt leben, herrschen, siegen!

Die Einheit des Universums, die Einheit all' seiner Erscheinungen, dieser Gedanke durchdringt machtvoll die ganze Dichtung. Es giebt hier keine Scheidung zwischen belebten und unbelebten Wesen. Hier ist nichts starr, hier ist nichts todt. Flüsse und Berge, Erde und Mond sprechen die Sprache der Menschen. Die Empfindungen eines Himmelskörpers wiederhallen im Kosmos, den Klageruf der Erde wiederhallt ein doppeltes ergreifendes Echo. Hinter den Gestalten, die hier sprechend auftreten, steht das Weltall, der Impuls, der von einem derselben ausgeht, wird für alle Dinge bedeutsam. Allerdings gelingt es Shelley auch besser, kosmische Erscheinungen eine Sprache sprechen zu lassen, die den Eindruck des Elementaren hervorbringt, als die Hauptgestalten der Dichtung lebensvoll darzustellen.

Sowohl Prometheus als Asia haben etwas Schwan-

kendes und Unbestimmtes. Der Prometheus des dritten Aktes zeigt nichts von jener Seelen- und Empfindungstiefe wie der des ersten, und nachdem wir ihn die größten geistigen Martern heroisch haben ertragen sehen, will es uns nicht zusagen, wenn ihn der Dichter im dritten Akte in Schilderungen sich ergehen läßt, wie die sind, welche wir mitgetheilt haben. Seine Heiterkeit gleicht nicht jener, welche aus dem überwundenen Schmerz ersteht, sie ist zu naiv und scheint einem Gemüthe zu entstammen, welches Drangsal und Seelenpein nie gekannt. Ebenso wenig einheitlich ist Asia. Bald erscheint sie als eine hehre Göttin, bald wieder als eine gewöhnliche Sterbliche. Jupiter ist zu wenig wuchtig, Demogorgon ganz nebelhaft gehalten (sogar sein Name ist unorganisch gebildet), und die Verbindung mit dem „fatal child" bleibt unklar.

Vermochte der Dichter auch nicht die Hauptgestalten überzeugend darzustellen, so zeigt er in der Beschreibung und Darstellung von Nebenfiguren und einzelnen Bildern doch eine außerordentliche plastische Kraft. Schilderungen, wie die des Hermes, der Horen, die Bilder, welche die einzelnen Genien des menschlichen Geistes in ihren Gesängen im ersten Akte geben, die reizende Studie über die beiden Halkyonen im dritten Akte, können unserem Gedächtniß nie mehr entschwinden. Und so giebt es noch viele andere Details, die sich dauernd unserem Gedächtnisse einprägen. Einem Dichter, der eine solche Wirkung hervorzubringen vermag, wird man nicht die Gabe der Plasticität absprechen dürfen, wie man dies gewöhnlich bei Shelley thut. Wir werden auf diesen Punkt später noch zurückzukommen haben.

Shelley hat im Prometheus seine Gedanken theils in kolossale Formen, theils in die zartesten und feinsten Gebilde gekleidet. Ein Meer von Glanz und Schönheit strömt uns aus dieser Dichtung entgegen. Zuviel! rufen wir oft aus und wenden uns geblendet hinweg. Man hat Shelley als Landschaftsmaler oft mit Turner verglichen. Er hat keine Farben, er hat nur Glanz und Licht und markirt die Dinge durch Beleuchtung. Seine Phantasie ist eine geistige Sonne, welche die Schönheit der Erscheinungen in weit größerem Maße erhöht, als diejenige der meisten andern Dichter. Ebenso fein und geistig wie die Genüsse des Auges sind die des Ohres, die wir aus Prometheus schöpfen. Hinsichtlich des Reichthums der Rhythmen und Harmonien allein gehört diese Dichtung zu den außerordentlichsten Erscheinungen der modernen Poesie. Seit den Alten eignete nur wenigen Dichtern ein so feines Gefühl für rhythmische Schönheit, als Shelley. Er besaß eine unbegrenzte Herrschaft über Sprache und Vers. Sind besonders die kürzeren Rhythmen sein Element, so zeigt er sich auch in Behandlung der längeren als Meister. Es ertönen im „Prometheus" oft Gesänge, die ein Wiederhall himmlischer Weisen zu sein scheinen, es ist als ob wir in der krystallklaren Luft der Hochalpen eine Engelsstimme vernähmen. Da der Zauber dieser Lieder ein wesentlich geistiger ist, so muß unsere Stimmung selbst eine höhere und reinere sein, damit wir befähigt sind, von diesem Zauber ergriffen zu werden.

Als Shelley den „Prometheus" beendet, hatte er das Gefühl, etwas Außerordentliches geleistet zu haben. Er konnte selbst sagen, daß es „ein Drama mit Charakteren

und einem Mechanismus von ganz besonderer Art" sei. In einem Briefe an seinen Verleger bemerkt er[1]: „(Prometheus) steht nach meinem Urtheil auf einer höheren Rangstufe, als all' meine übrigen Versuche, und ist vielleicht weniger Nachahmung als irgend etwas, was ihm vorausgegangen ist." Er nannte „Prometheus" ein Gedicht in „seinem besten Stile", das Beste, was er jemals geschrieben habe, es war sein Lieblingsgedicht.[2]

Welche Aufnahme aber fand „Prometheus" bei der Kritik? Ein scharf- und freisinniger Kritiker im „Blackwood Magazine" — das Shelley noch die meiste Gerechtigkeit wiederfahren ließ —, äußerte sich über die Dichtung, „daß es ganz unmöglich sei, ein pestilenzialischeres Gemisch von Blasphemie, Empörung und Sinnlichkeit" zu finden; eine Stimme in der „Literary Gazette" ließ sich vernehmen, daß dieselbe „wenig mehr sei als Raserei, und wären wir nicht von dem Gegentheil überzeugt, würden wir es für ausgemacht betrachten, daß der Verfasser ebenso verrückt sei, wie seine Principien lächerlich schlecht sind; denn seine Poesie ist ein Mischmasch von Unsinn, Geckenhaftigkeit, Armuth und Pedanterie". Das sind nur zwei Beispiele der Behandlung, die Shelley von Seiten einer bornirten und heuchlerischen Journalistik erfuhr, und die er bei jedem neuen Auftreten immer wieder erfuhr. Als das hervorstechendste Charakteristikum seiner Poesie wurde „vollständiger Mangel an Sinn" hervorgehoben; es wurde von dem „stupiden Gewäsch eines Delirirenden" und „von einem Gewebe unleidlicher Hanswurstiaden" ge-

[1] Memorials p. 119. [2] Memorials p. 121, 123, 137.

sprochen. Von den „Cenci" sagte ein Recensent der „Literary Gazette": „Es sei das abscheulichste Produkt der Zeit" und scheint „das Werk eines bösen Geistes zu sein"; der Recensent hoffe nie mehr ein Buch zu sehen, das „ein solches Gepräge von Befleckung, Gottlosigkeit und Infamie an sich trägt".[1] Kein Wunder, daß ein engherziges, bigottes und vorurtheilsvolles Publikum sich durch derartige Ausfälle von der Lectüre von Shelley's Werken zurückgeschreckt fühlte. Mit Ausnahme der „Cenci", die noch zu seinen Lebzeiten eine zweite Auflage erlitten, hatte keine seiner Dichtungen auch nur den Schatten eines Erfolges.[2] Shelley erkannte ja sehr wohl, daß er nicht den Stoff in sich habe, populär zu werden, er wußte, daß er ein Dichter für die σύνετοι sei, aber auch diese vermochten ihm nicht gerecht zu werden und ihr Lob war karg und kalt. Shelley, unabhängiger von Kritik und Beifall, als jemals ein Dichter es war, nicht weil er sich etwa sehr hoch stellte, es konnte im Gegentheil Niemand bescheidener von sich denken, lachte zuerst über die schnöden Ausfälle der Recensenten[3] und ließ sich durch das schmale Lob seiner Freunde nicht beirren; wir werden jedoch sehen, daß eine Zeit kam, wo die rohe Behandlung von Seiten seiner Gegner und der Mangel an sympathischer Beurtheilung ihn entmuthigten, so daß er an sich selbst irre

---

[1] Vgl. die Zusammenstellungen von derartigen kritischen Aussprüchen bei Rossetti, Memoir, p. IV c (Note).

[2] Ein Brief an Peacock vom 15. Februar 1821 (Fraser's Magazine 1860) zeigt jedoch, wie es damals noch um den Verkauf dieses Dramas stand.

[3] S. Medwin II, p. 358.

wurde, daß er sich zeitweise unfähig fühlte, Neues zu schaffen, und daß es einer mächtigen Anregung von Außen bedurfte, um seine schöpferischen Kräfte wieder zu beleben.

Wir wenden uns zu der zweiten großen Schöpfung Shelley's, die in das Jahr 1819 fällt: zu den „Cenci". Shelley widmete diese Tragödie seinem Freunde Leigh Hunt.

XIX.

„Die Cenci."

Mit der „Cenci" betrat Shelley ein künstlerisches Gebiet, das demjenigen des Prometheus polarisch entgegengesetzt ist. Dieses Gebiet war für ihn in Bezug auf die Darstellungsform (das historische Drama) durchaus neu, nicht aber in Bezug auf die Darstellungssphäre. Denn während sich die „Cenci" vom „Entfesselten Prometheus" und ebenso von Shelley's Jugenddichtungen in jeder Hinsicht unterscheiden, indem sie, wie Shelley in den Zueignungsschreiben an Leigh Hunt selbst hervorhebt, an die Stelle von Visionen, die Zeugniß geben sollten von seinen Anschauungen über das Schöne und Wahre, traurige Wirklichkeit setzen, so haben sie eben dies Darstellungsgebiet mit den früher entstandenen Dichtungen „Rosalinde und Helena" und „Julian und Maddalo" gemein, die ja auch Bilder trauriger Wirklichkeit geben. Ja, in dem Haustyrannen, wie er in „Rosalinde und Helena" geschildert wird, finden wir den alten Grafen Cenci gewissermaßen vorgebildet.

Shelley selbst stellte sein dramatisches Werk immer seinen Jugendwerken, wie „Königin Mab" und „Laon

und Cythna" gegenüber. So sagt er in einem Briefe an Peacock: „Ich habe mir Mühe gegeben, die Fehler meiner jugendlichen Versuche zu vermeiden, wie Weitschweifigkeit, Ueberfluß an unnöthigen Bildern, Unbestimmtheit, Allgemeinheit und wie Hamlet sagt: „Worte! Worte!"" In der That, welch' ein Sprung von „Laon und Cythna" zu den „Cenci", bei einem verhältnißmäßig so kurzem zeitlichen Zwischenraum! Nur dem Genie war es möglich, sich plötzlich derart zusammenzuraffen und zugleich derart auszuweiten.

Was aber war es, was Shelley bestimmte, die Geschichte der Cenci dramatisch zu behandeln, sich auf ein Gebiet zu wagen, welches seiner Begabung anscheinend so ferne lag? Er entschloß sich nicht leicht dazu. Mrs. Shelley in ihrer Anmerkung zu den „Cenci" bemerkt: „Er behauptete, er sei zu metaphysisch und abstract veranlagt, zu sehr auf das Theoretische und Ideale gerichtet, um als Dramatiker Erfolg zu haben." Der Stoff der „Cenci" ergriff seine Phantasie aber mächtig. Es ist leicht zu bemerken, daß Shelley in seinem Trauerspiel, wenn auch die künstlerische, so doch nicht die moralische Sphäre gewechselt habe. Er hat sich zwar, wie er gleichfalls in dem Zueignungsschreiben an Leigh Hunt bemerkt, des Anspruchs begeben, Lehrer zu sein, und die Tragödie ist ohne moralische Tendenz geschrieben; aber was Shelley zu dem Stoffe hinzog, das war doch nur die eigenthümliche moralische Atmosphäre desselben. In „Laon und Cythna", in „Rosalinde und Helena" hatte er Gestalten und Vorgänge erfunden, um den Conflict zwischen Herzensreinheit und der Verworfenheit der Welt zu

schildern, in der Geschichte der „Cenci“ fand er Gestalten und Vorgänge, die ihm als Symbole für seine Ideen dienten und von denen er mächtig ergriffen wurde. Nie hat er ein krasseres Bild von Unterdrückung und Tyrannei gegeben, als hier, wo sich Alles, Kirche, Welt Vater und Geliebter, gegen ein unschuldiges, hülfloses Mädchen verschwören, bis diesem kein anderer Ausweg mehr bleibt, als zum Verbrechen zu schreiten. Zugleich hat uns Shelley nie ein ergreifenderes Beispiel angestammter Seelengröße und Herzensreinheit vorgeführt, als in Beatrice, die von der Welt zwar zum Verbrechen getrieben, aber nicht von ihr gebrochen werden kann und die des Vatermordes angeklagt, gleichwohl größer dasteht, als all' ihre Richter. Aber nur dadurch, daß sie einen Theil ihres Seelenadels einbüßt, wird sie, wie der Dichter selbst im Vorworte hervorhebt, zum tragischen Charakter. „Ohne Zweifel, sagt er, kann Niemand durch die Handlung eines Andern wahrhaft entehrt werden, und die geeignetste Entgegnung bei der größten Beleidigung ist Duldung und Sanftmuth und der Entschluß, den Beleidiger durch Mitleid und Liebe von seinen dunklen Leidenschaften zu wenden. Rache, Wiedervergeltung, Sühne sind höchst schädliche Irrthümer. Hätte Beatrice auf diese Art gedacht, so wäre sie reiner und besser gewesen, aber gewiß kein tragischer Charakter. Die unruhige und zerlegende Casuistik, mit welcher sie die Menschen zu rechtfertigen suchen, und doch fühlen, daß sie der Rechtfertigung bedarf, der abergläubische Schrecken, mit der sie ihre Leiden und ihre Rache betrachten, das ist es, worin der dramatische Charakter dessen, was sie litt und that, besteht.“

Nur ein Dichter von Shelley's Befähigung, die Wirklichkeit zu idealisiren, durfte es wagen, die Geschichte der Cenci zu einem Thema der Poesie zu erheben, ohne unsere Gefühle all' zu sehr zu verletzen. Er bemerkt in Bezug auf die Bearbeitungsweise, die ein solches Thema erfordert: „Um einen solchen Gegenstand mit Erfolg zu behandeln, müssen die idealen Schranken desselben erhöht und die wirklichen gemildert werden, so daß das Vergnügen, welches die Poesie dieser wilden Leidenschaften hervorbringt, den Schmerz des Nachdenkens über die moralische Verworfenheit, von der sie verursacht wird, lindern."

Was die Charakteristik betrifft, so sind nur die beiden Hauptcharaktere, Graf Cenci und Beatrice, deren Feindschaft das Hauptagens des Dramas bildet, fein und allseitig individualisirt, alle anderen leicht skizzirt, doch lebendig, obwohl nicht immer psychologisch wahr. Der Aufbau des Stückes verdient unsere Bewunderung und die einfache, einheitliche Handlung schreitet natürlich fort. Hatte Shelley im „Prometheus" die höchste Kraft des Lyrikers geoffenbart, so offenbart er hier die höchste, wenn auch nicht die gereifte Kraft des Dramatikers.

Hinsichtlich der Sprache bemerkt er in dem Vorworte: „Ich habe mit großer Sorgfalt alle undramatischen und blos beschreibenden oder declamirenden Stellen vermieden." Sie ist einfach und, da stets aus der Empfindung des Dichters hervorgegangen, immer wirkungsvoll.

Im ersten Akt wird der Leser für die Hauptgeschehnisse vollkommen vorbereitet. Die erste Scene zwischen

Graf Cenci und Cardinal Camillo veranschaulicht sowohl die ganze Schlechtigkeit des ersteren, die einen scharfen Gegensatz zu dem Anstande und dem milden Wesen des letzteren bildet, als auch die geschäftliche Verbindung, in der Graf Cenci und der Papst stehen. Der Papst ertheilt dem Grafen für die ärgsten Verbrechen Ablaß, sofern dieser sich entschließt, gewisse Bedingungen zu erfüllen. Die ersten Worte, die der Cardinal spricht, bezeichnen dies Verhältniß in wahrhaft drastischer Weise.

"That matter of the murder is hush'd up
If you consent to yield his Holiness
Your fief that lies beyond the Pincian gate."

(Wir geben diese Verse in der Ursprache wieder, weil für das prächtige "the matter of the murder" im Deutschen eine adäquate Bezeichnung fehlt.)

Cenci schildert in dieser Scene seine teuflische Lust am Bösen, seinen grenzenlosen Cynismus, der sich aber doch immer innerhalb der Grenzen der psychologischen Möglichkeit hält:

„Ich liebe
Des Jammers Anblick, das Gefühl der Lust,
Wenn letzt'res mein, und And're jene leiden.
Ich kenne keine Reu' und wenig Furcht,
Die wohl das Hemmniß and'rer Menschen sind,
Und dieser Hang wuchs so in mir, daß jetzt
Ein jeder Plan, den meine Phantasie
Sich launenvoll als Ziel der Wünsche schafft
(Und keinen schafft sie, der nicht eures Gleichen
Erschaudern machte, wenn ihr ihn erführ't),
Mir wie Entbehrung ist von Speis' und Ruh',
Bis er vollbracht."

In seiner Jugend war ihm Wollust süßer, als Rache, aber erst als er einen Feind getödtet, wußte er, was Lust sei.

„Nun schau' ich lieber solche Herzensqualen,
Die schlecht der Schrecken nur verhehlt; mich freut
Des trock'nen Auges starrer Blick, das Beben
Der bleichen Lippen, welche mir verkünden,
Daß innerlich die Seele Thränen weint,
Die bitt'rer sind, als Christi blut'ger Schweiß."

Die zweite Scene, die etwas matt und nicht genug ausgeführt ist, spielt zwischen Beatrice und dem Prälaten Orsino. Zeigt sich uns in der ersten Scene der Vater in all' seiner Verworfenheit, so hier die Tochter in all' ihrer Hülflosigkeit und trostlosen Verlassenheit. Sie wendet sich mit schwacher Hoffnung an ihren einzigen Freund, den sie einst geliebt und der sein doppelzüngiges, perfides Wesen deutlich genug in dem Monologe verräth, mit dem die Scene schließt. Sie bittet ihn, eine Bittschrift an den Papst zu vermitteln, obwohl sie ihm im Innersten mißtraut und sein falsches Herz erräth.

In der dritten Scene kommt die tragische Leidenschaft schon zu einem fürchterlichen Ausbruch. Die beiden Hauptpersonen stehen einander als offene Feinde gegenüber und der Kampf entbrennt, der alles Kommende bestimmt. Der teuflische Cynismus des alten Cenci, von dem wir in der ersten Scene durch seine Selbstschilderung erfahren, offenbart sich hier schon in einer grausigen Handlung. Er feiert ein Bankett (an dem auch Lucretia, seine Frau, und Beatrice theilnehmen), um den Versam-

melten frohe Botschaft mitzutheilen. Ein Gast bittet ihn, zu sprechen.

Cenci.

„Sagt, wenn ein Vater aus dem Vaterherzen
Ein heiß' Gebet empor zum Himmel sendet,
So oft er sich zum Schlummer niederlegt,
So oft er davon träumend auferwacht, —
Ein heiß' Gebet, Ein Flehen, Eine Hoffnung,
Daß Gott nur Einen Wunsch für seine Söhne,
Für die er um dies Einz'ge fleht, gewähre;
Und wenn urplötzlich, wie er's kaum gehofft,
Sich's nun erfüllt, sollt' er sich dann nicht freu'n,
Und seine Freunde all' zum Feste laden,
Daß ihre Lieb' erhöhe seine Lust?
Ehrt mich denn so, denn ich bin dieser Vater."

Beatrice.
(Zu Lucretia.)

Wie schrecklich! Großer Gott! welch' Unglück traf
Wohl meine Brüder?

Lucretia.

Fürchte Nichts, mein Kind;
Er spricht zu offen.

Beatrice.

Ach, mein Blut erstarrt,
Das tück'sche Lächeln um sein Auge fürcht' ich,
Das bis zum Haar die Stirn in Falten zieht.

Cenci.

Dies Schreiben traf aus Salamanca ein;
Lies, Beatrice, es der Mutter vor;

O Gott, ich danke dir! In Einer Nacht
Erfüllteſt du nach unerforſchtem Rathſchlag,
Was ich ſo heiß und flehentlich erbat.
Denn meine Söhne, die rebell'ſchen Buben,
Sind todt! Ja, todt! Was ſtiert ihr bleich mich an?
Ihr hört mich nicht? ich ſag' euch, ſie ſind todt!
Sie brauchen Nahrung nicht, noch Kleidung mehr;
Die Kerzen, die zum Grabe ſie geleuchtet,
Sind ihre letzten Koſten, und ich denke,
Der Papſt wird nicht von mir erwarten können,
Daß ich im Sarge für ſie ſorgen ſoll.
Freut euch mit mir — mein Herz iſt innig froh."

Und nun wird unſer ganzes Intereſſe auf Beatrice's unerſchrockene Kühnheit gelenkt. Sie bittet die Gäſte — die in der erſten Aufwallung der Entrüſtung über Cenci's frevleriſches Frohlocken einen ſchwachen Verſuch machen, gegen denſelben einzudringen, aber durch ein Wort von ihm wieder eingeſchüchtert werden —, ihre Mutter und ſie aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien, ſie aus dem Hauſe deſſelben wegzunehmen. Als ihre Bitte jedoch kein Gehör findet und ihr Vater ſie das Gemach zu verlaſſen heißt, da erkühnt ſie ſich, ſich gegen dieſen ſelbſt zu wenden und die Worte ihm zuzuſchleudern:

„Geh', du ruchloſer Mann! Geh' und verbirg dich,
Wo nimmermehr ein Auge dich erblickt!
Willſt du Verehrung und Gehorſam fordern
Für Weh und Qual? O Vater, wähne nicht,
Wenn du die Gäſte auch bewält'gen magſt,
Daß Böſes And'res je als Böſes zeugt. —
Schau' nicht ſo wild mich an! Beeile dich,
Verbirg dich ſchnell, daß nicht mit Rächerblicken
Die Geiſter meiner Brüder dich verjagen

Von deinem Sitz! Verhülle dein Gesicht
Vor jedem Auge, fahr' erschreckt zusammen,
So oft du eines Menschen Tritt vernimmst!
Such' einen dunklen, stillen Winkel dir
Und beuge dort dein greises Haupt vor Gott,
Den du beleidigst, und wir wollen Alle
Dann um dich knie'n und brünstig zu ihm fleh'n,
Daß er sich über uns und dich erbarme!"

Der Dämon in Cenci besiegt den letzten Rest von Scheu und Beatrice's Schicksal ist entschieden.

Der zweite Akt ist sehr arm an Handlung. Weder Beatrice's Bittschrift, noch diejenige ihres Bruders Giacomo — welch' letzterer mit seiner Familie außer dem Hause des Vaters lebt und von diesem um die Mitgift seiner Frau betrogen worden ist —, sind von dem Papste berücksichtigt worden, welcher dem Cardinal Camillo sagt:

„Im großen Kriege zwischen Alt und Jung
Will ich, mit weißem Haar und schwankem Fuß,
Zum wenigsten neutral mich halten."

In der ersten Scene dieses Aktes lernen wir Lucretia, die zweite Frau des Grafen, die Stiefmutter seiner Kinder, in ihrem ganzen Duldermuth, mit dem Beatrice's entschlossene Kühnheit scharf contrastirt, den jungen Bernardo in seiner kindlichen Liebenswürdigkeit kennen. Es ist in der zweiten Scene dieses Aktes, wo Giacomo im Gespräche mit Orsino zuerst der Gedanke überkommt, seinen Vater zu ermorden, und Orsino bestärkt ihn, aber aus selbstischen Gründen, darin.

Die erste Scene des dritten Aktes, die uns Beatrice in den ersten Schreckens- und Verzweiflungsdelirien, als

die Schmach aller Schmach über sie ergangen, vorführt, bekundet tiefe seelische Intuition. Vergebens bemüht sich Lucretia, aus ihren Worten klar zu werden. Entsetzen und Scham, für die es keinen Namen giebt, fälschen Beatrice's Sinneseindrücke und umhüllen ihren Geist mit Hallucinationen. Sie sieht den Himmel blutig, den Sonnenschein am Estrich schwarz, die Luft ist ihr ein ekler Dunst, und sie glaubt, ein schwarzer Nebel vergifte ihr Wesen. Aber inmitten des Gewoges von Wahnvorstellungen behält sie das Gefühl ihres namenlosen Elends. Nachdem sich ihr Geist wieder zur Klarheit emporgerungen, da ist sie bald zu jenem Entschlusse gelangt, in dem sie nun nicht mehr schwankt: daß es nämlich Recht sei, die Welt von dem Bösewichte Cenci zu befreien. Orsino ist eingetreten, und nachdem sie sich eine Weile zurückgezogen und ihr Gewissen befragt, tritt sie, das Gespräch zwischen dem Prälaten und Lucretia abschneidend, mit feierlichem Ernste, der keinen Widerspruch duldet, vor, indem sie sagt:

Still, Orsino! — Und dich bitt' ich, Mutter,
Wie abgetrag'ne Kleider wirf von dir,
Derweil' ich rede Schonung und Geduld,
Gewissensangst und Furcht und jede Scheu
Des Alltagslebens, die wir seit der Kindheit
Ertragen haben, doch die jetzt ein Hohn
Der heil'gen Sache meiner Klage wäre.
Wie ich gesagt, mir ward ein Leid gethan,
Das, ob auch namenlos, nach Sühne schreit,
Sowohl um das Vergangene zu rächen,
Als auch, damit es nicht mein Schicksal sei,
Die schwergeprüfte Seele Tag für Tag
Mit neuen Freveln wieder zu belasten,
Und, was ihr nicht zu träumen wagt, zu sein.

Ich hab' zu Gott gefleht und ernst befragt
Mein Herz, und meinen Willen mir entwirrt.
Und ich bin klar jetzt, wo das Rechte ist,
Seid Ihr mein wahrer Freund, Orsino? Schwört's
Bei Eurem Seelenheil, bevor ich rede.

Orsino.

Ich schwöre, meine List und meine Kraft,
Mein Schweigen und was sonst mir zu Gebote ist,
Zu weihen deinem Dienst.

Lucretia.

Du meinst wir sollen
Beschließen seinen Tod?

Beatrice.

Und das Beschlossene
Sofort vollzieh'n! Kühn gilt's und schnell zu sein."

Es folgt die Verabredung, daß Cenci, der am nächsten Morgen mit seiner Familie nach dem Felsenschlosse Petrella reisen will, unterwegs ermordet werden soll. Die Frauen treten ab, da sie Schritte nahen hören, in der Meinung, daß Cenci komme. Doch statt ihm erscheint Giacomo. Nachdem er durch Orsino von der jüngsten Schmachthat seines Vaters und dem Entschlusse Beatrice's erfahren, da giebt es auch für ihn keinen Zweifel mehr.

„Es ist genug! Mein Zweifel ist gestillt;
Es giebt jetzt einen höheren Grund, als meinen
Für diese That, und einen heil'gern Richter,
Der sonder Makel jede Unthat rächt!"

Die Scene schließt damit, daß Beatrice zurückkommt und

von ihrem Bruder einen Kuß verlangt, zum Zeichen, daß er in den Tod ihres Schänders gewilligt.

Der mitternächtliche Monolog Giacomo's in der zweiten Scene, der den Orsino in einem ärmlichen Zimmer seiner Wohnung erwartet, während draußen der Orkan wüthet, ist stimmungsvoll und kennzeichnet den schwachen Charakter des Sprechers. Orsino kommt mit der Nachricht, daß der Anschlag auf Cenci mißglückt sei. Giacomo, den vor dem Erscheinen Orsino's eine Anwandlung von Reue überkommen, schwört nun für immer jede Schwäche ab und sie beschließen, zwei Männer, beide Todfeinde des alten Cenci, zu Beatrice nach dem Schlosse Petrella zu senden, wo der vierte Akt spielt.

Wenn der vierte Akt die schwerste Probe des Dramatikers ist, welche die höchste Sammlung und Steigerung der Kräfte erfordert, so muß man sagen, Shelley hat diese Probe bestanden. Seine Kraft wächst mit den Schwierigkeiten. Cenci's Verruchtheit ist noch immer der Steigerung fähig und wächst bis zu dem Augenblicke, wo er in den Schlummer verfällt, aus dem die Hände der Mörder ihn nicht mehr erwachen lassen. Sein Cynismus hat sich in reflectirte Verruchtheit umgesetzt, er betrachtet es als seine Sendung, eine Geißel Gottes zu sein, Schmach auf Schmach zu häufen; es ist sein Ehrgeiz geworden, einen Namen zu hinterlassen, der ein ewiges Schandmal sein soll. Er ersinnt in seinem bösen Rausche immer schwärzere Thaten, führt immer wildere Reden. Als Beatrice sich weigert, seinem Befehle, zu ihm zu kommen, zu gehorchen, kniet er auf dem Boden und fleht auf sie von Gott Qualen und Entsetzen aller Art herab, welche er als Mensch nicht

über sie zu verhängen vermag.[1] Als er sich in fürchterlichen Verwünschungen erschöpft, überkommt ihn eine letzte teuflische Freude:

„Mir ist zu Muth', als wär' ich nicht ein Mensch,
Sondern ein Dämon, der bestimmt, zu züchtigen
Die Frevel einer unbekannten Welt.
Mein Blut rast in den Adern auf und ab!
Furchtbare Wonne macht es wild erglühen;
Ein Schwindel jähen Grausens faßt mich an,
Und in Erwartung gräßlich toller Lust
Pocht mir das Herz."

In der Mordscene erscheint Beatrice als die leidenschaftslose Gerechtigkeit. Als die schwache Lucretia, nachdem die Mörder in das Zimmer des schlafenden Cenci eingedrungen sind, ausruft:

„O mein Gott!
Vielleicht ist er ein kalter Leichnam jetzt!"

versetzt Beatrice:

O fürchte das nicht, was geschehen kann,
Nein das, was ungeschehen bleibt! Die That
Besiegelt Alles!"

Groß ist das Gefühl der Erleichterung ausgedrückt, das sie überkommt, als sie den Mord für vollbracht hält:

„Finsterniß und Hölle
Verschlangen jenen Dunst, den sie gesandt,

---

[1] Shelley bemerkt in Betreff der Religion der italienischen Katholiken: „Sie steht in keiner nothwendigen Verbindung mit irgend einer Tugend. Der verruchteste Schurke kann streng religiös sein, und ohne gegen den herrschenden Glauben zu verstoßen, bekennen, daß er es sei."

Des Lebens süßes Licht in Nacht zu hüllen.
Mich dünkt, mein Athem hebt sich leichter schon
Und freier rollt mir das erstarrte Blut
Durch meine Adern hin."

Wenn sie, nachdem der Mord geschehen, dem Mörder Marzio den goldgestickten Mantel ihres Aelternvaters umwirft, damit er — der Mörder — beneidet werde, wie der ursprüngliche Träger des Mantels beneidet wurde, so ist diese allerdings wenig vorsichtige That in Zusammenhang zu bringen mit Beatrice's paradoxer Behauptung, daß sie unschuldig, daß sie keine Vatermörderin sei, eine Behauptung, die sie zuerst dem päpstlichsten Gesandten gegenüber erhebt, der, kaum ist der Mord geschehen, auf Petrella erscheint, um Cenci wegen „Klagen schwerster Art" zu verhaften, nun aber Cenci's Mörder mit sich führt, die aber schrecklich wird in der Gerichtsscene des fünften Aktes, wenn sie sich an Marzio, dem die Folter das Geständniß der That erpreßt, mit der Frage wendet:

„Bin ich schuldig? sprich!
Bin ich des Vatermordes schuldig?"

und ihn zu heroischem Leugnen treibt, so daß er schließlich unter den Qualen der Folter stirbt. Es ist vielleicht nicht überflüssig, ausdrücklich hervorzuheben, daß Beatrice ihre Unschuld deshalb betheuert, weil sie sich wirklich für unschuldig hält. Man erklärt sie des Vatermordes schuldig, sie aber weiß nichts davon, einen Vater ermordet zu haben, sie ist sich nur des Einen bewußt, einen Dunst, den Finsterniß und Hölle entsandt, zu Hölle und Finsterniß zurückgesandt, sich und die Welt von einem Verderbniß befreit zu haben,

was zu thun ihre Schuldigkeit, eine Handlung der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit war. Daher ihr allerdings seltsames und paradoxes Leugnen einer Schuld.

Beatrice's Charakter entfaltet sich gegen das Ende immer herrlicher. Ihr persönlicher Schmerz verschmilzt mit dem allgemeinen, und ihr geistiges Weh ist zu groß, als daß sie jene Qualen fürchten könnte, die gewöhnliche Menschen erschrecken. Als der Richter ihr mit Martern droht, erwiedert sie:

„Martern!
Schafft in ein Spinnrad um die Folterbank!
Quält euren Hund, daß er gesteh', wann er
Zuletzt das Blut geleckt hat, das sein Herr
Vergoß, nicht mich! Mein Weh ruht im Gemüth,
Im Herzen, in der Seele tiefster Tiefe,
Die Thränen bitt'rer Galle weint, daß sie
In dieser argen Welt, wo Niemand wahr ist,
Mein eigen Blut sich selber treulos sieht.
O denk' ich an dies jammervolle Leben,
Das ich gelebt, und das so gräßlich endet,
Und an die dürftige Gerechtigkeit,
Die mir und all' den Meinen Erd' und Himmel
Erwiesen, und welch' ein Tyrann du bist,
Und wie zu Sklaven diese sich erniedrigt[1],
Und was für eine Welt die Unterdrücker
Und die Bedrückten mit einander bilden —
Dies ist das Weh, das mir am Herzen frißt,
Und das mich reden heißt. Was willst du mir?"

Das kleine Lied, das sie gegen Schluß der dritten Scene

[1] Sie meint ihre Stiefmutter und den Giacomo, welchen die Folter das Geständniß des Mordes abgerungen.

dieses Aktes ihrer Mutter singt, hat all' die Wehmuth von Desdemona's Sterbelied.

Die letzte Scene, welche damit beginnt, daß Cardinal Camillo den Gefangenen das Todesurtheil des Papstes verkündet, zeigt uns den letzten Seelenkampf Beatrice's. Sie kann den Gedanken eines so frühen Todes zuerst nicht fassen:

„O Gott ist's möglich? Soll so rasch ich sterben?
So jung hinausgeh'n in das dunkle, kalte,
Verwesungsvolle, wurmdurchwühlte Grab?"

Ein letztes wildes Grauen erfaßt sie:

„Himmel! vergieb die thörichten Gedanken.
Ha! wenn kein Gott, kein Himmel, keine Erde
Nun wär' in dieser rauhen, öden Welt,
Der sternenlosen, unbewohnten Welt!
Und Alles wäre meines Vaters Geist,
Sein Auge, seine Stimme, seine Hand
Rings um mich her und nimmer mich verlassend
Die Luft, der Athem meines todten Lebens!"

Doch Schmerz und Grauen schwinden, Ekel erfaßt sie vor der Welt, ihr Herz wendet sich von Allem, und sie kann zu nichts mehr Vertrauen fassen. Als die arme Lucretia sie auf das Paradies vertröstet, erwiedert sie:

„ — Ich weiß nicht, was berührt dein Wort
So eisig mich? Wie falsch und hohl und kalt
Und niedrig scheinen alle Dinge mir! . . . .
Ermahnt mich immerhin, auf Gott zu bauen;
Ich hoff' auf ihn zu bau'n. Auf wen auch sonst
Sollt' ich noch bau'n? allein mein Herz bleibt kalt."

Sie weiß, daß Hoffnung in ihrer Lage das Schlimmste sei.

Giacomo.

Bernardo ist zum Papste hingeeilt,
Um Gnade zu erflehen.

Lucretia.

Und vielleicht
Gewährt er sie....
Welch' ein Gedanke! O, zum Herzen stürmt er
Wie warmes Blut.

Beatrice.

Bald werden Beide kalt sein.
Laß ab von dem Gedanken. Schlimmer noch,
Als die Verzweiflung, schlimmer als der Tod
Ist Hoffnung; denn sie ist das einz'ge Uebel,
Das Raum hat in der engen, kurzen Stunde,
Die schwindelnd unter unsern Füßen schwankt."

Ob sie auch für sich selbst nichts mehr begehrt, hat sie doch noch für Andere ein tiefes Gefühl und richtet beim Abschied an Bernardo die schöne Mahnung:

„Suche dir
Durch milderbarmende Gedanken stets
Des Grames Last zu mildern. Irre nicht
In zürnender Verzweiflung; irre lieber
In Thränen und Geduld."

In den feinen Empfindungsübergängen des letzten Seelenkampfes Beatrice's zeigt sich besser, als in irgend einem andern Theile dieser Dichtung, Shelley's echte und große dramatische Kraft.

Es war ein inniger Wunsch Shelley's, daß seine Tragödie auf einer Londoner Bühne zur Aufführung gelangen würde. Er bat daher im Juli 1819 seinen Freund Peacock brieflich, daß er das Stück dem Director des

Conventgarden-Theaters vermittle, da er meinte, daß die Rolle der Beatrice für Miß O'Neil, die damals im Zenith des Ruhmes stand, geeignet wäre. Er fügt in seinem Briefe jedoch bei: „Gott behüte, daß ich sie jemals in dieser Rolle sehe, das würde meine Nerven in Stücke reißen."[1] Der Director lehnte die Tragödie jedoch mit der Bemerkung ab, ihr Thema wäre ein so heikles, daß er sie Miß O'Neil nicht einmal vorzulegen wage. Der allerdings ungewöhnlich furchtbare Charakter des Stoffes, den keine Feinheit der Behandlung genügend zu mildern vermochte, wird die Bühnen wohl immer zurückhalten, das Stück in ihr Repertoire aufzunehmen, wie sehr es sich auch durch seine echt dramatische Lebendigkeit zur Darstellung eignen würde, wie überwältigend auch die Wirkung einzelner Scenen bei der Aufführung sein müßte.

Der Director des Conventgarden-Theaters hatte die Cenci zwar abgelehnt, aber zugleich den Wunsch ausgesprochen, Shelley möge ein anderes Stück für seine Bühne schreiben. Shelley hätte diesen Wunsch gern erfüllt, aber er traf offenbar auf keinen Stoff, der ihn genug angezogen hätte. Schon im Jahre 1818 scheint er den Plan zu „Charles I." gefaßt zu haben. Er schrieb aber erst zu Beginn von 1822 einige wenige Scenen davon nieder und legte das Stück bald wieder bei Seite. Es war hauptsächlich die Entmuthigung, an der er besonders in der letzten Zeit seines Lebens litt, die ihn lähmte. Hätte ihn aber der Stoff derart ergriffen, wie dies bei der Geschichte der Cenci der Fall war, so ist

[1] Forman VIII, p. 113.

nicht zu bezweifeln, daß er die Entmuthigung überwunden hätte. Vielleicht war auch der Mangel an historischen Detailkenntnissen über jenen englischen König ein Grund, der ihn an der Fortsetzung des Stückes hinderte. Die wenigen Scenen, die er geschrieben hat, sind sowohl hinsichtlich des Aufbaues, als der Charakteristik der Personen eines Shakespeare's würdig und erwecken bei dem Leser ein unaussprechliches Bedauern, daß es dem Dichter nicht vergönnt war, das Begonnene weiterzuführen.

XX.

Aufenthalt in Pisa. — Naturgedichte aus den Jahren 1819 und 1820. — Politische Gedichte und Satiren.

Am 26. Januar 1820 übersiedelte Shelley mit Frau und Kind (Miß Clairmont blieb in Florenz in einer Pension) nach Pisa, wo er auch die beiden nächsten Winter, die ihm noch zu leben beschieden waren, verbrachte. Während ihm das Klima von Pisa, wie das keines anderen Ortes, zusagte, obwohl es zu viel behauptet wäre, wollte man sagen, er wäre dort vollkommen gesundet, war der dortige Aufenthalt auch in geselliger Hinsicht für ihn von Vortheil. Er hatte bis dahin seit seiner Ankunft in Italien in großer Einsamkeit gelebt, und wir hatten Gelegenheit zu bemerken, daß dies eine Ursache der tiefen Verstimmung war, von der er in dem letzten Jahre oftmals heimgesucht wurde. In Pisa wurde es im Laufe der Monate um so lebhafter um ihn, in der ersten Zeit lebte er jedoch auch hier ohne Umgang. Dann aber wurde Lord Byron sein Nachbar, Medwin, der uns viele schätzenswerthe Details über Shelley's Leben in Pisa giebt, kam auf seine Einladung dahin, später fand sich auch Lieutenant Eduard Ellerker Williams, zuerst der Theilhaber an

Shelley's Leidenschaft für Bootfahrten, dann sein Todesgefährte, mit seiner Familie und schließlich Kapitän Trelawney ein, dessen „Records" uns ein lebendiges Bild von der letzten Lebenszeit Shelley's geben; einige Zeit hatte Shelley Gelegenheit, mit dem Fürsten Alexander Maurocordato zu verkehren, der sich mit anderen Griechen in Pisa aufhielt; unter seinen italienischen Bekannten bevorzugte Shelley den berühmten Arzt Vaccà[1], dessen politische Ansichten mit den seinen übereinstimmten und der ihm den Rath gab, alles Mediziniren, sowie den Gebrauch von Opium zu vermeiden. Häufig verkehrte er auch mit Rossini, dem Verfasser von „La Monaca di Monza", und mit dem Improvisator Sgricci[2], den er höchlichst bewunderte und den er durch eine Kritik auch in seinem Vaterlande bekannt zu machen wünschte. Doch hat er dieselbe niemals geschrieben.

Im Frühling 1820 begab sich Shelley mit den Seinen für einige Wochen nach Livorno, wo er die „Ode an die Lerche", das populärste seiner kleineren Gedichte, und die „Epistel an Maria Gisborne" dichtete, welche zu seinen wenigst ansprechenden Leistungen zählt. Der Sommer wurde in den Bädern von San Giuliano verbracht. An einem heißen Augusttage begab sich Shelley von hier auf die Spitze des Monte San Pellegrino und unmittelbar nach seiner Rückkehr schrieb er in drei Tagen „Die Fee des Atlas", das phantastischste all' seiner Gedichte. Er hatte den Gedanken dazu unterwegs gefaßt.

---

[1] Medwin II, p. 45. [2] Medwin II, p. 43.

Die Heldin dieser Dichtung ist eine Verkörperung der geistigen Schönheit in einer mehr spielerischen Form. Hier tändelt die Phantasie des Dichters so recht „wie ein thörichtes, träumerisches Kind mit dem glänzenden Gebinde der Farben und Formen.“ Sie trägt hier Alles zusammen, was sie ergötzt, um extravagante Gebilde daraus zu formen. Mrs. Shelley bemerkt in ihrer Notiz zu diesem Gedichte, daß sie ihren Gatten, nachdem die Cenci Anklang gefunden, bestimmen wollte, seine Stoffe fernerhin aus der Menschenwelt zu nehmen; sie konnte demnach wenig mit einem Gedichte zufrieden sein, welchem menschliches Interesse in höherem Grade fehlte, als allen seinen früheren Dichtungen. Shelley schickte dem Gedichte einige Strophen an Mary voraus, wo er sich auf ihren Tadel bezieht und sich rechtfertigt. Mehr als je scheint er gerade damals — der Erfolg der „Cenci“ war noch nicht entschieden — an der Möglichkeit gezweifelt zu haben, populär werden zu können. Er sagt:

„O laß mich nie im Wahne schweben,
Daß, was von mir geschaffen, könnte leben.“

Daß er aber, nachdem er die „Cenci“ geschrieben, Freude daran fand, nach einem Gebiete zurückzukehren, wie das, welches „Die Fee des Atlas“ vertritt, ist ein Zeichen, daß dieses weit mehr seine Domäne war, als die menschliche Sphäre. Lieblich ist in der „Fee des Atlas“ die Schilderung der Begrüßung, die der Fee, als sie zuerst Gestalt annahm, von den Thieren der Wildniß, den Waldgöttern und Nymphen zu Theil wurde. Sie wohnt in einer Höhle des Atlas, wo sie allerlei wunderbare

Dinge in Hülsen verwahrt, wie Luftklänge, Träume, Düfte, Schlummertränke und auch seltsame Rollen, denn sie ist eine eifrige Leserin. Selbstverständlich befindet sie sich auch im Besitze eines Bootes, auf dem sie weite Fahrten unternimmt, und reizend ist der Mythus, den der Dichter von diesem Boote zu erzählen weiß (Str. 31—33). Ein anderes Vergnügen der Fee ist das, auf den Wolken die Himmelsräume zu durchziehen, wie Arion auf dem Rücken des Delphins die Luft mit Klängen erfüllend oder lachend, wenn hinter ihr der Donner murrt; auch liebt sie des Nachts die Wohnungen der Menschen zu durchwandern, indem sie die Schlummernden betrachtet und ihnen sanfte Träume spendet.

Wir wollen in diesem Zusammenhange eine Reihe von Gedichten, die in den Jahren 1819 und 1820 entstanden und deren Themen Naturerscheinungen sind, hervorheben: so die Ode an den Westwind, die Wolke, die Ode an die Lerche, die Mimose.

Die dämonische, prachtvolle „Ode an den Westwind" trägt ungleich mancher anderen Dichtung Shelley's nicht den Stempel einer Improvisation, sondern den eines Kunstwerkes. Der Grundgedanke des Gedichtes ist der Kreislauf der Erscheinungen und Dinge; es nennt den Herbstwind den Zerstörer und zugleich den Erhalter der Natur, da er die Erde dem Frühlinge zuführt. Die erste Strophe besingt sein Wehen, seine stürmische Macht und der tiefe Refrain „O höre mich!" klingt wie ein machtvolles Echo. In der zweiten Strophe zeigt sich wieder Shelley's volle mythopoetische Kraft, wenn es heißt, daß der Strom des Herbstwindes die Wolkenschaar von den

Wirrgezweigen des Himmels wie welkes Laub auf die Erde schüttelt und das Gelock des Sturmes dahinfliegt gleich dem Haare, das einer Bacchantin Haupt umflattert. Jene Wiedergeburt, die der Herbstwind aber in der Natur vollbringt, fleht der Dichter, möchte er in ihm selbst vollbringen. Denn er fühlt den Wind nicht als blinde Naturmacht, er ist ihm ein lebendiger Geist, und in den letzten, gluthvollen Strophen scheint er von ihm ergriffen, Eins mit ihm zu sein:

„Laß gleich dem Wald mich deine Harfe sein,
Ob auch wie sein's mein Laub zur Erde fällt!
Der Hauch von deinen mächt'gen Melodein

Macht, daß ein Herbstton beiden tief entschwellt,
Süß, ob im Traum. Sei du, stolzer Geist,
Mein Geist! Sei ich, du stürmevoller Held!

Gleich welkem Laub, das neuen Lenz verheißt,
Weh' meine Grabgedanken durch das All,
Und bei dem Liede, das mich aufwärts reißt,

Streu', wie vom Herde glühender Funkenfall
Und Asche stiebt, mein Wort in's Land hinein!
Dem Erdkreis sei durch meiner Stürme Schall

Der Prophezeiung Horn! O Wind, stimme ein,
Wenn Winter naht, kann fern der Frühling sein?"

Die ganze primitive Frische der Shelley'schen Phantasie zeigt sich in dem Gedichte „Die Wolke", die er singen läßt, welche Wonnen sie der Erde bringt: Regenkühle den Auen, Schatten den Hainen, Thau den Knospen, bis sie sich selbst ein Vergnügen bereitet, die Matten mit Hagel schlägt, und indem sie diesen in Regen auflöst, mit dem

Donner lachend vorüberzieht; wie sie Nachts auf weichem Schneepfühl in den Armen des Sturmes ruht, während auf der Zinne ihrer Burg der Blitz Wache hält und der Donner gefesselt im Kerker grollt; wie der „blutige Morgen" mit den Meteoraugen und von Flammen umfaßten Schwingen auf ihr Boot sich schwingt, wenn Lucifer erblaßt, und wie „die Jungfrau, umkränzt vom silbernen Scheine", welche die Menschen Mond nennen, auf ihrem Schleier, den die Winde gebreitet, dahingleitet mit unsichtbaren Füßen, deren Tritte nur den Engeln vernehmbar u. s. w.

Nie hat Shelley ein wonnevolleres Lied gesungen, als „die Ode an die Lerche". Es drückt die ganze himmlische Heiterkeit seines Geistes aus, war er doch selbst wie die Lerche, „die steigend immer singt und singend immer steigt". „Hier ist es," sagt Brandes vortrefflich, „als ob alle Winde von Melodien erklängen, als ob wir in ein Meer morgenfrischer Töne hineinschwebten und hinabgewirbelt würden." Wenn der Dichter sein Lied mit der Strophe beschließt:

„Halb nur deine Lust
Wolle mit mir tauschen,
Dann aus meiner Brust
Sollt' ein Lied entrauschen,
Dem würde, wie ich dir, die Erde lauschen,"

dann müssen wir hinzufügen, daß die Lust der Lerche in diesem Liede lebt und daß die Welt dem Dichter kaum mit geringerem Entzücken lauschte, als er selbst der Lerche gelauscht hat. Denn das Lied ist, wie kein zweites Gedicht Shelley's, populär geworden.

Vielleicht das feinste Beispiel der Naturdichtung

Shelley's, in Bezug auf die Geistigkeit seiner Auffassung der Natur, und seiner Neigung, die eigene Seele in die Dinge zu legen, ist „die Mimose". Die Mimose gilt ihm nicht nur als Symbol der eigenen Empfindsamkeit, indem er ihre Sensibilität als die Sehnsucht nach dem Schönen deutet, welches sie selbst nicht besitzt, wird sie ihm zum Symbol seines eigenen Verlangens nach der geistigen Schönheit:

„Die Mimose glänzt nicht in Blüthenpracht,
Mit Glanz, mit Duft ward sie nicht bedacht,
Sie liebt, wie die Liebe, ihr Herz schwillt vor Sehnen,
Von heißem nach dem, was ihr fehlt, nach dem Schönen."

Die Pflegerin und Hüterin des Blumenparadieses, in dem die Mimose steht, ist eine zum Genius des schönen Ortes, zur Göttin der schönen Jahreszeit sublimirte Sterbliche, die, ohne ein „Abglanz der nieerschauten Schönheit" zu sein, durch ihre idealen Züge doch in eine höhere Sphäre gerückt ist. Bevor das erste Blatt gewelkt, stirbt sie, und in überaus poetischer Weise wird der Verfall des Gartens geschildert. Im letzten Abschnitte des Gedichtes werden Dame und Mimose einander gegenübergestellt und ein Seufzer nach Unsterblichkeit wird ausgehaucht. Das Gedicht schließt mit den bedeutungsvollen Versen:

"That garden sweet, and Lady fair,
And all sweet shapes and odours there,
In truth, have never passed away,
'Tis we, 'tis ours, are changed; not they.

For love, and beauty, and delight,
There is not death, not change; their might

Exceeds our organs, which endure
No light, being themselves obscure."

In diesen Jahren entstand auch eine Reihe gluthvoller Freiheitslieder, so die „Ode an die Streiter für Freiheit", die „Ode an Neapel", das kurze Gedicht „Freiheit", und das machtvollste und größte dieses Characters, die „Ode an die Freiheit", welche alle Zeugniß dafür ablegen, wie feurig Shelley's Herz für das Wohl der Völker schlug, wie tief er die damalige elende Lage der armen Bevölkerung in England mitempfand, die von Seuchen und Hungersnoth heimgesucht wurde und deren insurrectionelle Gelüste in grausamster Weise niedergehalten wurden, wie mächtig die große Freiheitsbewegung im Süden Europa's, die, von Spanien ausgehend, bald auch Italien ergriff und sich hier rasch von Süden nach Norden verbreitete, in ihm wiederhallte.

In der „Ode an die Freiheit" offenbart Shelley's Muse mehr Majestät, als ihr sonst eigenthümlich ist. Dieses schwungvolle Gedicht ist ein Triumphlied auf die großen Epochen der Geschichte. Sein Ausgangspunkt ist die glorreiche spanische Freiheitsbewegung des Jahres 1820. Wir wollen nicht alle die vielen schönen Gedanken und Bilder, welche das Gedicht enthält, sondern nur die Verherrlichung Athens wiedergeben.

"Athens arose: a city such as vision
Builds from the purple crags and silver towers
Of battlemented cloud, as in derision
Of kingliest masonry: the ocean floors
Pave it; the evening sky pavilions it;
It's portals are inhabited

By thunder zonèd winds, each head
Within its cloudy wings with sun-fire garlanted
A divine work! Athens diviner yet
Gleamed with its crest of columns, on the will
Of man as on a mount of diamond set;
For Thou wert, and thine all-creative skill
Peopled, with forms that mock the eternal dead
In marble immortality, that hill
Which was thine earliest throne and latest oracle.

Within the surface of time's fleeting river
Its wrinkled image lies, as then it lay,
Immovably unquiet, and for ever
It trembles, but it cannot pass away.
The voices of thy bards and sages thunder
With an earth-awakening blast
Through the caverns of the past;
Religion veils her eyes, Oppression shrinks aghast:
A wingèd sound of yoy and love and wonder,
Which soars where expectation never flew,
Rending the veil of space and time asunder,
One ocean feeds the clouds and streams and dew,
One sun illumines heaven; one Spirit vast
With life and loves makes chaos ever new; —
As Athens doth the world with thy delight renew."

An diese Gruppe von Gedichen reihten sich politische Fehdegedichte, die mit Ausnahme von „Dickfuß dem Tyrannen", insgesammt auf der Villa Valsovano entstanden sind und unter denen das hervorragendste die „Maske der Anarchie".

Der Anlaß zu diesem Gedichte war die Nachricht von den Massacrirungen, die an der armen aufständischen

Bevölkerung von Manchester verübt wurden. Es wird durch eine Vision eröffnet, in der wir die Phantasie des Dichters von einer neuen Seite kennen lernen, als Fähigkeit, characteristische Zerrbilder zu schaffen. In einem processionalen Zuge sieht er Verkörperungen alles Bösen vorüberziehen, voran Mord, Trug und Heuchelei, in der Gestalt von Castlereagh, Eldon und Sidmouth, den von ihm gehaßten Vertretern der Reaction:

„Den Mord sah ich vorübergeh'n,
Wie Castlereagh war er anzuseh'n;
Gar sanft schaut er, doch heimlich grimm
Bluthunde sieben folgten ihm[1] . . . . .

Dann sah ich den Trug vorüberzieh'n,
Wie Lord Eldon in Hermelin.
Seine großen Thränen werden
Zu Mühlsteinen auf der Erden.

In der Bibel Licht gehüllt,
Doch mit Finsterniß erfüllt,
Wie Sidmouth kam die Heuchelei
Auf einem Krokodil herbei.

Zuletzt kommt die Anarchie:

„. . . Sie sitzt
Auf weißem Rosse, blutbespritzt;
Ihr Angesicht, ihre Lippen bleich,
Dem Tod, den St. Johann sah gleich."

---

[1] Anspielung auf Castlereagh's sieben Knebelgesetze.

Die nächsten Strophen schildern, wie Anarchie, gefolgt von ihren Söldnerheeren, von Meer zu Meere zieht, und Alle sie als „Gesetz und Herrscher" preisen. Den Wendepunkt des Gedichtes bildet die Stelle, wo die Hoffnung als Wahnsinnige erscheint, zuerst fliehend vor dem Zuge, dann sich vor ihm niederwerfend. Doch da ersteht sofort ihr Retter, der Genius der Freiheit in Erz gekleidet und beflügelt; die Anarchie und ihre Söldner sinken in den Staub und die Hoffnung, nunmehr eine stolze, stattliche Jungfrau, schreitet über ihre Leichen dahin. Wir sehen hier Shelley's glühendsten Wunsch in eine neue, schöne Vision gekleidet. In der langen Rede, welche die Freiheit an die Versammelten hält, sticht jene Stelle am meisten hervor, wo sie passiven Widerstand predigt. Dieser Passus erinnert an die Mahnungen in den irischen Flugschriften und an „Laon und Cythna".

Offenbart Shelley in dem „Similes for two political characters of 1819", wo er Castlereagh und Sidmouth als

"Two bloodless wolves whose dry throats rattle,
Two crows perched on the murrained cattle,
Two vipers tangled into one"

bezeichnet, etwas von der vernichtenden Satire des Archilochus, so zeigt er sich in der kleinen Komödie „Dickfuß der Tyrann" im Besitze eines wahrhaft aristophanischen Witzes.

Diese Komödie entstand im August 1820 aus Anlaß der unwürdigen Anklage, die Georg IV. gegen Königin Karoline beim Oberhaus erhob, um ihrer ledig zu werden, und der skandalösen Proceßverhandlungen, die sich daran

knüpften. Der unerhörte Skandal war der Gegenstand, von dem damals die Spalten aller englischen Zeitungen voll waren und um den sich die Gespräche aller Engländer drehten. Shelley war zu jener Zeit in den Bädern von San Giuliano und las eines Tages, als eben Markt unter seinen Fenstern war, einem Freunde die „Ode an die Freiheit“ vor, wozu das Gegrunz der Schweine eine seltsame Begleitung bildete. Er verglich es mit dem Chore der Frösche des Aristophanes, und indem eine lustige Idee die andere gab, beschloß er ein politisch-satirisches Drama über die Tagesereignisse zu schreiben. Die englischen Bulls treten in dieser Komödie als Chor der Schweine auf, somit werden alle Institutionen als Schweinerei bezeichnet. Die Anklage, die hier gegen die Königin (Jona Taurina) erhoben wird, ist die, daß sie sich vom Minotaurus habe entführen lassen, und die Probe, der sie sich unterwerfen soll, besteht darin, daß sie mit dem Inhalt eines grünen Beutels (gemeint ist Castlereagh's berüchtigter grüner Beutel) bespritzt wird, der sie, wie der schlaue Minister Purganax den Schweinen weiß zu machen versteht, wenn sie unschuldig ist, in einen Engel, wenn sie schuldig ist, in eine Mißgestalt verwandeln soll. Der listigen Königin gelingt es jedoch im Augenblicke der Entscheidung, den Beutel in ihre Gewalt zu bekommen, den heuchlerischen König und seine verlogenen Minister zu bespritzen und in häßliche Thiere zu verwandeln.

Schon vor „Dickfuß dem Tyrannen“ hatte Shelley die literarische Satire „Peter Bell III.“ geschrieben, die gegen Wordsworth gerichtet ist, dessen poetische Kraft

Shelley ebenso bewunderte, wie er seinen Obscurantismus verabscheute. Mrs. Shelley legt die Tendenz dieser Satire mit folgenden Worten dar: „Dies Gedicht ist wie alle anderen, die Shelley geschrieben, idealer Natur. Es behandelt den Idealismus eines Dichters, der den hohen Beruf, das Schöne und Gute zu finden und zu verkünden, aufgiebt, um alberne Vorurtheile und verderbliche Irrthümer vorzubringen und zu verbreiten, der den Ungebildeten nicht jene Liebe für Wahrheit und Duldsamkeit, welche Shelley als die Quelle der moralischen Verbesserung und des Glückes der Menschen betrachtete, sondern falsche und nachtheilige Meinungen mittheilen will, wie, daß das Böse gut, und daß Ignoranz und Stärke die besten Verbündeten der Reinheit und Tugend seien. Shelley's Anschauung war die, daß ein Mann, der wie der Verfasser von „Peter Bell" mit den höchsten Anlagen des Genies ausgestattet sei, verdummen müsse, wenn er solche Irrthümer verbreitete. Das Gedicht war als eine Warnung, nicht als Erzählung eines wirklichen Ereignisses geschrieben." Humor, das Wort in seinem tiefsten Sinne genommen, werden wir in „Peter Bell III." wohl kaum zu entdecken vermögen, dagegen finden wir eine ungewöhnliche vis comica, einen Witz von ganz eigenthümlicher Sorte.

So ist die Beschreibung der Hölle, in die Peter Bell geräth, voll Komik:

"Hell is a city much like London —
A populous and smoky city;
There are all sorts of people undone,
And there is little or no fun done;
Small justice shown, and still less pity."

In dem letzten Abschnitt des Gedichtes wird der Fluch der Verdummung, der Peter Bell trifft und der wie eine ansteckende Krankheit auch die Anderen bedroht, die sich in Peter Bell's Nähe wagen, drastisch geschildert.

"And yet a strange and horrid curse
Clung upon Peter, night and day.
Month after month the thing grew worse,
And deadlier than in this my verse
I can find strength to say. . . .

No bailiff dared within that space,
For fear of the dull charm, to enter;
A man would bear upon his face,
For fifteen months in any case,
The yawn of such a venture.

Seven miles above — below — around —
This pest of dullness holds its sway;
A ghastly life without a sound,
To Peter's soul the spell is bound —
How should it ever pass away?"

XXI.

Rückkehr nach Pisa. — „Epipsychidion.“ — „Adonais.“

Im Herbst 1820 kam Kapitän Medwin auf Shelley's Einladung nach den Bädern von San Giuliano. Medwin sagt über die damalige Erscheinung Shelley's[1]: „Es waren fast sieben Jahre, daß wir uns getrennt, aber ich hätte ihn aus einem Menschengedränge sogleich herausgefunden. Er war abgemagert und etwas gebückt .... sein Haar, noch dicht und natürlich gelockt, war halb ergraut, aber sein Aussehen war jugendlich. Er hatte eine Frische und Reinheit der Gesichtsfarbe, die er nie verlor.“ Im Spätherbst wurden die Shelley's und ihr Gast durch das Austreten des Serchio genöthigt, die Bäder von Giuliano zu verlassen und nach Pisa zurückzukehren. Als Medwin hier erkrankte, pflegte ihn Shelley brüderlich und sorgte, solange Medwin an das Haus gebunden war, unablässig für ihn.

Eben damals litt Shelley unter einer großen Entmuthigung. Die schamlosen Angriffe der Zeitungen, darunter solche auf seine Persönlichkeit, das kalte Lob seiner Freunde, vermochten zeitweise auch seinen Enthusias-

[1] II, p. 2.

mus zu dämpfen und ihn mißtrauisch gegen seine Kräfte zu machen. So schreibt er am 8. November 1820 an Peacock[1]: „Ich bin, aufrichtig gesagt, unfähig, einen Beschluß zu fassen. Ich habe große Pläne und schwache Hoffnungen, sie auszuführen .... Es ist gewiß, daß die Aufnahme, welche mir das Publikum bereitet hat, ganz dazu angethan ist, den Enthusiasmus eines Menschen zu dämpfen. Man lehrt mich — das mag zugestanden werden — was wahr ist: sehr wahr, ich zweifle nicht, aber das Wahrste das wenigst Angenehme." Und am 30. Januar 1821 schreibt er[2]: „Ich könnte mit der Hölle und dem Paradiese der Poesie zufrieden sein; aber die Qualen seines Fegefeuers reizen mich, ohne daß sie meine Kräfte genug aufregen, um diesem Aerger ein Ende zu machen." Solche Anfälle von Entmuthigung wiederholten sich in der Folge. So schreibt er am 19. Juli 1821[3]: „Die Entscheidung, ob ich ein Dichter bin oder nicht, wird von der Gegenwart der Stunde überlassen werden müssen, wo sich die Nachwelt versammelt. Dieser Gerichtshof ist aber sehr strenge, und ich fürchte, daß der Schiedsspruch lauten wird: ‚Schuldig — Tod!'"[4] Im Grunde seines Herzens wohnte freilich mehr Selbstvertrauen, und so sagte er zu Medwin einmal, daß in seinen Schriften etwas sei, was immer leben werde. Wie gering er die öffentliche Kritik an sich schätzte, das zeigen zahlreiche Stellen seiner Briefe[5];

---

[1] Forman VIII, p. 192. Vgl. Medwin II, p. 6.

[2] Memorials p. 136. [3] Forman VIII, p. 207.

[4] S. auch die Briefe vom 22. Febr. 1821 (Memorials p. 155) und 25. Januar 1822 (Forman VIII, p. 252).

[5] S. die Briefe vom 6. April 1819 (Forman VIII, p. 105), 25. Jan. 1822 und 6. März 1820 (Memorials p. 137).

auch war es nicht der Mangel an Ruhm, der ihn schmerzte und niederdrückte, sondern der Mangel an Sympathie. Er sagt in einem Briefe: „Verstehe ich mich selbst, so habe ich weder um Gewinn noch um Ruhm geschrieben. Ich habe meine poetischen Werke und Publikationen nur als die Mittel zur Herstellung jener Sympathie zwischen mir und den Andern betrachtet, welche die glühende und ausbündige Liebe, die ich für meine Art hielt, zu erreichen trieb.“ Was er aber erlangte, war das Gegentheil von dem Gesuchten. Es mußten also zu jener Zeit, von der wir sprechen, damit er wieder schöpferisch wurde, äußere Ereignisse eintreten, die starke Empfindungen in ihm entfachten.

Das erste Ereigniß, welches ihm zu jener Zeit einen mächtigen dichterischen Impuls gab, war die Bekanntschaft mit Emilia Contessina Viviani. Emilia Viviani war von ihrem Vater in einem Kloster von Pisa untergebracht worden, um dort zu warten, bis er einen Gatten für sie erwählt hätte. Shelley hörte von ihr, wurde durch ihr Schicksal von Mitleid ergriffen und ließ sich zu ihr führen. Er fand oder wähnte in Emilia Viviani eine Verkörperung seines Frauenideals zu finden. Emilia war edel gesinnt, sie besaß einen hochgebildeten Geist und war schön wie eine griechische Muse.[1] Eine Rhapsodie an Venus Urania — il vero amore —, die von ihr herrührt, beweist, daß ihr Idealismus von der Art des Shelley'schen war. Shelley fühlte sich von ihr gefesselt und wurde ihr eifriger Besucher, führte seine Frau zu ihr und schickte ihr Bücher und

---

[1] Medwin II, p. 63.

Blumen. Emilia, durch die Theilnahme der Freunde beglückt, erwiederte im Carneval ihre Besuche, sowie auch Shelley's Blumengeschenke. Es währte nicht lange, so faßten der leicht entzündbare Dichter und das unglückliche, nach Sympathie dürstende Mädchen eine ideale, platonische, doch nichts destoweniger leidenschaftliche Liebe für einander, und er gab der seinen in der Rhapsodie „Epipsychidion" einen hinreißenden und berauschenden Ausdruck.

Dieses Gedicht wird nur von Wenigen in seiner wahren Bedeutung gewürdigt werden können. Es ist hocherhaben über gewöhnliche Erotik und kann nur im Zusammenhang mit der Stellung, die Shelley zu der geistigen Schönheit einnahm, gewürdigt werden. Aus „Alastor" geht hervor, daß das Suchen nach einer Incarnation der göttlichen Schönheit auf einer Täuschung beruhe, und in dem vielfach genannten Hymnus wird diese Macht als etwas Transscendentales verherrlicht, deren Schatten nur — und auch dieser nur vorübergehend —, in der Erscheinungswelt sichtbar zu werden vermag. Obwohl sich Shelley dies klar machte, beruhigte er sich doch nicht, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit hervorhoben. Sehr richtig sagt Todhunter: „Wenn er das Unbefriedigende in der Liebe zu den endlichen und vorübergehenden Dingen fühlte, so fühlte er doch auch das Unbefriedigende in der Liebe zu den unendlichen und ewigen Dingen und schwankte zwischen beiden, indem er sich nach einer Vereinigung mit einem Wesen sehnte, in dem beide verschmolzen wären." Emilia Viviani idealisirte er zu einem solchen Wesen. Diese Schwärmerei war aber freilich kaum mehr als eine vorübergehende innere

Erregung, auf die sich, nachdem sie sich in glühenden Versen entladen, sehr bald das Gefühl der Enttäuschung und Ernüchterung einstellen mußte. Shelley deutet in einem Briefe an John Gisborne vom 19. Juni 1822 selbst darauf hin, indem er sagt: „Ich kann „Epipsychidion" nicht mehr ansehen; die Person, die es feiert, war eine Wolke anstatt eine Juno, und der arme Ixion erschrickt über den Centaur, welcher der Sprößling seiner eigenen Umarmung war." „Epipsychidion" ist indessen noch etwas Anderes, als eine Verherrlichung Emilia's. Shelley bemerkt in demselben Briefe: „Wenn Sie dennoch neugierig sind, zu erfahren, was ich bin und gewesen bin, so will ich Ihnen Näheres darüber sagen. Es ist die idealisirte Geschichte meines Lebens und meiner Empfindungen." Wir werden sehen, inwiefern dieser Ausspruch berechtigt ist.

Shelley veröffentlichte die Rhapsodie als Nachlaß eines Dichters, der in Florenz gestorben sei.

In dem einleitenden Theile preist er Emilia als die höchste Verkörperung seines Ideals. „Seraph des Himmels", apostrophirt er sie,

„überirdisch mild,
Ach, mit deiner Frauenschönheit Bild
Birgst alles du, was herrlich und geweiht
An Liebe, Licht und an Unsterblichkeit!
Du süßer Segen für den ew'gen Fluch!
Du Licht, das Glanz in's dunkle Weltall trug!
Mond im Gewölk! Im finstern Todtenhaus
Ein lebend Wesen! Stern im Sturmgebraus!
Du Wunder und du Schönheit und du Grauen!
Du Harmonie der Welt! In dir beschauen,

Hehr strahlend, wie vom Sonnenglanz erhellt
Sich alle Ding', auf die dein Auge fällt."

Er wünscht, sie wären ein Zwillingspaar, er wünscht, daß der Name, den er für eine andere erkoren, diese und Emilia schwesterlich vereinte. Er gehört nicht nur ihr, er ist ein Theil von ihr. Ihre Leuchte hat seiner Muse die Schwingen versengt, sonst würde diese alles verkünden, was die Geliebte ist. Er sucht überall nach einer Bezeichnung für sie, doch findet er nur seine eigene Schwäche. Doch versucht er ein Bild ihrer Schönheit zu geben:

„Sieh, dorten steht sie, eine hehre Schau!
Ein sterbliches Gebild im Wunderkleid
Von Liebe, Leben, Licht und Göttlichkeit,
Die wechseln kann, doch nicht dem Tod sich gatten;
Ein Bild der lichten Ewigkeit; ein Schatten
Von goldnem Traum, ein Glanz, der steuerlos
Die dritte Sphäre läßt im Himmelsschooß;
Ein Wiederschein vom ew'gen Mond der Liebe,
Der leis bewegt des Lebensmeers Getriebe;
Ein Bild von Jugend, Lenz und Morgenlicht,
Verkörperten Aprilmonds Traumgesicht,
Das weinend bald und lächelnd bald hinab
Den Winter lockt, das Frostgeripp in's Grab."

Er nennt sie Braut, Schwester, Engel, den Leitstern seines Geschickes; er hätte vor ihr in den Gefilden der Unsterblichkeit wie vor einem Götterbilde knien sollen, oder sie wie der Schatten ihres Wesens durch's Leben begleiten. Beide sind wie die Töne einer süßen Harmonie, um durch die Welt ohne Mißklang zu wandern.

Während Shelley in diesem Gedichte insofern vom

Platonismus abweicht, als er in einem irdischen Wesen die Incarnation der ewigen Schönheit zu erblicken glaubt, während für Plato alle irdische Schönheit nur eine Vorstufe der ewigen Schönheit war, erweist er sich an der Stelle, die nun folgt, doch als echter Platoniker.

„Nie hab' ich mich zum großen Troß geschlagen,
Der lehrt, es sollte jeder einen Freund,
Ein Liebchen wählen, dem er treu sich eint,
Und all' die Andern, wären noch so rein
Und schön sie, frostigem Vergessen weih'n ....
Darin ist wahre Lieb' ungleich dem Staub
Und Gold, daß Theilung ihr kein schnöedr Raub."

Diese Stelle ist zugleich als eine Rechtfertigung seiner idealen Liebe zu Emilia Viviani gegenüber seiner Beziehungen zu Mary zu betrachten. Eheliche Liebe kann ihm nur als eine besondere Form der Liebe gelten, welche andere ideale Sympathien nicht ausschließen dürfe. Er hält sich für befugt, sich der Schwärmerei für eine andere Frau, die ihm als ein vollkommenerer Reflex der ewigen Schönheit erscheint, als die eigene Herrin, rückhaltlos zu überlassen, ohne befürchten zu müssen, die Rechte der letzteren zu schädigen. War seine eigene Herrin, fragen wir, jedoch so groß, daß auch sie ihre Rechte durch seine platonische Begeisterung, durch seine Flüge „in den freien Aether der allumfassenden Liebe" nicht für geschädigt betrachtete? War sie so groß, einzusehen, daß er in Emilia Viviani nur eine Vision seiner Phantasie liebte? daß diese Liebe nur eine Täuschung seiner nach dem Unendlichen dürstenden Seele war? Wir werden jedoch sogleich sehen, daß sie auch ohne von engherziger Eifersucht gequält zu

werden, Grund hatte, sich über die ideale Untreue ihres Ariel zu erzürnen.

Wir stehen vor dem zweiten Theile des Gedichtes, wo Shelley in Form von räthselhaften Allegorien die Geschichte seiner Enttäuschungen darstellt, die er erlitt, bevor er Emilia fand, indem er nach einer Verkörperung der geistigen Schönheit forschte. Es ist indessen ziemlich müßig, in diesen Allegorien Anspielungen auf Personen oder persönliche Erlebnisse zu suchen, die im Leben des Dichters eine Rolle gespielt, und nur in wenigen Fällen ist diese Bemühung von Erfolg. Es war offenbar gar nicht Shelley's Absicht, ein wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade getreues Bild wirklicher innerer Erfahrungen zu geben, denn wäre das Gegentheil der Fall, so hätte er vor Allem den Gegenstand seiner ersten Liebe, Harriet Grove, vorführen, sie an die Spitze der Gestalten stellen müssen, die er hier darstellt. Die erste Gestalt, der wir begegnen, hat jedoch durchaus keine Beziehung auf sie. Es leitete ihn bei Ausführung dieses Theiles vielmehr hauptsächlich die poetische Rücksicht, das Erscheinen der höchsten Vollkommenheit in Emilia Viviani durch unvollkommenere Erscheinungen vorzubereiten; diese sind aber fast durchaus Phantasiegestalten und Personificationen. Deutlich können wir im Grunde nur Mary erkennen, und wir werden auf die Personification, in der wir sie zu erkennen haben, sogleich zurückkommen.

Nachdem uns der Dichter mit zum größten Theile unverständlichen Personificationen Räthsel aufgiebt, schildert er schließlich das Erscheinen der vollkommenen Vision und den Wandel, den sie in ihm vollbracht:

„Mild, wie die Sonne selbst, wenn sich ihr Licht
In Liebe wandelte, so schwebte dicht
Zu mir heran, wo in der Höhl' ich schlief,
Das wunderhehre Götterbild, und rief
Mich an, und wie der Rauch des Feuers Gluth,
So hat mein Geist den Leib von Schlaf umruht,
Ich stand erwacht in ihrer Schönheit Pracht,
Ich fühlte, daß das Licht verscheucht die Nacht.
Ich wußte, daß das Traumbild, lang verhüllt,
Ich schaute, daß ich sah Emiliens Bild!"

In dem nächsten Abschnitte werden Emilia und Mary als Sonne und Mond einander gegenübergestellt und angefleht, die Sphäre seines Lebens Tag und Nacht zu sein.

Er läßt dem Erscheinen der göttlichen Schönheit in Emilia's Gestalt eine Vision vorangehen, von der er sagt:

„Ein Wesen stand
Auf meinem Pfade, welches so verwandt
Der Hehren schien, die sich im Traum gezeigt,
Wie dort der Mond der ew'gen Sonne gleicht —
Der kalte, keusche Mond, der Nachts am Himmel
Als Königin beherrscht das Sterngewimmel . . .
Verschönernd alles, was mit sanftem Schein
Sein Auge trifft, ein bleicher Flammenschein,
Der unstät irrt, mit wildem, frost'gem Schimmer,
Der, immer wechselnd, doch sich gleich bleibt immer,
Und nicht erwärmt, nur leuchtet" —

und wir können kaum zweifeln, daß mit dieser Vision Mary gemeint sei. Während Emilia — die Sonne — dem Dichter als Personification der göttlichen Vollkommenheit gilt, so Mary — der Mond — als diejenige der

menschlichen Vollkommenheit, welche ihn aber nicht auszufüllen vermochte. Hatte es aber nicht eine Zeit gegeben, wo Mary die Stelle einnahm, die sie hier Emilia überlassen mußte? Wir begreifen, daß sie sich bei der Lectüre dieses Gedichtes verletzt fühlte, und es brauchte nicht kleinliche Eifersucht zu sein, was sie verhinderte, demselben einige Worte beizufügen, wie sie es sonst bei allen größeren Gedichten Shelley's that.

Der letzte Theil der Rhapsodie besteht in der Schilderung einer fernen Insel, wohin der Dichter Emilia mit ihm zu fliehen beschwört, und ihrer seligen Vereinigung daselbst. Diese Schilderung sucht, was Leidenschaft und Phantasie anbetrifft, ihres Gleichen und kann als ideales Gegenbild zu der Inselidylle in Byron's „Don Juan" bezeichnet werden. Die Schlußverse mit ihrer fieberhaften Bewegung sind von einer wahrhaft überwältigenden Begeisterung eingegeben:

„Dann werden wir Ein Geist, Ein Odem sein
In zweien Körpern, ach, warum in zwei'n?
In Zwillingsherzen Eine Leidenschaft,
Die wächst und wuchs mit stets erneuter Kraft,
Bis, gleich zwei hellen Feuermeteoren,
Die gluthentflammten Seelen traumverloren
Sich treffen, einen, wandeln, holdverklärt,
Stets brennend, aber ewig unverzehrt,
Ein Hoffen in zwei Willen und Ein Wille,
Bedeckt von zweier Seelen Schattenhülle,
Ein Leben, Ein Tod, Eine Himmelsfreud',
Ein Götterbild, Eine Unsterblichkeit,
Eine Vernichtung! — Weh der Worte Schwingen,
Auf denen meine Seele wollte dringen
Zur höchsten Höh' der Liebeswelt hinauf,

Sie hemmen angstvoll ihren Feuerlauf,
Gelähmt, versengt in Flammendunst und Rauche —
Ich keuche, stöhne, zitt're und verhauche."

Vergleichen wir mit diesen Versen die Schlußverse zu den „Worten zu einer indischen Melodie"[1], so sehen wir, daß der Gipfel des Liebesglückes für Shelley in Uebereinstimmung mit seinem hingebenden Wesen in der Selbstvernichtung durch das Uebermaß der Ekstase bestand.

Ein anderes Ereigniß, das Shelley einen mächtigen Impuls gab, war der Tod von John Keats. Keats erlag am 27. Dezember 1820 in Rom der Schwindsucht. Wie wir sahen, war Shelley ihm sympathisch zugeneigt; er hatte ihn im Sommer 1820 nach den Bädern von San Giuliano geladen, doch hatte Keats die Einladung abgelehnt. Wie Viele, befand sich auch Shelley in dem Irrthum, daß eine hämische Kritik Keats den Todesstoß gegeben, und diese irrthümliche Anschauung wurde der Anlaß zu „Adonais", der rührendsten und ergreifendsten aller Todtenklagen, die im Mai 1821 entstand. Es ist ein kleines Meisterwerk. Shelley, der sich, sobald er sich mit andern Dichtern verglich, sehr oft unterschätzte, den Werth seiner einzelnen Schöpfungen aber immer mit einer

---

[1] „O heb' mich empor zu dir!
Ich sterb', ich verschmachte hier!
Auf Lippen und Augen laß
Deine Küsse regnen mir!
Meine Wange ist bleich und kalt,
Wildstürmisch pocht die Brust!
O schließ' es, mein Herz, an deins,
Wo es brechen wird vor Lust!"

Sicherheit ohne Gleichen beurtheilte, sagt über dies Gedicht: „Es ist ein fein ausgearbeitetes Kunstwerk (piece of art) und im Punkte der Composition vielleicht besser als irgend etwas, was ich geschrieben habe.“[1] Es wogt hier dieselbe dunkle Gluth wie in „Epipsychidion“. Der Dichter nahm zur Grundlage seines Todtenliedes Elegien von Moschos und Bion, aber wie hat er sie umgewandelt! Symonds bemerkt über diese Metamorphose: „Die Umsetzung der Mittel (jener Dichter) in die Substanz hochvergeistigter moderner Gedanken erinnert an die Macht von Prospero's Zauberstab. Das ist eine Metamorphose, wobei die Kunst ausgezeichneter, aber positiver Dichter in die Sphäre metaphysischer Träume umgewandelt ist. Urania nimmt die Stelle von Aphrodite ein, die Gedanken, Träume und Wünsche des todten Sängers stehen für die Cupido's, und an Stelle der Berghirten sind die lebenden Dichter Englands um des Sängers Bahre versammelt.“ Unter den Dichtern, welche sich zur Bahre des todten Sängers begeben, hat sich Shelley selbst in einem rührend schönen Bilde eingeführt.

„Und Einer unter den Geringern geht,
Ein Fremdling unter Menschen, schmerzgebeugt,
Allein, gleich letzter Wolke, wenn ausweht
Das Wetter, seinem Aug' sich hat, mir deucht
Die nackte Schönheit der Natur gezeigt,
Wie einst Aktäon. In die öde Weite
Der Welt mit schwachen Schritten er entweicht,
Verfolgt von der Gedanken wilder Meute,
Der ihnen Vater war, den hetzen sie als Beute.

---

[1] Forman VIII, p. 203.

Ein Geist, gleich einem Panther schnell und schön,
Liebe gehüllt in Kummer — eine Macht
Von Schwäch' umgeben — fast möcht' er vergeh'n
In Ohnmacht vor der Stunden schwerer Tracht;
Fallender Regen, Licht vergehend in Nacht,
Brechende Wog' ist er, selbst wie wir reden
Sinkt er nicht hin? Die Sonne tödtend lacht
Auf welke Blumen, lebensvoll sie röthen
Die Wange kaum, indeß das Herz in Todesnöthen.

Sein Haupt umkränzt mit welker Veilchen Blässe
Und mit verblühendem Vergißmeinnicht;
Ein Speer, gekrönt vom Zapfen der Cypresse,
Um dessen Schaft sich dunkler Epheu flicht,
Dran noch des Thaues Tropfen funkeln licht,
Lebt in der Hand, der für so leichte Last gebricht
Die Kraft beinah — er kam gefährtenlos
Verlassen wie ein Reh, verletzt vom Jagdgeschoß."

Wie Todhunter mit Recht bemerkt, ist das Tiefste in dieser wundervollen Threnodie die Erregung, mit der der Dichter in das Auge des Todes blickt. Die todte Erde ersteht unter dem Hauche des Frühlings zu neuem Leben, nur der Geist soll nicht mehr erwachen.

Nichts, was wir kennen, stirbt. Der Geist soll sein
Gleich einem Schwert, vor seiner Scheid' verzehrt
Von blauem Blitz? Des Gluthatomes Schein
Glänzt einen Augenblick — dann hüllt die Nacht es ein.
Dies Alles, als ob's nie gewesen wär',
Was theuer uns von ihm war, muß verblühn
Im Tod, selbst unser Schmerz."

Und nun ein ungestümes Aufwerfen der großen Fragen:

„Weh' mir! Woher,
Warum sind wir? Ob Masken welcher Bühn',
Ob Zuschauer?" ....

Im zweiten Theile des Gedichtes, der von dem ersten durch einen grimmigen Ausfall gegen den Kritiker getrennt wird, der, wie Shelley vermeinte, den Tod von Keats beschleunigt hatte, verwandelt sich der Ausdruck leidenschaftlicher Klage in den einer nicht minder leidenschaftlichen Hoffnung. Nie hat Shelley seinem Vertrauen in die Unzerstörbarkeit des Geistes einen phantasiereicheren und glühenderen Ausdruck verliehen, als es hier geschieht. Zuerst spricht er den Gedanken aus, daß die Seele des Todten Eins mit dem Weltall geworden, daß er ein Theil jener Sphäre sei, die er selbst geschaffen. Allein der menschliche Geist begnügt sich nicht mit der Vorstellung, daß er als ein Theil der Weltseele fortbestehen soll, er sehnt sich nach einem individuellen Weiterbestehen. Deshalb läßt Shelley Adonais von andern, in jungen Jahren dahingerafften Dichtern, im Himmelsraum empfangen und zum Beherrscher des Abendsterns erhoben werden. Adonais zu folgen, sein Loos zu theilen, nichts kann begehrenswerther sein, nach Rom zu ziehen und an dem Orte, der Adonais birgt, Ruhe zu finden, ein höheres Ziel ist nicht erreichbar. Durch diese Wendung ist Shelley die Gelegenheit gegeben, den englischen Friedhof in Rom abermals zu schildern. Aber nachdem der Gedanke von der Schönheit des Todes ihn einmal ergriffen, verwandelt sich derselbe alsbald in enthusiastische Sehnsucht nach dem Tode, und es ist, als ob das Verlangen nach einer höheren Welt die Fesseln seines Körpers zersprengte, wenn er in den letzten Strophen ausruft:

„O sprich, mein Herz, warum du zögernd zagst?
Dein Hoffen ging voran; es wandte sich

Vor Allem hier! Auch du jetzt scheiden magst!
Ein Licht in Zeit und Menschenwelt verblich. —
Er ruft dir: Länger nicht zu folgen, meide,
Was einen kann der Tod, nicht länger Leben scheide!...

Der Geist, dess' Macht ich anrief im Gesang,
Beherrscht mich, meines Geistes Nachen jagt
Weit von der Küste, weit vom zagen Drang,
Der nimmer sich im Sturm hinausgewagt,
Aufthut sich Erd' und Himmel! Mein Geist zagt,
Wie ihn pfadlose Finsterniß umschlingt;
Doch leuchtend durch des Himmels tiefste Nacht,
Ein Stern mir, Adonais' Seele, blinkt,
Und wie vom Heimatsort der ewigen Geister winkt."

XXII.

„A Defence of Poetry." — „Hellas." — Besuch in Ravenna bei Lord Byron. — Letzter Aufenthalt in Pisa.

Zu Beginn des Jahres 1821 schrieb Shelley die bedeutendste all' seiner Prosaschriften, „A Defence of Poetry",[1] die jedoch leider das Schicksal der meisten anderen theilte, indem auch sie Fragment geblieben ist. Sie war eine Erwiderung auf einen Artikel Peacock's „The four Ages of Poetry", der in Ollier's „Literary Miscellany" erschien, wo auch Shelley's „Defence" hätte erscheinen sollen, wäre die Zeitschrift nicht vorher eingegangen.

Shelley's Abhandlung zeichnet sich durch Originalität der Anschauungen, Schärfe der Definitionen, begeisterte Darstellung und stilistische Meisterschaft aus. Sie legt die Elemente und Principien der Poesie dar und führt den Beweis, daß die Dichtung eine gemeinschaftliche Quelle mit allen anderen Formen der Schönheit hat. Die Gedanken über den Ursprung der Poesie, über die Unterscheidung zwischen Prosa und Poesie, zwischen Philosophie, Geschichte und Poesie, die Auseinandersetzungen

[1] S. über die Entstehung und die Schicksale dieser Schrift Forman VII, p. 98.

über die Veranschaulichung des Charakters eines Zeitalters durch die Poesie und die ethische Wirkung der Poesie auf ihre Zeit, die Darlegung der Entwickelung der griechischen Dichtung und des Einflusses des Christenthums auf die Dichtkunst — alles dies ist lichtvoll und bedeutend.

Ohne den Gedankengang dieser Abhandlung verfolgen und auf die einzelnen Ideen näher eintreten zu wollen, sei nur die Stelle hervorgehoben, in welcher Shelley in enthusiastischer Weise seiner Anschauung von dem Werth und der Bedeutung der Dichtkunst Ausdruck verleiht.[1] „Poesie ist in der That etwas Göttliches. Sie ist zugleich das Centrum und die Peripherie der Erkenntniß; sie ist das, was alle Wissenschaft umfaßt, und das, worauf alle Wissenschaft zurückgeführt werden muß. Sie ist zur selben Zeit die Wurzel und die Blüthe aller anderen Gedankensysteme; sie ist das, woraus alles entspringt, und das, was alles schmückt, und das, wenn es verdirbt, die Frucht und den Samen verweigert, der unfruchtbaren Erde die Nahrung versagt und dem Baume des Lebens das Gedeihen des Sprößlings. Sie ist die vollkommene und vollendete Außenseite und Blüthe von allen Dingen; sie verhält sich zur Wirklichkeit wie der Duft und die Farbe der Rose zur Zusammensetzung der Elemente, aus denen sie besteht, wie die Form und der Glanz unverwelkter Schönheit zu den Geheimnissen der Anatomie und der Verwesung. Was wäre Tugend, Liebe, Patriotismus, Freundschaft, — was wäre der Anblick

---

[1] Forman VII, p. 137 ff.

dieses schönen Universums, das wir bewohnen; was wären unsere Tröstungen auf dieser Seite des Grabes — und was unsere Hoffnung über dasselbe hinaus, wenn Poesie nicht emporsteigen würde, um Licht und Feuer von ewigen Regionen zu bringen, wohin der Eulenflug der Berechnung niemals empordringen kann? Poesie ist nicht wie der Verstand eine Kraft, welche sich den Bestimmungen des Willens gemäß zu äußern vermag. Ein Mensch kann nicht sagen: „Ich will dichten", nicht einmal der größte Dichter kann es sagen, weil der Geist im Zustande der schöpferischen Thätigkeit wie eine verglühende Kohle ist, welche irgend ein unsichtbarer Einfluß, gleich einem unbeständigen Windhauch, zu vorübergehendem Erglühen entfacht; diese Kraft steigt von innen auf, ähnlich der Farbe einer Blume, welche welkt und wechselt, wenn sie entfaltet ist, und unser Bewußtsein vermag über das Kommen oder Schwinden derselben nichts vorherzusagen ....

Poesie ist die Erinnerung an die besten und glücklichsten Augenblicke der glücklichsten und besten Geister. Wir wissen von dem vorübergehenden Auftreten von Gedanken und Gefühlen, die zuweilen mit einem Ort oder einer Person verknüpft sind, zuweilen sich nur auf unsern eigenen Geist beziehen und immer unvorgesehen aufsteigen und von selbst schwinden, aber über allen Ausdruck erhebend und wonnevoll sind, so daß selbst in dem Verlangen und dem Bedauern, das sie hinterlassen, nur Vergnügen enthalten ist. Es ist wie das Eindringen einer höheren Natur in die unsere, aber ihre Fußstapfen sind wie die eines Windes auf dem Meere, welche die nächste Ruhe wieder auslöscht, und deren Spuren nur im ge-

wellten Ufersand bemerkbar sind .... Solche und ähnliche Erregungen erfahren insbesondere jene Menschen, die mit empfindlichster Sensibilität und mit der elastischsten Phantasie begabt sind, und der geistige Zustand, in dem sie sich befinden, ist der Todfeind aller niedrigen Antriebe. Der Enthusiasmus für Tugend, Liebe, Patriotismus und Freundschaft ist wesentlich mit solchen Erregungen verknüpft, und so lange sie währen, verhält sich das Ich zu ihnen wie ein Atom zum Universum. Die Dichter sind als Geister von feinster Organisation nicht nur solcher Erfahrungen theilhaftig, sie vermögen auch alles, was sie combiniren, mit dem schwindenden Hauch jener ätherischen Welt zu färben. Ein Wort, ein Zug in der Darstellung einer Scene oder Leidenschaft vermag die Saite zu berühren und in denen, welche jemals solche Erregungen erfahren haben, das schlummernde, das kalte, das eingesargte Bild der Vergangenheit neu zu beleben .... Poesie macht alle Dinge lieblich; sie steigert die Schönheit des Schönsten und verschönert das Häßliche; sie versöhnt Entzücken und Schrecken, Schmerz und Vergnügen, Ewigkeit und Wechsel; sie vereinigt alle unversöhnbaren Dinge unter ihr leichtes Joch. Sie wandelt alle Dinge um, indem sie sie berührt, und jedes Ding, welches in dem Lichte ihrer Gegenwart strahlt, ist durch eine wunderbare Sympathie zu einer Verkörperung des Geistes umgesetzt worden, den sie athmet; ihre geheime Alchymie verwandelt das giftige Wasser, welches der Tod durch das Leben strömt, in trinkbares Gold; es streift den Schleier der Familiarität von der Welt und macht die nackte und schlummernde Schönheit, welche der Geist der Formen ist, sichtbar." Die Abhandlung sollte aus drei

Theilen bestehen[1]; zum Schlusse des ersten Theiles giebt Shelley das Programm des zweiten, der jedoch nicht zur Ausführung gekommen ist. Dieser Theil sollte eine Anwendung derjenigen Principien, welche im ersten Theil aufgestellt wurden, auf die Cultur und Poesie der Gegenwart enthalten, sowie eine Vertheidigung des Versuches, moderne Sitten und Meinungen poetisch zu idealisiren.

Zu Beginn dieses Jahres wurden die Shelley's durch Medwin mit dem Lieutenant Eduard Ellerker Williams und dessen Frau, Mrs. Jane, bekannt, die mit ihren beiden Kindern nach Pisa gekommen waren. Bald verband beide Familien eine innige Sympathie. Eduard Williams hatte zuerst bei der Marine, dann beim achten Dragonerregiment in Indien gedient; er stand in Shelley's Alter und sollte mit ihm den Tod in den Fluthen finden. Mrs. Shelley sagt, daß es keinen Mann gab, der „liebenswürdiger, großmüthiger und furchtloser gewesen wäre" als er, und ganz so äußert sich Medwin.[2] Er besaß ein schönes Talent zum Zeichnen und auch poetische Begabung.[3] Er theilte Shelley's Leidenschaft für das Bootfahren und wurde sein Gefährte auf dem Serchio und Arno und später in der Bucht von Spezzia. Mrs. Williams können wir nicht besser schildern, als indem wir sagen, daß Shelley in ihr das Ebenbild jener ätherischen Gestalt sah,

---

[1] S. den Brief an Peacock vom 21. März 1821 (Fraser's Magazine, März 1860, p. 135). Vgl. Forman VII, p. 98.

[2] II, p. 115. Medwin behauptet, Williams wäre brustkrank gewesen; Trelawney spricht jedoch nicht davon.

[3] Er schrieb in der Zeit, während er mit Shelley verkehrte, ein Drama Namens „Gonzaga, Duke of Mantua", das Shelley's Beifall fand.

die er in der „Mimose" verherrlicht.[1] Sie besaß ein ungewöhnliches musikalisches Talent und bezauberte den Dichter durch ihr Guitarrespiel. Es währte nicht lange, so beschäftigte sie ihn nicht weniger als Emilia Viviani, bis das Bild der letzteren schließlich ganz vor dem ihren zurücktrat, obwohl die ideale Sympathie, die er für Mrs. Jane faßte, niemals einen so leidenschaftlichen Charakter annahm, wie diejenige, die er für Emilia gefaßt. Wir sehen dies, wenn wir die stürmische Rhapsodie „Epipsychidion" mit den elfenhaft zarten Gedichten an Mrs. Jane vergleichen, die eine wundervolle Gruppe bilden. Nur die Edelsten vermögen derartige poetische Sympathien zu empfinden, die an der Grenze von Liebe und Freundschaft stehen, nur die Edelsten können sie verstehen; es war ein Glück, daß sowohl der Gatte Jane's, als auch Mrs. Shelley Verständniß dafür besaßen; denn der erstere fand in der Bewunderung, die Shelley seiner Frau zollte, keinen Grund, sich zurückzuziehen, und Mrs. Shelley blieb mit Mrs. Williams nicht nur in gutem Einvernehmen, sondern es scheint sogar eine innige Freundschaft zwischen beiden Frauen bestanden zu haben. Wir sehen, daß sich Shelley für berechtigt hielt, das Schöne und Edle zu lieben, wo er es fand, ja, daß er sich dessen rühmte, nicht zum großen Troß zu gehören,

„Der lehrt, es sollte Jeder Einen Freund,
Ein Liebchen wählen, dem er treu sich eint;"

wir dürfen daher annehmen, daß er, gesetzt, er hätte bei

---

[1] S. den Brief vom 19. Juni 1822 an Leigh Hunt bei Forman VIII. Vgl. den Brief vom 18. Juni 1822 an Mr. Gisborne.

Mary auch nicht einen Mangel an hingebender Herzlichkeit empfunden, gleichwohl zu einer gewissen idealen Untreue geneigt hätte, denn kaum hätte ihn irgend eine Frau, kaum hätte eine Incarnation einer seiner poetischen Frauengestalten ihn dauernd und vollständig zu fesseln vermocht. Er hat dies selbst eingesehen. „Manche von uns," sagt er in einem Briefe, „haben in einem früheren Existenzzustande mit einer Antigone gelebt, und das ist die Ursache, daß wir in einer irdischen Verbindung keine volle Befriedigung finden." Aber gerade zu jener Zeit fühlte er sich oft unglücklich im eigenen Hause, gerade damals fühlte er sich durch Mary's Kälte — wie das Gedicht an Eduard Williams uns sagt —, oft schmerzlich berührt. Er schreibt zu jener Zeit in Bezug auf Mary: „Es ist Tantalus' Fluch, daß ein Geschöpf, das so ausgezeichnete Anlagen und einen so reinen Geist besitzt wie sie, nicht die Sympathie einzuflößen vermag, die unentbehrlich ist, damit jene Vorzüge im Familienleben zur Geltung kommen." Mrs. Mary mochte aber durch die platonischen Begeisterungen ihres Gatten doch zuweilen beunruhigt werden, so daß sie sich immermehr in sich zurückzog. Gleichwohl war ihre Ehe selbst in dieser Zeit keine unbeglückte. Lebten sie auch nicht immer in vollkommener Harmonie, so gehörten ihre Herzen doch zusammen, und Shelley kehrte von seinen freien Flügen immer wieder zu Mary zurück, da er wohl fühlte, daß Niemand ihn verstand wie sie.

Im Winter 1821 machte Shelley auch die Bekanntschaft des Fürsten Alexander Maurocordato, der sich mit verschiedenen anderen Griechen in Pisa aufhielt. Am 1. April 1821 kam Maurocordato mit der Proclamation seines

Vetters, des Fürsten Ypsilanti, zu ihm und verkündete mit Begeisterung, daß Griechenland frei sei. Diese Nachricht zündete in Shelley's Phantasie und wurde die Veranlassung zu dem lyrischen Drama „Hellas".

Shelley eroberte mit dieser Dichtung wieder ein neues poetisches Gebiet. Er bezeichnet sie im Vorwort als „eine bloße Improvisation, die auf Eingebung des Augenblicks geschrieben wurde". Ebenda heißt es ferner: „Aeschylos' „Perser" dienten mir als erstes Modell zu meiner Dichtung, obgleich die Unentschiedenheit des in Griechenland wüthenden glorreichen Kampfes eine Katastrophe verbietet, die der Rückkehr des Xerxes und der Verlassenheit der Perser parallel wäre. Ich habe mich daher begnügt, eine Reihe von lyrischen Gemälden zu schildern und auf den Vorhang der Zukunft, welcher nach der unvollendeten Scene fällt, solche unbestimmte Gesichte und Bilder zu malen, die den endlichen Erfolg der Griechen als eine Sache der Civilisation und des gesellschaftlichen Fortschrittes darstellen." Wie „Königin Mab", „Laon und Cythna" und der „Entfesselte Prometheus" ist auch „Hellas" ein Gesang der Hoffnung. Shelley hat das Gedicht ursprünglich nach einem weit großartigeren Plane ausführen wollen, wie das Prolog-Fragment zu demselben beweist. Hier erscheinen Christus, Satan und Mahommed als Bewerber um Griechenland; Christus als Repräsentant der Freiheit und Menschlichkeit.

In dem Gedichte wechselt plastische Epik mit wundervoller Lyrik. Während die erstere durch die Schlachtenberichte des Rathgebers des Sultans und durch die Botenberichte repräsentirt wird, so die letztere durch die

Gesänge des Chores der gefangenen Griechinnen, welche die wechselnden Gefühle des Schmerzes und der Hoffnungsfreude ausdrücken. Sie gehören in Bezug auf Rhythmus zu dem Kunstvollsten, was Shelley gedichtet hat. Besonders schwungvoll ist das letzte Lied, welches mit der Strophe anhebt:

"The world's great age begin's anew
The golden years return,
The earth doth like a snake renew
Her winter weeds outworn:
Heaven smiles, and faiths and empires gleam
Like wrecks of a dissolving dream."

Im August 1821 unternahm Shelley einen Ausflug nach Ravenna zu Lord Byron, der dort in einer Quasiehe mit der Gräfin Teresa Guiccioli lebte. Shelley fand, daß Lord Byron ein „tugendhafter Mann" geworden sei, konnte aber freilich den Verdacht nicht unterdrücken, daß Gräfin Guiccioli, die sich des Geliebten wegen von ihrem Gatten hatte scheiden lassen und ihm dadurch ein großes Vermögen geopfert hatte, Ursache haben würde, diese Uebereilung zu bereuen. Die Gräfin weilte während Shelley's Besuch gerade in Florenz. Sie und ihre Brüder beabsichtigten nach der Schweiz zu übersiedeln, ohne daß Lord Byron mit diesem Plane einverstanden gewesen wäre. Er veranlaßte Shelley deshalb, einen Brief an die Gräfin zu richten und ihr von diesem Vorhaben abzurathen. Der Brief hatte die gewünschte Wirkung und wurde von der Gräfin mit der Bitte erwidert, daß Shelley nicht ohne Lord Byron Ravenna verlassen möge. Shelley hätte weniger ritterlich sein müssen, um diesem

Wunsche nicht, soweit es in seinen Kräften stand, zu gehorchen. Er behielt Lord Byron im Auge, und sie kamen überein, daß letzterer gleichfalls nach Pisa übersiedeln sollte.

Lord Byron trug sich schon seit einiger Zeit mit dem Plane, eine Vierteljahrsschrift in's Leben zu rufen, die vor Allem seine neuesten Schöpfungen, dann aber auch die Werke seiner literarischen Freunde aufnehmen sollte. Er hatte zuerst Thomas Moore die Redaction angeboten, die von diesem jedoch abgelehnt wurde. Nun beschlossen Byron und Shelley, Leigh Hunt zur Uebernahme der Stelle zu bestimmen, und zugleich wurde Shelley von Byron aufgefordert, seine Werke künftig in dem „Liberal" erscheinen zu lassen. Shelley war über den Plan insofern erfreut, als er hoffte, derselbe könnte seinem Freunde Hunt, dessen Wohl ihm so sehr am Herzen lag, von Nutzen sein, obwohl gleich anfangs diese Hoffnung einen starken Beisatz von Furcht hatte. Er selbst gab Lord Byron zunächst kein Versprechen und erwähnt in dem Briefe an Hunt am 26. August 1821, in dem er diesem den Antrag Byron's vermittelte, daß er für seine Person keinen Gewinn aus dem Unternehmen zu schlagen gedenke, noch von dem Ruhme eines Partners, wie Lord Byron, borgen wolle.[1] Leigh Hunt ging, als er den Antrag erhalten, mit großem Leichtsinn vor. Während Byron und Shelley denselben in der Voraussetzung an ihn gerichtet hatten, daß seine Stellung beim „Examiner" unverändert bliebe, brach Hunt sofort alle Beziehungen zu diesem ab und setzte seine

---

[1] Forman VIII, p. 235.

und seiner Familie Existenz auf ein Unternehmen, das noch gar nicht in's Leben gerufen war. Er wurde schon im Herbst 1821 in Italien erwartet, doch setzten sich seiner Abreise von England so viele Hindernisse entgegen, daß er erst im Juni 1822 in Genua eintraf. In der Zwischenzeit stellte er Shelley's langmüthige Freundschaft wiederholt auf harte Proben, und die Vermittlerrolle, welche dieser zwischen Hunt und Byron zu spielen hatte, war keine leichte und wurde besonders dann eine sehr schwierige, als Hunt endlich in Italien anlangte und sich der eigentliche Sachverhalt herausstellte.

In Ravenna hörte Shelley durch Lord Byron von einer schändlichen Verleumdung, deren Gegenstand er war, deren Inhalt wir jedoch nur vermuthen können. Die Erbitterung Shelley's war so groß, daß er, dem misanthropische Anwandlungen sonst so fern lagen, in einem Briefe vom 7. August an seine Frau schrieb: „Mein innigster Wunsch wäre, mich mit Dir und unserem Kinde nach einer einsamen Insel im Meere zurückzuziehen, ein Boot zu bauen und hinter unserem Zufluchtsort das Fluththor der Welt abzusperren. Wenn ich meiner Phantasie lausche, so sagt sie mir, daß da nur einer oder zwei erwählte Gefährten außer Dir sein werden, die ich wünschen würde. Aber ich will nicht auf sie hören: wo Zwei oder Drei beisammen sind, ist der Teufel unter ihnen.“[1] In einem anderen Briefe[2] vermuthet Shelley in dem Schmähgerücht, welches über ihn im Umlauf war, die Quelle eines skandalösen Artikels, den die Literary Gazette am 19. Mai 1821

[1] S. Forman VIII, p. 231. [2] S. Forman VIII, p. 214.

gebracht hatte, worin Shelley für fähig erklärt wurde, sich aller Formen des Incestes schuldig zu machen.[1] Wir dürfen daher mit Rossetti wohl vermuthen, daß das Gerücht ihn eines verbrecherischen Verhältnisses mit Miß Clairmont bezichtigte und als Vater Allegra's denunzirte. Seine Widersacher hätten jedoch Lämmer, nicht Wölfe sein müssen, wenn sie den Umstand, daß Miß Clairmont, eine auffallende, glänzende Erscheinung, mit ihrem unehelichen Kinde längere Zeit in seinem Hause lebte, nicht gierig aufgegriffen und zu ihren Zwecken ausgebeutet hätten. Shelley exponirte sich in seiner Arglosigkeit zu sehr, es war ihm nicht möglich, sich in das Bewußtsein seiner boshaften, feindseligen Mitmenschen zu versetzen oder verschmähte es, auf dieselben zu achten. Während er sonst über die Ausfälle der Zeitungen zu lachen pflegte, war er, als er von den schmachvollen Angriffen jenes Artikels hörte, doch heftig erzürnt. Er schreibt seinem Verleger am 11. Juni 1821: „Ich höre, daß die Verleumdungen gegen mich alle Grenzen übersteigen: bis jetzt habe ich gelacht, doch wehe den Wichten, wenn ich einmal aus dem Gleichgewichte komme.“ Schließlich verschmähte er es jedoch immer wieder, seine Verleumder zu züchtigen, was er aber darin hätte leisten können, wenn er es nicht verschmäht hätte, sagen der fürchterliche Ausfall wider den Recensenten in „Adonais“, die Invectiven gegen Lord

[1] „Für einen solchen Mann, lesen wir hier, wäre es durchaus nichts Besonderes, einen vertrauensvollen Vater seiner Töchter zu berauben und mit allen Mitgliedern einer Familie, deren Sittlichkeit durch die nichtswürdige Sophisterei ihres Verführers zerrüttet worden, in Blutschande zu leben.“

Eldon und seine politischen Gedichte. Wie schmerzlich mußte er es empfinden, daß er, der die Sympathie seiner Mitmenschen zu gewinnen gesucht, ihren Haß auf sich geladen hatte. Von den Engländern, denen er in Italien begegnete, wurde er geflohen oder roh behandelt. Er schreibt einmal von Rom an Peacock: „Ich werde von Allen, die von mir wissen oder von mir gehört haben, ich glaube mit Ausnahme von fünf Individuen, als ein seltener Ausbund an Laster und Befleckung betrachtet, dessen Anblick schon verunreinigt," und als er eines Tages auf dem Postbureau in Pisa nach einem Briefe fragte und seinen Namen nannte, rief ein englischer Offizier, der in portugiesischen Diensten stand: „Wie, ist das der verfluchte Atheist Shelley?" und streckte ihn mit einem Faustschlage zu Boden; dann aber machte er sich eiligst davon, so daß es Shelley's Nachforschungen nicht gelang, ihm auf die Spur zu kommen.[1]

Im November 1822 kam auch Lord Byron nach Pisa und bewohnte in Gemeinschaft mit Gräfin Guiccioli und ihren Brüdern den Palast Lafranchi am Lung Arno, während Shelley mit den Seinen die Tre Palazzi inne hatte; im selben Hause wohnten die William's. Shelley verbrachte nur täglich einige Stunden mit Lord Byron, die dem Gespräche, dem Reiten oder dem Pistolenschießen gewidmet waren. Shelley war kein vorzüglicher Reiter, maß sich aber als Schütze mit Lord Byron, der als solcher berühmt war. Zu dem Pistolenklub Lord Byron's gehörten noch Medwin, Williams und ein Mr. Taaffe,

---

[1] Medwin II, p. 9.

ein impotenter, anmaßender Literat, später auch Trelawney. Shelley und Byron erfanden eine besondere Sportsprache, die im Wesentlichen aus italienischen Worten mit englischen Endungen bestand.[1] Jede Woche gab Byron ein Gastmahl und zu Shelley's Verzweiflung währte das Gelage oft bis zum dämmernden Morgen.[2] Shelley führte in dem Freundeskreise von Pisa die beiden charakteristischen Namen „Ariel" und die „Schlange". Der erste wurde ihm übrigens, wie wir sahen, schon von seinen Freundinnen in London beigelegt, den zweiten empfing er von Lord Byron. Als Shelley eines Tages den Prolog im Himmel aus Faust in englischer Uebersetzung vorlas, und zu den Worten des Mephistopheles: „Wie meine Muhme, die berühmte Schlange" kam, rief Lord Byron übermüthig: „Dann sind Sie Ihr Neffe!"[3] Man muß die Briefe Shelley's aus jener Zeit lesen, um zu sehen, daß von einem intimen Verhältnisse zwischen ihm und Lord Byron damals jedoch so wenig die Rede war, wie zu einer anderen Zeit. Ja, sie scheinen einmal nahe daran gewesen zu sein, zu brechen.[4]

Am 14. Januar 1822 erhielt die Gesellschaft von Pisa einen frischen Zuwuchs durch den Capitän Edward John Trelawney, einem Freunde von Lieutenant Williams. Trelawney zählte 28 Jahre, hatte als Seemann ein freies Leben, reich an Abenteuern, in allen Welttheilen geführt

---

[1] Medwin II, p. 144.

[2] S. über sein Zusammenleben mit Lord Byron in Ravenna den Brief an Peacock vom 11. Januar 1822 bei Forman VIII, p. 249 ff.

[3] Trelawney I, p. 84. [4] Forman VIII, p. 258.

und trat mit unbefangenem Blick in den literarischen Kreis von Pisa. Seine „Records" zeigen, daß er für Shelley in ebenso hohem Grade intellectuelle Sympathie besaß, wie sie ihm für Byron fehlte. Trelawney war dermaßen von Shelley's Persönlichkeit bezaubert, daß er ein höherer Mensch zu werden scheint, sobald er auf ihn zu sprechen kommt. Er hatte schon vor der ersten Begegnung mit Shelley Manches über dessen Anschauungen und Lebensschicksale gehört und war nicht wenig erstaunt, als er ihn das erste Mal sah und so ganz anders fand, als er sich den Atheisten, den Erzfeind der Tyrannen vorgestellt haben mochte. Die Schilderung dieser ersten Begegnung ist zu interessant, als daß wir uns versagen könnten, sie wenigstens theilweise wiederzugeben. Trelawney erzählt, wie er eben von den Williams empfangen worden und sich in lebhaftem Gespräch mit ihnen befand, „als ich ein wenig abgelenkt wurde, indem ich in der Nähe der offenen Thür mir gegenüber ein Paar leuchtende Augen bemerkte, die fest auf die meinen gerichtet waren; es war zu finster, um auszumachen, wem sie angehörten. Mit dem Scharfsinn einer Frau folgte Mrs. Williams der Richtung meiner Augen, und indem sie zur Thür ging, sagte sie lachend: ‚Kommen Sie herein, Shelley! Gerade ist unser Freund Tre angekommen!' Schnell hereingleitend, erröthend wie ein Mädchen, ein großes zartes Bürschchen, hielt er mir beide Hände entgegen, und obwohl ich nicht glauben konnte, als ich sein mit Roth übergossenes, weibliches und einfaches Gesicht sah, daß er der Dichter sei, erwiderte ich seinen warmen Druck. Nach den üblichen Begrüßungen und Artigkeiten setzte er sich nieder und hörte zu. Ich

schwieg vor Staunen; war es möglich, daß dieser sanftblickende, bartlose Jüngling wirklich das Ungeheuer war, das mit aller Welt im Kriege lebte? verstoßen von den Kirchenvätern, seiner bürgerlichen Rechte durch den Machtspruch eines schrecklichen Lordkanzlers beraubt, von jedem Mitglied seiner Familie geflohen[1] und von den nebenbuhlerischen Größen unserer Literatur als der Gründer der satanischen Schule denuncirt? Ich konnte es nicht glauben, man mußte mir einen Possen spielen. Mrs. Williams sah meine Verlegenheit, und um mir zu helfen, frug sie Shelley, was für ein Buch er in den Händen habe? Sein Gesicht leuchtete, und er antwortete schnell:

„„Calderon's ‚Magico Prodigoso‘, ich übersetzte Einiges daraus.““

„„Oh! lesen Sie es vor!““

„Da er so vom Strande gewöhnlicher Dinge, die ihn nicht interessiren konnten, abgestoßen hatte und einem Thema, das ihn interessirte, glücklich zugeführt worden war, vergaß er sogleich alles, außer sein Buch. Die meisterhafte Art, mit der er das Genie des Autors analysirte, seine lichtvolle Interpretation der Geschichte und die Leichtigkeit, mit der er die subtilsten und phantasievollsten Stellen des spanischen Dichters übersetzte, war bewunderungswürdig, ebenso wie es seine Beherrschung beider Sprachen war. Nach dieser Probe seines Genies zweifelte

---

[1] Dem war jedoch nicht ganz so und eben so wenig war Shelley von den „Kirchenvätern“ verstoßen worden, wie Trelawney meint.

ich nicht länger an der Identität. Todtenstille trat ein; als ich aufblickte, frug ich:

„Wo ist er?"

Mrs. Williams sagte: „„Wer? Shelley? Oh! er kommt und geht wie ein Geist, Niemand weiß woher und wohin."“

Was Trelawney über Shelley's Seelenadel, über dessen Selbstlosigkeit und Herzensreinheit, über das Bestrickende in seiner Persönlichkeit, über das originelle Gepräge seiner Individualität, über seinen philosophischen Ernst und seine wundervolle Beredsamkeit sagt, wollen wir hier nicht wiedergeben, da wir sonst bereits Gesagtes wiederholen müßten. Auch die interessanten Anekdoten, die Trelawney über Shelley's Vorliebe für den Aufenthalt im Freien und in Einsamkeit, über seine Scheu vor Gesellschaften, seinen unstillbaren Wissensdurst erzählt, mögen bei ihm selbst nachgelesen werden.[1] Es ist Trelawney's Verdienst, erkannt zu haben, daß Shelley's Leben selbst ein Gedicht war, in dem seine Schöpfungen nur eine Phase bildeten.

Wie wir schon früher bemerkten, schrieb Shelley zu Beginn des Jahres 1822 die Scenen von „Charles I." nieder, der nach seinem eigenen Ausdruck als Kunstwerk einen höheren Rang einnehmen sollte als die „Cenci".[2] Er war jedoch zu sehr entmuthigt, so daß er das Stück bald wieder bei Seite legte.[3] Zu Beginn dieses Jahres

---

[1] S. I, p. 103, 86, 93.

[2] S. den Brief vom 25. Januar 1822 bei Forman VIII, p. 253.

[3] S. Forman VIII, p. 280.

trug er sich auch mit dem Plan, einen modernen „Timon" zu schreiben.[1]

In dem Winter 1821/22 war Shelley nahe daran, mit der Behörde in Conflict zu gerathen. Im Dezember 1821 wurde ein Mann in Lucca, welcher sich eines Kirchenfrevels schuldig gemacht, zum Feuertode verurtheilt. Das war ein triftiger Grund, um Shelley's Blut siedend zu machen. Er schlug Byron und Medwin vor, nach Lucca zu reiten, den Mann zu retten und über die Grenze zu schaffen, und zugleich wandte er sich zu Gunsten seines Schützlings an den englischen Gesandten in Florenz. Rechtzeitig traf jedoch die Nachricht ein, daß der Schiedsspruch widerrufen worden sei und der Kirchenschänder auf die Galeeren geschickt werde.

In diesem Winter wurde die Gesellschaft von Pisa auch durch eine unangenehme Begegnung mit einem österreichischen Dragoner-Korporal in Unruhe versetzt; dieselbe hatte die Ausweisung der Familie Gamba aus Pisa zur Folge. Da das Ereigniß für Shelley selbst wenig Bedeutung hat und überdies von Allen, welche auch nur oberflächlich mit Byron's Biographie vertraut sind, gekannt wird, so wollen wir hier auf die Mittheilung desselben verzichten.

Shelley schiffte in Pisa mit Lieutenant Williams täglich auf dem Arno oder Serchio. Einmal wäre er im Arno fast das Opfer eines mißglückten Schwimmversuches geworden, wenn ihn Trelawney nicht herausgefischt hätte.

---

[1] S. Williams' Journal vom 30. December bei Forman VIII und Trelawney I, p. 119.

Die Leidenschaft Shelley's für das Wasser wurde immer größer, und nur zu bald sollte sie sein Verderben werden. Das Meer, das er so schwärmerisch liebte, sollte ihm den Tod bereiten.

Wir nähern uns jener Katastrophe, welche stets der Gegenstand des unaussprechlichen Bedauerns aller wahren Bewunderer des Genius sein wird.

Auf Anregung Trelawney's entschloß sich Shelley, ein offenes Segelboot, Lord Byron einen gedeckten Schooner bauen zu lassen und zwar wurde die Herstellung beider Schiffe durch Vermittlung eines Capitän Roberts (eines Freundes von Trelawney) einem Genueser Schiffsbaumeister übergeben. Gegen den Willen des Capitän Roberts mußte Shelley's Schiff nach einem Modelle, das Williams mitgebracht hatte und das der Gegenstand des Entzückens beider Freunde war, construirt werden, da alle Mühe, ihnen die Mängel des Modells begreiflich zu machen, vergeblich war. So entstand der „Don Juan“, welcher Shelley und Williams in den Tod führen sollte, und der „Bolivar“, mit welchem Lord Byron nach Griechenland segelte, also gleichfalls seine letzte Meeresfahrt unternahm.

XXIII.

Die letzten Tage.

Als mit dem Vorrücken des Frühlings die Hitze in Pisa lästig zu werden begann, faßten sowohl Lord Byron als auch Shelley mit seinem nächsten Freundeskreise den Plan, nach der schönen, malerischen Bucht von Spezzia zu übersiedeln. Doch stellte sich heraus, daß nur ein einziges bewohnbares Haus, die Villa Magni nämlich, dort vorhanden war, obgleich auch sie mehr einem „Boote oder einem Badhause als einem Orte, um darin zu wohnen," ähnlich sah. Sie wurde von Shelley gemiethet, während Lord Byron unter solchen Verhältnissen einen anderen Sommeraufenthalt erwählen mußte. Die Villa Magni war ein mäßig großes Gebäude mit Bogen, das hart am Meeresstrande stand, und war einst ein Jesuitenkloster gewesen.[1] Es hatte ein Stockwerk, das in einen Saal und vier kleine Zimmer getheilt war. Sein einziger Vorzug bestand in einer Veranda, welche die ganze Länge des Hauses einnahm und auf das Meer hinausging. Man lebte dort wie in einer Wildniß. „Wären wir nach einer

---

[1] Leigh Hunt, Correspondence (1862) I, p. 191.

Insel der Süd-See verschlagen worden," bemerkt Mrs. Shelley, „so hätten wir uns nicht ferner von Civilisation und Comfort fühlen können." Von einem Haushalt konnte kaum die Rede sein, Lebensmittel mußten von einem entfernten Orte herbeigeschafft werden.

Die Uebersiedelung nach diesem zwar uncomfortablen, aber überaus romantischen Ort erfolgte am 20. April in Begleitung der Williams, die man zu Gaste geladen. Auch Miß Clairmont fand sich in Villa Magni ein. Trelawney und Capitän Roberts kamen oft von Genua herüber.

Bald lief auch „Don Juan" in der Bucht von Spezzia ein. Lord Byron war es, der das Schiff so benannte. Am 16. Mai schrieb Shelley an Trelawney: „Don Juan ist angekommen, und nichts kann solche Verwunderung erregen, wie er sie erregt hat .... Williams sagt, er sei vollkommen, und ich nehme an diesem Enthusiasmus in dem Maße Theil, als es für einen, der nicht Seemann ist, schicklich ist." Die Schiffsmannschaft bestand aus Shelley, Williams und einem jungen englischen Schiffer, Namens Charles Vivian. Shelley zeigte wenig seemännisches Talent. Trelawney bemerkt: „Es war ein großer Spaß zuzuschauen, wie Williams dem Dichter steuern und andere seemännische Dinge lehrte. Wie gewöhnlich hatte Shelley ein Buch in der Hand, indem er sagte, er könnte zur selben Zeit lesen und steuern, weil das Eine geistig, das Andere mechanisch sei." Aber er war so angeregt, von den seemännischen Ausdrücken so bezaubert, daß er seinen geliebten Plato oft in der Tasche ließ und sich ganz dem Scherz und Gelächter hingab.

Der Aufenthalt in der Bucht von Spezzia vereinigte viele Bedingungen, um Shelley zu beglücken. Er lebte hier in einer Gegend von zauberischer Schönheit, im Angesichte des geliebten Meeres, auf dem er den längsten Theil des Tages verbrachte, entweder auf Segeltouren mit Williams, oder indem er sich auf einem Canoë, das Williams aus Flechtwerk für ihn gemacht, vom Winde forttreiben ließ, während er an den Abenden auf der Veranda dem Guitarrespiel von Mrs. Jane lauschte, sich mit seinen Freunden unterhielt oder ihnen vorlas. Auch fühlte er sich, wie aus seinen eigenen, sowie aus Mrs. Shelley's Aeußerungen hervorgeht, glücklich. Seine Gesundheit war verhältnißmäßig gut, seine Stimmung glänzend. Nur das Gefühl der Entmuthigung wollte ihn nicht verlassen. So schreibt er Mrs. Gisborne am 18. Juni: „Es ist nicht möglich, etwas zu schaffen, außer unter dem Zauber der Gewißheit, Sympathie für seine Leistungen zu finden. Stellen Sie sich Demosthenes vor, der an die Wellen des Atlantischen Meeres eine Philippika richtet.“ Während er sich jedoch in dieser Weise äußerte, arbeitete er an jenem Werke, das weit großartiger geworden wäre, als seine früheren Leistungen, wäre es ihm vergönnt gewesen, es weiterzuführen, und dessen Fragment vielleicht das tiefsinnigste, was uns von ihm erhalten ist, nämlich der „Triumph des Lebens“. Seltsam contrastirt mit der heitern Stimmung, in der Shelley sich zu jener Zeit befand, der düstere Gedankengehalt dieses Gedichtes. Mrs. Shelley bemerkt: „Wenn Shelley am Bord (des „Don Juan“) war, hatte er Papier mit sich, und ein großer Theil vom „Triumph des Lebens“ wurde geschrieben, als

er auf jenem Meere segelte und umherstrich, welches ihn bald verschlingen sollte."

Man könnte auf die Vermuthung gerathen, jenes Gedicht bezeichne einen Umschwung in den Ideen Shelley's. Es handelt sich hier nicht um den Sieg der Willenskraft, es werden keine Perspectiven auf eine glorreiche Zukunft der Menschheit eröffnet; was uns vorgeführt wird, ist vielmehr der Triumph der zerstörenden und zermalmenden Mächte des realen Lebens, der Triumph der Leidenschaften, die auf irdischen Besitz gerichtet sind. Es ist jedoch wohl denkbar, daß der Dichter auf die düsteren, tragischen Bilder, die er darin vorführt, und in denen er nur einen kleineren Theil seiner Conception ausgeführt haben kann, auf die Bilder, in denen er Vergangenheit und Gegenwart darstellt, sonnige Zukunftsträume, Visionen eines prometheischen Zeitalters folgen lassen wollte. Die Dichtung ist in Bildern von processionaler Größe gedacht, es dünkt uns, als hätte der Dichter nie machtvollere gefunden, und wundervoll correspondirt mit denselben die klangvolle Bewegung der meisterhaft behandelten terze rime. Der Beginn des Gedichtes gehört zu den herrlichsten Beispielen Shelley'scher Naturpoesie; wir geben ihn in der Ursprache wieder, da keine genügende Uebersetzung desselben vorhanden ist.

"Swift as a spirit hastening to his task
Of glory and good, the Sun sprang forth
Rejoicing in his splendour, and the mask

Of darkness fell from the awaken'd Earth —
The smokeless altars of the mountain snows
Flamed above crimson clouds, and at the birth

Of light the Ocean's orison arose,
To which the birds temper'd and their matin lay,
All flowers in field or forest which unclose.

Their trembling eyelids in the kiss of day,
Swinging their censers in the element,
With orient incense lit by the new ray.

Burn'd slow and inconsumably, and sent
Their odorous sighs up to the smiling air;
And, in succession due, did continent,

Isle, ocean, and all things that in them wear
The form and character of mortal mould,
Rise on the Sun their father rose, to bear

Their portion of the toil, which he of old
Took as his own, and then imposed on them.
But I, whom thoughts which must remain untold

Had kept as wakeful as the stars that gem
The cone of night, now they were laid asleep
Stretched my faint limbs beneath the hoary stem

Which an old chesnut flung athwart the deep
Of green Apennine: before me fled
The night; behind me rose the day; the deep

Was at my feet, and heaven above my head;
When a strange trance over my fancy grew
Which was not slumber, for the shade it spread,

Was so transparent that the scene came through,
As clear as, when a veil of light is drawn
O'er evening hills, they glimmer; and I knew

That I had felt the freshness of that dawn
Bathe in the same cold dew my brow and hair,
And sate as thus upon that slope of lawn

Under the self-same bough, and heard as there
The birds, the fountains, and the ocean hold
Sweet talk in music through the enamour'd air.

And then a vision on my brain was roll'd."

Er sieht ein Gewühl von Menschen aller Altersstufen, zahllos wie Mücken auf der staubbedeckten Straße dahinziehen, ohne daß einer das Ziel, das Woher? oder Warum? der Reise kennen würde. Ohne Empfindung für die Reize und Annehmlichkeiten der Umgebung ziehen die einen langsam, hasten die anderen oder fahren ziellos hin und her. Inmitten dieses Gewühles bewegt sich ein Wagen, der einen kalten Mondenglanz ausstrahlt, welcher jedoch, greller als Tageslicht, die Sonne umhüllt. Darin sitzt eine dämonische Gestalt,

„Mit Doppelschleiern, altersschwach gebeugt,
Wie in des Todes nahem Grauen."

Es ist das Leben. Während in „Epipsychidion" der Mondenglanz das Symbol für die irdische Welt schlechtweg ist, ihre idealen Elemente inbegriffen, ist er es hier nur für die wilden Begierden, die den Menschen beherrschen, um ihn zu zerstören. Der Mondenglanz überstrahlt hier den Sonnenglanz — die ideale Welt —, zum Zeichen, daß das Böse die Oberherrschaft führe. Der Wagenlenker des Lebens wird als ein „Schattenbild mit einem Janusantlitz" bezeichnet, um dessen Augen sich dichte Schleier schlingen —, ein Bild, dessen Sinn leicht zu errathen ist. Alle aber, welche nach Ruhm gehascht, alle, welche überhaupt mehr nach den sinnlichen und vorübergehenden Gütern,

als nach den idealen und dauernden gestrebt, folgen dem Wagen.

„Alle, nur nicht
Die heil'gen Wen'gen, die sich nie dem Droh'n
Des Siegers beugten, und wie sie mit Licht
Belebt die Welt, gleich Adlern rückentfloh'n
Zur lichten Heimath . . . .“

Und nun schildert der Dichter mit einschneidender Plastik, wie bald Jünglinge und Mädchen, bald Greise und Greisinnen in orgiastischen, wilden Tänzen mit rasenden Geberden und Evolutionen den Wagen umkreisen, bis sie wie Mücken von seinem Glanze verzehrt in Staub zerfallen. Als der Dichter, über diesen Anblick erstaunt, frägt: „Weß Gestalt im Wagen thront?“ da antwortet ihm eine Stimme: „Das ist Leben!“ Er sieht sich um und gewahrt in dem, was er ursprünglich für eine wunderbar gekrümmte Wurzel gehalten, einen Menschen. Es ist Rousseau, der gleichfalls das Opfer des „Lebens“ geworden und von diesem derart verunstaltet worden ist. Ihr Gespräch bildet den übrigen Theil der Dichtung. Auf die Frage des Dichters, wer er sei, antwortet Rousseau:

„Eh' du gedacht,
Hab' ich gebangt, gesehnt, geliebt, gehaßt,
Gelitten, bis mich hüllte Todesnacht.
Und war die Gluth, die meinen Geist beseelt,
Mit reineren Gefühlen angefacht,
Es wäre nicht so viel dem Tod vermählt,
Von dem, was einst Rousseau: nicht hätt' dies Kleid
Der Schmach, der es verschmähen sollt', gewählt.“

Und wenn Rousseau später sagt: „Mich hat gestürzt mein eigen Herz,“ so haben wir hier wieder einen Fall, wo

Shelley seine Anschauung von der essentiellen Güte der menschlichen Natur aufgiebt, und es ist wohl denkbar, daß er dieselbe in reiferen Jahren ganz fallen gelassen hätte.

Rousseau deutet die Gestalten, welche auf der Straße dahinziehen. Diejenigen, welche den Wagen des Lebens führen, sind:

„Die Großen, Ew'gen, deren Stirn umwunden
Helm, Mitra, Krone, Strahlenkranz als Zeichen
Der Geistesherrschaft — Eins nicht erkunden
Sie konnten „sich selbst“ . . . .“

Da sind nicht nur Napoleon, Friedrich, Leopold, Paul, Katharina, alle Tyrannen von Cäsar bis Konstantin, Päpste, wie Gregor und Johann, an den Wagen gebunden, sondern auch Plato und Aristoteles. Als der Dichter müde des „einen Schmerzgedankens“ Rousseau frägt, woher er komme? wohin er gehe? giebt dieser ihm seine idealisirte Lebensgeschichte. Er erzählt, wie er einst in seiner Jugend an einem Lenzesmorgen am Rand eines Berges erwachte und die Vision einer Lichtgestalt hatte, die einen krystallenen Krug trug, in dem Nepenthe schäumte. Sie forderte ihn auf, zu trinken, und als er es gethan, so schaute er plötzlich eine andere Vision. Der Wagen des Lebens fuhr den Hain entlang, umgeben und gefolgt von seinen Sklaven, denen schließlich auch Rousseau sich anreihen mußte. Da stellt sich ihm ein neues wunderbares Schauspiel dar. Er sieht die Ausströmungen der Seelen von denen, welche den Wagen des Lebens umkreisen, in Form häßlicher Phantome die Luft erfüllen und das Licht verfinstern, und diejenigen, welche die größte Zahl dieser

Mißgestalten aushauchen, deren Schönheit welkt am schnellsten, sie sterben am ehesten. In der Schilderung dieser Gestaltenwelt zeigt Shelley etwas von Dante's Phantasie. Mit der Frage des Dichters: „Was ist Leben?" bricht das Gedicht ab, das man mit Recht mit dem Torso eines phidiassischen Gottes verglichen hat. Weniger glücklich hingegen scheint uns die Zusammenstellung des Gedichtes mit der panathenäischen Pompa, die man aus anderen Rücksichten gemacht hat; viel eher ließe es sich einem Dionysoszug mit seinen wildbewegten Gestalten, seinem orgiastischen Taumel und rasendem Gejauchze vergleichen.

Während Shelley in der Dichtung die Frage nach dem Leben aufwirft, beschäftigte er sich in Wirklichkeit viel mit dem Tode. Am 18. Juni schrieb er an Trelawney, der in Genua weilte, daß er ihm dankbar wäre, wenn er ihm Blausäure verschaffen wollte. „... Ich möchte etwas um diese Medizin geben," sagt er, „... Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich jetzt nicht die Absicht habe, mir das Leben zu nehmen, aber ich gestehe, es wäre mir eine Annehmlichkeit, diesen goldenen Schlüssel zu dem Gemache ewiger Ruhe zu besitzen."[1] Als er mit Mrs. Williams und ihren Kindern eines Tages auf dem Boote fuhr, rief er plötzlich: „Nun lassen Sie uns das große Geheimniß ergründen," und es bedurfte all' der Geistesgegenwart von Mrs. Williams, ihn von diesem Gedanken abzuziehen.[2] Ein Vorspiel ging seiner Katastrophe voraus: er schlug mit seinem kleinen Boote in der Nähe seines Hauses um und wäre rettungslos verloren gewesen,

---

[1] Forman VIII, p. 277. [2] Trelawney I, p. 158 fl.

wenn ihm Trelawney nicht wieder beigesprungen wäre. Trelawney erzählt, daß Shelley mehr um das Boot, als um sich selbst besorgt gewesen, und daß er nicht vor Furcht, sondern vor Vergnügen geschrieen, als sich die schäumenden Wellen über seinem Haupte kräuselten.[1] Während er sich in Lerici verhältnißmäßig wohl befand, stand es um die Gesundheit von Mrs. Mary um so schlimmer. An einem Tage schwebte sie während sieben Stunden in Todesgefahr und wurde nur durch ein kühnes Experiment, das Shelley wagte, wiederhergestellt. Die Sorge um Mary, sowie auch die Einsamkeit und die Nähe des Meeres hatten die Folge, daß er wieder von nervösen Zuständen und Visionen gequält wurde, wie in den schlimmsten Zeiten. Als er eines Abends beim Mondenschein mit Williams auf der Terrasse stand, sah er die kleine Allegra, — die ein Jahr vorher gestorben war —, aus dem Meere steigen, ihm zulächeln und mit den Händen winken; auch sah er auf der Terrasse seine eigene Gestalt, die ihm sagte: „Wie lange glaubst du noch zufrieden zu sein?"[2] Ferner wurde er von seltsamen Träumen gequält. So träumte er kurz vor seinem Tode, nach der Darstellung von Mrs. Shelley, daß Mr. und Mrs. Williams in schrecklicher Verunstaltung, mit zerfleischten Gliedern, mit bleichen,

---

[1] I, p. 154.

[2] S. den Brief von Mrs. Shelley an Mrs. Gisborne vom 15. August 1822 bei Forman VIII, p. 331. Schon früher war seine Phantasie von dem Gedanken der Doppelgängerei ergriffen worden. Im „Entfesselten Prometheus" spricht er davon, wie

"The Magus Zoroaster
Met his own image walking in the garden."

blutbespritzten Gesichtern an sein Bett getreten seien und ihm gesagt haben: „Stehen Sie auf, Shelley, das Meer überfluthet das Haus, und Alles geht unter.“[1] Shelley glaubte, daß er aufstand, auf die Terrasse ging und die Wellen hereinstürzen sah. Aber plötzlich wechselte die Vision, und er sah seine eigene Gestalt, welche sich anschickte, Mrs. Shelley zu erdrosseln. Er rannte in das Zimmer von Mrs. Shelley, wo er erwachte.[2] Das Merkwürdigste ist, daß er auch seinen Freunden in Gesichten erschien. So sah ihn Mrs. Williams auf der Terrasse gehen und plötzlich verschwinden, während er an einem andern Orte weilte, und ebenso sahen ihn Freunde in einem Walde bei Lerici, während er sich thatsächlich anderswo befand. Es sei in diesem Zusammenhange erwähnt, daß er am Abend vor seinem Tode bemerkte: „Wenn ich morgen sterbe, habe ich länger als mein Vater gelebt,“ und Mrs. Williams schrieb in ihrem letzten Briefe an ihn die Worte: „Werden Sie sich zu Ihrem Freund Plato gesellen?“ die eine fürchterliche Bedeutung bekommen sollten. In der Nacht seines Todestages träumte eine Freundin, Mrs. Mason, von ihm, daß er mit bleichem Antlitz und von schrecklicher Melancholie befallen zu ihr gekommen und dann, daß der kleine Percy gestorben sei. Sie erwachte schluchzend aus diesem Traum und sagte zu sich selbst, daß sie in Wirklichkeit den Tod des kleinen Knaben nicht so herb empfinden würde. Wir dürfen nicht

---

[1] A. a. O.

[2] Ungenau erzählt diesen Vorfall Medwin II, p. 300, dem sich Lady Shelley (Memorials p. 191 fl.) anschließt. Vgl. Trelawney I, p. 163.

vergessen, hervorzuheben, daß Mrs. Shelley auf Villa Magni nicht nur leidend, sondern auch im Gegensatz zu ihrem Gatten wie im Vorgefühl nahenden Unheils von einer unüberwindlichen Melancholie befallen war. „Worte können nicht ausdrücken," sagte sie später, „wie ich unser Haus und die Gegend haßte." Es war nicht nur die Einsamkeit, der Mangel an jeglichem Comfort, der sie verstimmte, sondern auch der Charakter der Landschaft. „Die Schönheit der Wälder," sagte sie, „machte mich weinen und schaudern."

Mitte Juni traf Leigh Hunt mit seiner schwerkranken Frau und seinen sieben Kindern in Genua ein und begab sich von hier nach Livorno. Am 1. Juli segelte Shelley mit Williams und Capitän Roberts auf dem „Don Juan" dahin, um den ersehnten Freund zu begrüßen. Er sollte nie wieder nach Villa Magni zurückkehren. Mrs. Shelley war in Verzweiflung über seine Abreise. Sie sagte in einem Briefe an Mrs. Gisborne: „Ich konnte es nicht ertragen, daß er mich verließ. Ich rief ihn zwei- oder dreimal zurück und sagte ihm, daß ich, sollte ich ihn nicht bald sehen, mit dem Kinde nach Pisa kommen würde .... Ich weinte bitterlich, als er wegfuhr." Shelley stürzte Leigh Hunt in Livorno in die Arme und rief: „Ich bin so glücklich, ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin." Er begleitete Hunt in glänzender Stimmung nach Pisa, wo er ihn im Erdgeschosse von Lord Byron's Palast, das er mit seiner Frau für ihn eingerichtet, unterbrachte. Lord Byron hatte inzwischen den Ruf, den er an Leigh Hunt ergehen lassen, längst bereut und fand es höchst unbequem, „einen Mann mit einer kranken Frau und sieben

unerzogenen Kindern" zu Hausgenossen zu haben. Unter solchen Umständen befand sich Shelley, der die Angelegenheit seines Freundes Hunt vertrat, Lord Byron gegenüber in einer sehr schwierigen Lage. So sehr ihn die Unterhandlungen mit Lord Byron auch verstimmten, so freute er sich doch über die langentbehrte Gesellschaft seines Freundes. Er wurde sein Führer durch Pisa, und sie verbrachten, trotz aller Uebelstände, einige vergnügte Tage zusammen.

In der Nacht des 7. Juli fuhr Shelley mit der Post nach Livorno und segelte am Nachmittag des 8. Juli mit Williams und Charles Vivian heimwärts. Es hatte schon längere Zeit eine große Hitze und Dürre geherrscht, und Williams' letzte Notiz in seinem Tagebuche lautet: „Processionen von Priestern und Frommen hatten vor einigen Tagen um Regen gebeten, aber entweder war Gott böse oder die Natur zu mächtig." Trelawney und Capitän Roberts blickten dem Boote mit Ferngläsern nach, bis es im Nebel verschwand. Ermüdet durch die drückende Hitze begab sich Trelawney nach einer Kajüte des „Bolivar" und schlief dort ein. Bald aber wurde er durch den Lärm der Schiffsmannschaft aufgeweckt, welche Vorbereitungen für ein bevorstehendes Ungewitter machte, das bald auch mit Sturm und Regen, mit Blitz und Donner losbrach. Nachdem es vorüber war, spähten Trelawney und Roberts abermals nach dem Schiffe, in der Hoffnung, daß ihre Freunde zurückkehren würden. Doch war jede Spur von ihnen verschwunden. Nachdem Trelawney noch zwei Tage in Livorno verharrt und sich bei allen einlaufenden Schiffen ohne Erfolg nach dem

„Don Juan" erkundigt, ritt er nach Pisa und theilte Lord Byron und Leigh Hunt seine Befürchtungen mit. Lord Byron's Lippen zitterten und seine Stimme bebte, als er es hörte; Leigh Hunt wurde sprachlos. Trelawney sandte einen Courier aus, die Küste bis Nizza zu untersuchen, ließ den „Bolivar" am Ufer kreuzen und ritt selbst nach Via Reggio. Unterdessen vermochten Mrs. Shelley und Mrs. Williams die Ungewißheit nicht länger zu ertragen. Sie wußten nicht, daß Shelley und Williams am 8. Livorno verlassen hatten, als am 12. ein Brief von Leigh Hunt an Shelley eintraf und ihnen diesen Umstand verrieth. Verzweiflungsvoll, doch nicht ganz hoffnungslos fuhren sie noch am selben Tage nach Pisa und langten um Mitternacht im Palaste Lafranchi an. Marmorbleich trat Mrs. Shelley in das Zimmer Lord Byron's, eher einem Geiste als einem menschlichen Wesen ähnelnd, heftig um Auskunft nach ihrem Gatten begehrend, die ihr jedoch nicht gegeben werden konnte. Nun sandten auch die beiden Frauen Couriere aus, die Küsten zu durchforschen. Noch gaben sie die Hoffnung nicht auf und meinten, das Schiff könnte nach Elba oder Corsika verschlagen worden sein. Als sie auf der Rückkehr von Pisa nach Lerici Via Reggio erreichten, hörten sie die erste Nachricht, welche sie zu den schlimmsten Befürchtungen veranlassen mußte; sie erfuhren von Trelawney, mit dem sie dort zusammentrafen, daß ein Schiffchen, ein Wasserfaß und Flaschen gefunden worden seien, die er in Sicht genommen und als zu Shelley's Schiff gehörig befunden hatte. Trelawney war es auch, welcher alle ferneren Nachforschungen machte. Viele Tage patroullirte er selbst mit den Küstenwächtern

die Küsten entlang. Endlich, am 22. Juli, wurden zwei Leichname am Ufer entdeckt, einer in der Nähe von Via Reggio, der andere drei Meilen von ihm entfernt, in der Nähe der Stadt Migliarino. Trelawney nahm sie in Sicht, und seine schlimmsten Befürchtungen zeigten sich als begründet. Er erkannte in dem ersten Leichnam Shelley, in dem zweiten Williams. Shelley's Gesicht und Hände und die Körpertheile, welche nicht durch die Kleidung geschützt gewesen, waren vollständig fleischlos. Er hatte „einen Band Aeschylos in der einen Tasche, die Gedichte von Keats in der anderen," und scheinen die letzteren in der Hast eingesteckt worden zu sein. Williams' Leichnam war bei Weitem mehr entstellt und aller Kleidung entblößt, so daß ihn Trelawney nur an dem Schnupftuch, das er um den Hals geschlungen, und an einem Schuh erkennen konnte. Eine Woche später wurde vier Meilen von den anderen entfernt ein dritter Körper gefunden, wahrscheinlich derjenige von Charles Vivian, der jedoch nur mehr ein Skelett war, so daß die Identität nicht festgestellt werden konnte.

Alle Autoritäten stimmen in der Ansicht überein, daß der „Don Juan" nicht ein Opfer des Sturmes und der Wellen gewesen sei. Capitän Roberts, der das Wrack des „Don Juan" entdeckte und ihn nach dem Golf brachte, bemerkte, daß viele Balken des Steuerbordes gebrochen waren, was nur aus dem Umstand erklärt werden kann, daß das Schiff von einem andern niedergerannt worden sei. Es ist dies allem Anschein nach mit Absicht geschehen. In dem Postscript jenes denkwürdigen Briefes von Mrs. Shelley an Mrs. Gisborne, in dem sie das Verhängniß ihres Lebens mit

dramatischer Lebendigkeit erzählt, wird bemerkt, daß ein Fischerboot den „Don Juan" sinken sah. Obwohl die Mannschaft leugnete, daß das Wrack desselben sichtbar war, sah Capitän Roberts, der auf das Bord des Fischerbootes ging, doch einige Ruder, welche er als zu dem „Don Juan" gehörig erkannte. Dieser Umstand ist noch schwerwiegender als das Geständniß, das ein alter italienischer Fischer vor einigen Jahren auf dem Sterbebette gethan hat, daß er einer von jenen gewesen sei, welche Shelley's Boot niederrannten, in der Meinung, der reiche Lord Byron befinde sich mit Geldsäcken darauf.[1]

Trelawney hatte nun die Pflicht, den beiden jungen Wittwen, welche diese lange Zeit in der Seelenpein der Verzweiflung verbracht, die letzte schreckliche Wahrheit zu enthüllen, und er unterzog sich dieser Pflicht mit Zartheit und Festigkeit. „Am nächsten Tage," sagt er, „schlug ich ihnen vor, nach Pisa zurückzukehren. Den Jammer dieser Nacht und der Reise am nächsten Tage, und vieler Tage und Nächte, die folgten, kann ich weder beschreiben noch vergessen." Es wurde bestimmt, daß die Leichname nach antiker Sitte verbrannt würden, und Trelawney, der Alles leitete, wandte sich an den englischen Gesandten, Mr. Dawkins, die Erlaubniß hierzu zu erwirken. Der Energie des letzteren gelang es auch, alle Schwierigkeiten zu besiegen, welche man einem solchen in diesen Gegenden unerhörten Vorgehen entgegensetzte. Am 15. August wurde Williams' Leichnam verbrannt, am nächsten Tage fand die Verbrennung von Shelley's Ueberresten statt, eine

---

[1] Trelawney I, p. 196 ff.

Vernichtung, die wohl ganz nach seinem Sinne war. Als der Leichnam aufgefunden worden war, waren drei weiße Hölzer in den Sand gesteckt worden, um den Ort zu bezeichnen, wo er lag; da die Hölzer aber weit von einander waren, so brauchte es am Tage der Verbrennung eine Stunde, bis man die Stelle wiederfand. Indessen waren Byron und Leigh Hunt in der Equipage des ersteren angekommen, begleitet von Soldaten und einem Sanitätsoffizier. „Die einsame und großartige Landschaft, die uns umgab," sagt Trelawney, „stimmte so vollkommen zu Shelley's Genius, daß ich mir einbilden konnte, sein Geist schwebe über uns. Die See mit den Inseln Gorgona, Capri und Elba lagen vor uns; alte mit Zinnen versehene Wachtthürme erstreckten sich die Küste entlang, im Hintergrunde die Marmorhäupter der Apenninen in der Sonne leuchtend, malerisch in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, und weit und breit keine menschliche Wohnung. Als ich dachte, welch' ein Entzücken Shelley, als er lebte, in solchen einsamen und großen Gegenden fühlte, dachte ich, daß wir nicht besser wären, als eine Heerde Wölfe oder ein Rudel wilder Hunde, weil wir seinen zerstörten und nackten Körper aus dem reinen gelben Sand zogen, der so leicht auf ihm ruhte, um ihn wieder an's Tageslicht zu schleppen; doch der Tod hat keine Stimme, und ich hatte keine Macht, die entweihende Handlung zu hindern. Das Werk geschah in dem tiefen, nachgiebigen Sand, kein Wort ward gesprochen . . . Byron war schweigsam und gedankenvoll. Wir erschraken und fuhren zusammen, als bei dem Schlag der Hacke ein dumpfer, hohler Laut entstand; das Eisen hatte den Schädel getroffen,

und der Körper war bald freigemacht ... Als das Feuer stark brannte, wiederholten wir die Ceremonie vom vorhergehenden Tage, und es wurde mehr Wein auf Shelley's todten Körper gegossen, als er jemals im Leben genossen hatte. Der Wein, das Oel und Salz bewirkten, daß die gelben Flammen glänzten und zitterten. Die Hitze der Sonne und das Feuer waren so stark, daß die Luft bebte und wogte ... sie war so heftig, daß sie wie Weißglühhitze auf Eisen wirkte und seine Ueberreste zu grauer Asche verbrannte. Die einzigen Theile, die nicht verzehrt wurden, waren Stücke der Beine, der Kinnlade und des Schädels; was uns aber Alle verwunderte, war, daß das Herz ganz blieb. Indem ich dies Ueberbleibsel aus dem feurigen Ofen rettete, verbrannte ich mir sehr stark die Hand ..."

Lord Byron, auf welchen der Anblick zu überwältigend wirkte, zog sich bald nach der Küste zurück, wo der „Bolivar" lag; Hunt blieb im Wagen.

Hunt wurde das Herz Shelley's übergeben, und von ihm gelangte es nicht ohne unziemlichen Streit in die Hände derer, die das höchste Anrecht darauf hatte. Trelawney sammelte die Asche in einer Urne, die er auf dem „Bolivar" nach Livorno führte, wo er sie an Mr. Freeborne, dem englischen Consul in Rom, sandte. Erst in der ersten Dezemberwoche 1822 traf sie jedoch dort ein. Obwohl Trelawney den Consul gebeten, die Urne bis zu seiner Ankunft in Rom aufzubewahren, war dieser doch genöthigt, die Beisetzung auf dem neuen englischen Friedhofe schon vorher vorzunehmen. Es geschah am 21. Januar 1823. Als Trelawney im Frühling dieses Jahres endlich nach Rom kam, fand er das Grab

Shelley's inmitten einer Menge anderer Gräber. Er ließ die Urne deshalb exhumiren und unter der Pyramide des Cestius beisetzen, unter der sich damals noch wenig Gräber befanden. Hunt verfaßte die Grabschrift, welche lautet: „Percy Bysshe Shelley, Cor Cordium, Natus IV. Aug. MDCCXCII. Obiit VIII. Jul. MDCCCXXII." Trelawney fügte pietätsvoll drei Zeilen aus Shakespeare's „Sturm" bei, eine Dichtung, welche Shelley im Leben besonders geliebt:

"Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange."

Trelawney war es auch, welcher um das Grab Shelley's Cypressen pflanzte.

Es liegt etwas mächtig Ergreifendes in dem Gedanken, daß Shelley in dem Elemente den Tod fand, das er im Leben so schwärmerisch geliebt, daß er dahinging, um mit dem griechischen Dichter zu sprechen, wie ein Liebling der Götter, in jungen Jahren, mit ungebrochenem Glauben an seine Ideale. Allein ist der Gedanke auch schön, so vermag er uns doch nicht über den Verlust zu trösten, den die Welt durch diesen vorzeitigen Untergang erlitten. Shelley's früher Tod gehört zu den beklagenswerthesten Ereignissen in der Geschichte der Helden dieser Welt. Er, der dazu berufen gewesen, den höchsten Lorbeer in der Poesie zu erringen, wurde hinweggerafft, bevor sein Genie seinen Gipfelpunkt erreicht, und eine Welt, deren Größe und Schönheit wir nur ahnen können, wurde von den Wellen verschlungen und zerstört.

Nichts aber wäre ungerechter und unangemessener,

als ein Buch über Shelley mit der Klage um dessen frühzeitiges Ende beschließen zu wollen, würde ein solcher Abschluß doch den grundfalschen Gedanken enthalten, als hätten sich die Persönlichkeit und schöpferische Thätigkeit Shelley's, wenn sie auch eine seltene Entwickelung für die Zukunft versprachen, während seiner kurzen Lebenszeit doch als etwas Unfertiges dargestellt.

Wo wir Shelley's Leben, seine Anschauungen und seine Werke kennen gelernt, erübrigt uns noch die Aufgabe, Werth und Bedeutung seiner Persönlichkeit, seines Denkens und Dichtens schärfer zu bestimmen, als dies im Verlaufe unserer Darstellung möglich gewesen ist.

XXIV.

Schlußwort.

Shelley gehört zu den merkwürdigsten Gestalten dieses Jahrhunderts, und, fügen wir hinzu, er war nur in diesem Jahrhundert möglich, und manche Züge, die er offenbarte, konnten nur zu Beginn desselben in Erscheinung treten. Sein Wesen trug durchaus den Stempel der Originalität, er war im höchsten und besten Sinne des Wortes eine Einzigkeit. R. Garnett hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß man gewisse Züge in Shelley's Wesen, wie z. B. den weltflüchtigen Drang, die Milde, das weibliche Element, zu stark betont und darüber vergißt, daß auch die Gegensätze bei ihm vorhanden waren. Und an Contrasten, an seltsamen Widersprüchen war Shelley's Wesen ungemein reich.

Wer ihn persönlich kennen lernte, sah sogleich Eins: daß er anders war als die Anderen. Er offenbarte die Merkmale und Eigenschaften der Künstlernatur in eigenthümlichster und ausbündigster Weise, deshalb hat auch sein Leben einen romantischen und hochpoetischen Charakter und bildet einen seltsamen Gegensatz zu den gewöhnlichen Menschenleben. Wie sollen wir uns Shelley an Ausübung

eines äußeren Berufes gebunden denken, der regelmäßige Thätigkeit und Concentration auf ein begrenztes Gebiet erfordert hätte? Er besaß eine entschiedene Abneigung gegen eine derartige Beschränkung und konnte sich selbst dann nicht zur Uebernahme einer solchen entschließen, wenn er dadurch ideelle Erfolge hätte erringen können, wie wir z. B. aus seiner Unfähigkeit ersehen, sich für die parlamentarische Laufbahn zu entscheiden.

Faßt man Shelley's moralische Natur ins Auge, so ist das Erste, was man hervorheben muß, seine Liebesfülle. Cor cordium war die treffendste Bezeichnung für ihn. Liebe gab seinem Leben, seinen Anschauungen und seiner Poesie im Wesentlichen ihre Färbung. Sein ausbündiger Liebestrieb ist vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet ebenso interessant, als er vom ethischen aus betrachtet erhebend ist. Seine Sympathie war kein passives Mitgefühl, es war werkthätige Liebe. Eine größere Selbstentäußerung, eine innigere Hingebung an Andere, eine energischere Bethätigung des Mitgefühls ist nie dagewesen. Diese nach außen drängende Liebesfülle hätte sein Wesen zerstören müssen, hätte nicht ein ebenso glühender persönlicher Freiheitstrieb in ihm gelebt, der das Gleichgewicht wieder herstellte. Nehmen wir zu diesem Liebes- und Freiheitsdrang — sofern der letztere aus einer reinen Quelle kam — seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit, seine Toleranz, seine Kindlichkeit und Unschuld hinzu, so bekommen wir das Bild einer Persönlichkeit, die ihres Gleichen sucht, wie sie schöner kaum gedacht werden kann. Doch war Shelley nicht fehlerlos, sein Leben nicht frei von Irrungen. Diese aber wur-

zelten fast insgesammt in seinem Widerstandsgeiste, insofern derselbe nicht aus einer reinen Quelle kam. Er verfiel oft in blinde Oppositionssucht, er gab den Antrieben seines eigenen Herzens zu leicht nach; er, der Toleranz predigte, verfiel selbst häufig in Intoleranz und bekundete oft einen Mangel an natürlicher Pietät. Andere Fehler als diese werden wir indeß kaum in seinem Wesen entdecken können. Diese Irrthümer aber mußte er schwer büßen. Sein Leben ist eine Tragödie, und wenn er fehlte, trug er immer mit heroischem Muthe die Folgen.

Shelley war hervorragend philosophisch, noch mehr aber war er reformatorisch veranlagt. Diese Vereinigung ist eine seltene. Der Philosoph verfolgt in der Regel nicht die Tendenz, praktisch auf die Gemüther einzuwirken, dem Reformator fehlt gewöhnlich der weite Blick des Philosophen. Vom Philosophen hatte Shelley den Drang, über die Erscheinungswelt hinauszugehen und nach einem Welturgrund zu forschen, sich auf allen Gebieten zum Allgemeinen zu erheben, die Neigung zum Argumentiren und zur scharfen Begriffsbestimmung, das Bedürfniß, über den Menschen und dessen Bestimmung zu reflectiren. Indeß war er im Bereiche philosophischer Ideen weder hervorragend productiv, noch besaß er wissenschaftliche Genauigkeit genug, um sich zu bemühen, eine rationelle Basis für seine Anschauungen zu gewinnen. Ein Grundzug seines Wesens war die Abneigung gegen Details, gegen das Sammeln und Zusammenstellen von Thatsachen. Diese Eigenschaft war ein Hauptgrund, weshalb er es in der Wissenschaft zu keinem hervorragenden Erfolge brachte, weshalb ihm auch der Name eines wissenschaftlichen Philo-

sophen versagt werden muß, muß der wissenschaftliche Denker außer der Fähigkeit, Ideen zu bilden, doch auch das Bestreben besitzen, in der Wirklichkeit eine Grundlage für diese Ideen zu gewinnen. Wie William Blake hatte er ein festes Zutrauen zu den Eingebungen seiner Phantasie und vernachlässigte darüber die Prüfung und Begründung derselben durch die Organe der wissenschaftlichen Erkenntniß. Ist seine philosophische Begabung daher nur eine halbe zu nennen, so offenbart er dagegen alle Züge des Reformators, wie festen Glauben an die eigenen Anschauungen (gegenüber denjenigen der Welt) und den eigenen reformatorischen Beruf, Ueberzeugungstreue, Consequenz und den Muth, gegen eine Welt in die Schranken zu treten. Man vergißt, indem man Shelley mit Ariel, Mignon und anderen Gestalten der Poesie vergleicht, nur zu leicht, daß der Ernst des Priesters und die Herzensgluth und die Glaubensstärke des Reformators und Propheten in ihm wohnten.

Von Jugend auf fühlte Shelley den Drang, seine Empfindungen in Lehren, Maximen und Principien zu verwandeln. Shelley war vielfach ein Nachfolger und Geistesverwandter Rousseau's, so schon in Bezug auf den Charakter der Denkweise, den vollkommenen Subjectivismus. Merkwürdig ist, nebenbei bemerkt, daß sich Shelley weit mehr von William Godwin abhängig fühlte, der ja auch in mancher Hinsicht, als Erbe und Nachfolger Rousseau's bezeichnet werden muß, als von Rousseau selbst. Shelley's Anschauungen über den Menschen, seine Verwerfung der Gesellschaft, sein Appell an die Natur, sein republikanisches Staatsideal, all' das war Rousseauisch.

Dagegen wich er von seinem großen Vorbild auch wieder ebenso wie Godwin in manchen Punkten ab, so z. B. durch seinen Glauben an die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit. Shelley stand im Gegensatz zu Rousseau auf der Seite des Fortschrittes. In „Königin Mab" fällt ihm das Millennium allerdings noch mit der Rückkehr zum Naturzustande zusammen. Allein er gelangte später zu einer höheren Anschauungsweise. Sein Zukunftsstaat, dessen politische Form die Republik, verbindet die ganze Menschheit zu einer großen Brüderschaft. Das Grundgesetz dieses Staates, welches alle bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze ausschließt, sowie es die absolute Freiheit in sich schließt, ist die Liebe, und zwar die zum bewußten Princip des Lebens erhobene Liebe Aller für Alle. Es regelt das Verhältniß der Einzelnen zu einander wie zum Ganzen, sowie es auch die innere Entwicklung jedes Einzelnen bestimmt, indem jeder seine geistigen und sittlichen Anlagen zum Wohle der Anderen möglichst übt und stärkt. Bevor Shelley das Bild seines Idealstaates aufstellte, mußte er das Bild eines Idealmenschen haben. Shelley's Idealmensch war er selbst. Die künftige Menschheit, von der er träumte, war eine Gesellschaft von Shelley's. Selten fand ein Reformator, ein Denker so viel trefflichen Stoff in sich selbst, um ein Ideal daraus zu bilden; kaum hat ein Denker und Reformator seine Lehren und Principien im Leben mit solcher Consequenz durchgeführt wie Shelley. Freilich ging er sowohl auf der positiven als auf der negativen Seite seiner Anschauungen viel zu weit. Bei der ungestümen und schrankenlosen Freiheits- und Menschen-

liebe, die ihn verblendete, verdammte er so manche Einrichtungen, welchen der Philosoph, der Ausnahmsmensch, wohl entrathen kann, die aber für die Menge eine nothwendige Fessel, ein unentbehrlicher Halt sind, und die kaum je werden beseitigt werden können, soll die Lage der Gesellschaft nicht noch mehr verschlimmert werden. Er glaubte durch Wegräumung jeder Schranke den Gott im Menschen zu erlösen und sah nicht, daß manche Schranke bestehen müsse, um das Thier in ihm niederzuhalten. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß Shelley ein Feind von Gewaltmaßregeln war, daß er sich den künftigen Weltumschwung auf dem Wege einer inneren Revolution, einer inneren Befreiung der Menschheit zu bewerkstelligend dachte, welche die äußere Freiheit zur Folge haben sollte. Durch dies Betonen einer Umgestaltung von innen nach außen zeigt er sich als Geistesverwandter Goethe's und Schiller's, wie sehr sein Mensch auch von dem der deutschen Dichterheroen, und besonders von demjenigen Goethe's, verschieden war. Shelley wünschte nicht wie Rousseau, daß die Menschheit im Naturzustande geblieben wäre und er sah ein, daß eine Periode der Bevorrechtung eintreten mußte, bevor eine Periode gebildeter Gleichheit existiren konnte. Nur meinte er, daß der Uebergang der Menschheit von der „Gesellschaft" in jene höchste Entwicklungsphase schon längst hätte erfolgen können. Shelley war ganz unhistorisch angelegt, er sah nicht, daß sich mit der Geschichte füglich nicht rechten lasse, daß jede Entwicklungsstufe der Menschheit ihre Berechtigung habe und daß selbst scheinbar verderbliche Einrichtungen oft nothwendig sind und einen guten Keim in sich bergen. Aber seine

Opposition hatte auch viel Wahres und Berechtigtes. Der Muth, mit dem er gegen die Despotie der Regierungen, gegen die Intoleranz, gegen all die politischen und socialen Gebrechen, die zu jener Zeit entweder England allein oder dem ganzen Europa anhafteten, auftrat, und deren theilweise Beseitigung den Freiheitsbewegungen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelungen ist, wird ihn stets zum Gegenstand unserer begeisterten Verehrung machen. Er hat dem modernen Freiheitsgefühl den idealsten und schwungvollsten Ausdruck gegeben und ist dadurch eine der hinreißendsten Gestalten der modernen Welt geworden. Auch auf der positiven Seite seiner Anschauungen liegt viel Falsches. Es gehört all' sein Optimismus dazu — und er ist durch diesen so recht ein Sohn der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts —, um sich bei der Lehre vom Geiste der Liebe und Schönheit beruhigen zu können, und ein objectiver, ein wissenschaftlicher Beurtheiler der menschlichen Natur wird Shelley's Ideen von der ursprünglichen und essentiellen Güte des Menschen, von der Willensfreiheit und der höchsten, allgemeinen Fortschrittsfähigkeit der Menschheit nicht theilen können. In die Region eines Fourier und anderer Utopisten geräth Shelley geradezu, wenn er sich in Träume vom tausendjährigen Reiche, von dem wunderbaren Wechsel in der Natur, der mit einem solchen des menschlichen Herzens Hand in Hand gehen soll, verliert. Es muß eine eigenthümliche Atmosphäre gewesen sein, die zu Beginn dieses Jahrhunderts, wenn ein so klarer Geist, wie derjenige Shelley's, an solchen Vorstellungen Gefallen finden konnte. Allein mögen wir auch

weit davon entfernt sein, seine Anschauungen zu theilen — und er selbst hatte Augenblicke, wo die Einwendungen seines scharfen Verstandes Zweifel in ihm aufregten —, so wird uns das Bild des Idealmenschen und Idealstaates, das er aufgestellt, doch erquicken. Shelley war seinen Zeitgenossen zu weit voraus, als daß er auf dieselben hätte einwirken können. Erst für die Nachwelt ist er wirksam, ist er ein Reformator geworden, insofern nämlich, als er immer Menschen zur inneren Befreiung verhelfen und sie zum Bewußtsein ihrer höchsten Menschenziele geleiten wird. Sein Lebenswerk war nicht umsonst gethan, für die Nachwelt ist sein Idealismus zur praktischen Macht geworden. Aber noch hat derselbe eine andere Beziehung zur modernen Welt. Shelley fühlte die Liebe als tiefstes Weltgesetz; von einem Geiste der Liebe dachte er sich die Welt durchpulst, der endliche Sieg der Liebe war seine höchste Hoffnung. In einem beschränkten Sinne ist Shelley, wie wir einräumen müssen, immerhin Prophet gewesen, erwägen wir, daß das Mitleid heute in der That eine größere Rolle spielt als ehedem, daß die Menschen mehr für einander sorgen und an einander denken, daß sich unsere Zeit humaner Einrichtungen und Stiftungen rühmen kann, die früheren Epochen vollständig fremd waren. Wer aber will sagen, ob dieser schöne Zug mit den Generationen wachsen und sich verallgemeinern wird, ob diejenigen, welche von der Religion nicht mehr befriedigt und für die Philosophie doch nicht geschaffen sind, dereinst in dem Shelley'schen Geiste der Liebe Ersatz für die Religion finden werden?

Wenden wir uns zu dem Organ, durch welches

Shelley der Welt seine Ideen und Wünsche mittheilte: zu seiner Poesie. Shelley würde es einem Beurtheiler wenig gedankt haben, der seine Dichtungen nur nach ihrem künstlerischen Werthe geschätzt hätte. Nach den letzten Worten seiner „Defence of Poetry“ sind die Dichter die „ungekannten Gesetzgeber der Welt“. In seinen Augen galten deshalb nur jene dichterischen Schöpfungen für voll, welche einen größeren Gedankengehalt besitzen, durch den sie reformirend auf das Bewußtsein der Menschen einzuwirken vermögen. Er betrachtete seine eigene Poesie im Wesentlichen nur als Mittel, seine Mitmenschen in dieser Weise zu beeinflussen. Seine Anschauung von der Kunst war also der Gegensatz von jener akademischen, welche dieselbe als Selbstzweck betrachtet und ihr Wesen ausschließlich in die Form legt, während sie den Inhalt für gleichgiltig erklärt.

Shelley war als Dichter kein Talent, er war ein Genie. Damit ist nicht gesagt, daß sein dichterisches Wesen nicht große Fehler gehabt hätte, die er mit fortschreitender Entwickelung zu überwinden hatte. Er schuf allerdings unter dem Zauber einer hinreißenden Inspiration, aber in seinen Jugendgedichten zumal zeigt sich im Gedankengange oft eine gewisse Hast und Ueberstürzung, ein Mangel an Wahrheit und an logischem Zusammenhang, auch fehlt dem Ausdruck derselben oft die Correctheit und Bestimmtheit. So kommt es, daß manche seiner Dichtungen mehr den Eindruck von Naturerzeugnissen als von Kunstwerken machen. In „Königin Mab“, in „Laon und Cythna“ zeigte er noch nichts von künstlerischer Ruhe und Besonnenheit. „Laon und Cythna“ besonders ist voll von

Ungereimtheiten, und es ist nicht möglich, bei diesem Gedichte zu einem reinen Genusse zu gelangen. Andere Fehler, die Shelley zu überwinden hatte, waren Weitschweifigkeit und der Hang zur Didaktik. Letzterer macht sich in „Königin Mab“ in geradezu widerwärtiger Weise geltend. Aber er überwand ihn rasch, und im Vorworte zum „Entfesselten Prometheus“ drückte er seinen Abscheu vor didaktischer Poesie aus. Rügt man jene Fehler der Shelley'schen Dichtung, so muß man immer beifügen, daß sie hauptsächlich Fehler seiner Jugendgedichte waren, und daß er unablässig bemüht war, sie abzustreifen. Es ist wahr, Shelley zeigte sich der Welt nicht sogleich als Künstler, aber er war von dem Eifer beseelt, ein solcher zu werden. Auch sein künstlerischer Entwickelungsgang ist ein Beweis für seine rastlose Energie.

Durch seinen großen Gedanken- und Gefühlsreichthum wurde Shelley auf die Lyrik gewiesen, das Wort im weitesten Sinne genommen. Seine größten Leistungen liegen auf diesem Gebiete. Er war der größte Lyriker Englands und einer der größten aller Zeiten. Seine Seele strömte wundervolle Musik aus und zwar die reinste, zaubervollste, ätherischste, die je einem Dichterherzen entrauscht ist; seine Seele war wie eine Aeolsharfe, der jeder Impuls herrliche Melodien entlockte. Lied, Elegie, Hymne, Dithyrambus und Rhapsodie finden wir in seiner Lyrik und jede dieser Arten durch unsterbliche Gedichte vertreten. Wenn er den sanfteren Wellenschlag der Gefühle mit einem Schmelze ganz eigener Art ausdrückt, und wenn dann sein Geist wie eine rein-leuchtende Flamme gegen Himmel zu steigen scheint, so hat hingegen der Ausdruck

seiner Leidenschaft oft eine dunkle, fieberhafte Gluth, einen verzehrenden, einen dämonischen Charakter. Doch sind seine Empfindungen oft mehr innig und feurig, seine Gedanken oft mehr schön und hoch als tief. Der Schritt seiner lyrischen Muse ist meist graziös. Sie ist flüchtig wie die Libelle, aber sie kann auch Majestät entfalten. Als Rhythmiker nimmt Shelley vielleicht die erste Stelle in der englischen Literatur ein.

Wollen wir die Gebiete bezeichnen, in welchen sich Shelley am wohlsten fühlte, so waren dies Mythus und Natur. Er war nächst William Blake der größte Mythopoet Englands. Während Blake's Mythopoesie einen orientalischen Zug hat, nähert sich diejenige Shelley's der griechischen. In Bezug auf Naturempfindung steht Shelley unter allen Dichtern einzig da. Während Wordsworth's Naturgefühl einen moralischen und pietistischen Beigeschmack hatte, betete Shelley die Natur wie eine Geliebte an. Er konnte sich mit Aktäon vergleichen, den der Anblick der nackten Natur zerrissen hat. Man kann bei anderen Dichtern leidenschaftlichere und wohl auch tiefsinnigere Apostrophen an die Natur finden, keiner aber liebte sie mit einer so innigen, so umfassenden Liebe, keiner durchdrang sie derart mit Geist und Seele.

Obwohl Shelley's Phantasie einen weltflüchtigen Zug hatte, war sie doch auch in der Menschenwelt heimisch. Er hat in „Julian und Maddalo" ein Lebensbild von einer idealen Feinheit geschaffen, daß sich ihm in der englischen Poesie nichts an die Seite stellen läßt, und in den „Cenci" ein Drama, das in Aufbau und Charakteristik die Meisterhand verräth. Seit Shakespeare war

in England kein größeres Drama geschrieben worden. Besonders der letzte Akt dieser Dichtung zeigt eine delikate Naturtreue, eine Fähigkeit, feine Seelenprocesse und allmähliche Empfindungsübergänge nachzufühlen, wie wir Aehnliches nur bei Shakespeare finden. Dieser Akt, sowie die wenigen Scenen von „Charles I." beweisen, daß Shelley dazu berufen gewesen wäre, in der Reihe der ersten Dramatiker zu stehen.

Mit Lyrik, Lebensbild und Drama sind aber seine Gebiete noch nicht erschöpft; es kommt hierzu noch die Satire, die allerdings selbst gewissermaßen in den Bereich der Lyrik gehört. Shelley griff nur selten zu dieser Waffe, wenn er es aber that, so konnte er furchtbar werden und Bilder und Bezeichnungen für seine Opfer finden, die dieselben für immer brandmarkten. Er war in der Satire direkt und antik. Es war etwas von Archilochos' vernichtender Wucht und von Aristophanes' Genie für die Caricatur in ihm. Dagegen besaß Shelley einen vollständigen Mangel an Humor, der für ihn als Engländer besonders auffallend ist. Dieser Mangel wird uns hauptsächlich aus seinen Briefen klar.

Shelley knüpfte an keinen anderen Dichter, an kein bestehendes poetisches System an. Schon in seinem Jugendwerke „Königin Mab" offenbarte er eine bemerkenswerthe Originalität und ist Originalität doch das, was man bei jungen Dichtern am seltensten findet. Zugleich zeigte er sich schon bei seinem ersten Auftreten dem Klassicismus entwachsen, dessen Gegner er auch Zeitlebens blieb. Obwohl Shelley in so hohem Grade ursprünglich war, hat er doch auch mit anderen Dichtern Züge gemein. So

zeigt seine Phantasie zuweilen eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen Blake's, wie auch mit derjenigen Dante's. Ueber den griechischen Charakter seiner Mythopoesie und seiner Satire haben wir eben gesprochen, auch durch sein feines, empfindliches Schönheitsgefühl nähert er sich den Griechen. Von einer directen Einwirkung, die er von anderen Dichtern empfangen, kann nur wenig die Rede sein. Die „Cenci" erinnern zwar an die Schauertragödien des alten Ford, diese Aehnlichkeit ist jedoch eine mehr äußerliche und gewiß ist, daß Shelley das schreckliche Thema der „Cenci" unabhängig von jenem Dramatiker ergriffen und behandelt hat. Hingegen hat er sowohl in den „Cenci", als auch in den Scenen von „Charles I." Impulse von Shakespeare empfangen, aber die Rückstrahlung derselben ist durchaus originell. Es ist bedeutsam, daß sich unter der Unmasse von verläumderischen Beschuldigungen, welche zu seinen Lebzeiten von der englischen Journalistik gegen ihn erhoben worden sind, die des Plagiats nicht befindet.

Ein Vorwurf, den man häufig gegen Shelley's Poesie erhebt, ist der, daß ihr die Plasticität fehle. Er ist jedoch ungerecht und beruht auf einer Verwechslung von Plasticität und Realismus. Realistische Plastik finden wir bei Shelley allerdings nicht oder selten, dagegen ist er doch in seiner idealen Sphäre plastisch. Allerdings wirkt er vornehmlich musikalisch, deshalb ist aber die feste Form doch nicht in Musik bei ihm aufgelöst. Oder sollen wir lieber sagen, Shelley zeichnete scharf und bestimmt, als er bildete plastisch? Allerdings ähneln viele seiner Schilderungen eher feinen Federzeichnungen als plastischen Ge-

bilden. Wie nebelhaft, wie verschwommen die Umrisse von „Laon und Cythna" auch sind, so finden sich doch auch hier schon Einzelheiten, welche die Meisterhand verrathen, die eines Blake würdig wären. Im „Entfesselten Prometheus", im „Triumph des Lebens" ist, obwohl die Gebiete dieser Dichtungen Mythus und Allegorie, doch alles klar vorstellbar, überall feste Form, und manche Bilder sind mit geradezu bewundernswerther Feinheit und Präcision ausgeführt. Welche Schilderungskraft offenbaren ferner die Schlachtenberichte in „Hellas". In den „Cenci" endlich hat Shelley Gestalten mit Fleisch und Blut dargestellt, und man sollte sich in Anbetracht dieser Dichtung allein besinnen, bevor man Shelley die Gabe der Plasticität abspricht.

Mehr Berechtigung hat der Vorwurf: daß Shelley's Poesie zu geistig, zu ideal sei. Jene Dichtung wird den harmonischsten und künstlerischsten Eindruck auf uns machen, bei welcher sich das reale und das ideale Moment im Gleichgewicht befinden. Können wir es nicht billigen, wenn das erstere zu sehr die Oberhand hat, so empfinden wir es doch auch als etwas vom künstlerischen Standpunkte aus Unzukömmliches, wenn das letztere zu sehr vorherrscht. In Shelley's Dichtungen ist das reale Element fast ausgelöscht. Wohl war Shelley's Gesang der reinste, der himmlischste, der ätherischste, der je erklungen ist, aber wir verlangen von einem Dichter im Grunde Menschen- und nicht Engelsgesang. Sehr richtig bemerkt Masson, daß Shelley's Poesie wie ein geistiger Aether ist, den man geathmet, in dem man einige Zeit gelebt haben muß, bevor sein Einfluß fühlbar wird. Diese Unzugänglich-

keit unterscheidet Shelley aber in künstlerischer Hinsicht nicht zu seinem Vortheile von anderen großen Dichtern. Indessen wird der reine Kunstgenuß durch die ungewöhnliche ideale Höhe, zu der wir uns bei Shelley zu erheben haben, beeinträchtigt, so weht eben auf dieser Höhe eine Luft, so stark, so elektrisch, so rein, daß wir eine seltsame Erquickung und Stärkung durch sie erfahren.

Unter den großen englischen Dichtern zu Beginn dieses Jahrhunderts ist Shelley derjenige, der durch seinen hinreißenden Idealismus am meisten Bedeutung für sein Vaterland bekommen hat. Denn an jener Eigenschaft, die er selbst in fast überschwänglicher Weise besaß, ist seine Nation arm und ein Geist wie er thut ihr Noth. Er ist eine merkwürdige Erscheinung unter den Engländern und er war nahe daran, sich von allen Schranken des englischen Nationalgeistes zu befreien. Vergleichen wir ihn mit den anderen zeitgenössischen englischen Dichtern, so sehen wir, daß er sie alle außer durch seine ideale Kraft durch die Größe seines lyrischen und dramatischen Genies, durch die Vielseitigkeit seiner dichterischen Anlagen, durch die Weite des Blickes übertroffen hat. Am meisten Verwandtschaft zeigt Byron mit ihm, trotz der tiefgehendsten Verschiedenheit, die in Bezug auf Temperament, Empfindungsweise, Charakter und Weltanschauung zwischen ihnen herrschte. Beide waren sie vornehmlich Lyriker, beide waren Sänger der Freiheit, beide waren machtvolle revolutionäre Geister, beide lebten mit der englischen Gesellschaft in Fehde und forderten Fürsten und Potentaten vor den Richterstuhl der Gerechtigkeit. In-

deß war Shelley bei Weitem der kühnere, er geht in seiner Opposition viel weiter als Byron und seine Freiheitsliebe war größer und reiner. Byron gab ihren gemeinschaftlichen Tendenzen vermöge seiner wuchtigeren, jedoch weniger edlen Individualität aber den gewaltigeren Ausdruck und deshalb war er es und nicht Shelley, der seine Zeitgenossen aus ihrem Schlummer aufrüttelte. Englische Verehrer Shelley's pflegen diesen auch als Dichter über Byron zu stellen, als Mensch wird ihn selbstverständlich jeder Unbefangene als den größeren betrachten. Diese Rangordnung ist jedoch nicht ganz gerecht. Ueberragte Shelley Byron auch in mancher Hinsicht, so erreichte der letztere doch Gipfel, die der erstere nicht erklimmen konnte. Offenbar hätte sich niemand mehr über jene Rangstellung verwundert als Shelley selbst. Es ist wahr, Shelley unterschätzte sich, wenn er sich mit anderen Dichtern verglich, nur zu leicht; die Muthlosigkeit, die sich seiner bemächtigte, sobald er in der Nähe Lord Byron's lebte, war aber dennoch nicht unbegründet. Shelley überflügelte Byron allerdings, wie wir oben sahen, in mancher Hinsicht, dagegen entfaltete Byron oft eine Majestät, eine Pracht des Gedankens und Ausdrucks, eine Tiefe und Macht der Empfindung, ein glückliches Gleichgewicht von sinnlichem Zauber und idealer Größe, daß er uns dann als der größere Dichter erscheint. Einen anderen Rivalen hatte Shelley unter den englischen Dichtern seiner Zeit nicht. Durch seinen kraftvollen Freiheitsenthusiasmus reiht sich an Shelley und Byron Savage Landor, dessen „Gebir" Shelley liebte. Mit Wordsworth und Coleridge berührt sich Shelley durch seine Lehre von der Weltseele. Bevor

Shelley den Geist der Natur verherrlichte, war der Pantheismus durch Wordsworth und Coleridge in die englische Poesie eingeführt worden. Beide Dichter waren von Schelling's Naturphilosophie angeregt worden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Shelley durch die Lectüre ihrer früheren Dichtungen rascher zum Bewußtsein jener Weltanschauung gelangt ist, zu der er vermöge seiner gesammten geistigen Veranlagung kommen mußte, daß er also mittelbar gleichfalls durch Schelling beeinflußt worden ist. Was bei den Lakisten aber nur eine vorübergehende philosophische Erregung war, von der sie wieder in den Schoß der Orthodoxie zurückkehrten, das war bei ihm Ausfluß seines eigensten, tiefsten Wesens, das war seine Religion; war es jenen versagt, zu einer wirklichen Durchgeistigung und Vergöttlichung der Natur zu gelangen, so konnte er sich vermöge seines innigeren Gefühls und seiner elastischeren Phantasie dazu erheben. Eine gewisse Verwandtschaft zeigt, beiläufig bemerkt, Shelley's innig empfundener Pantheismus mit Novalis' Mysticismus. Man wollte diese beiden Dichter überhaupt als Seelen- und Geistesverwandte nebeneinander stellen, eine falsche Parallele, die eine Ueberschätzung Shelley's als Mensch, Dichter und Denker in sich schließt. Wie verschieden von seinem eigenen Wesen Tendenzen und Richtungen anderer Dichter auch waren, so urtheilte er doch stets objectiv. Er zollte dem süßen Liedersänger Moore und dem realistischen Plastiker Keats, wie ferne ihm der weiche Schmelz des ersteren, der Sensualismus des letzteren auch lagen, gleichwohl Bewunderung. Wir müssen lächeln, wenn Shelley den „Sohn Ierne's" (Thomas Moore)

neben dem „Pilger der Unsterblichkeit" (Lord Byron) an der Todtenbahre des Adonais erscheinen läßt, während er sich selbst unter den „Geringeren" anführt. In Uebereinstimmung mit der Stellung, die er hier Moore einräumt, ist ein Passus in einem Briefe, wo er Moore als einen ihm weit überlegenen Geist bezeichnet. So konnte dieser feine Beurtheiler eigener und fremder Schöpfungen sich täuschen.

Während Lord Byron unter den großen Dichtern des Auslandes Nachfolger gefunden hat, wogegen in seinem Vaterlande kein Dichter von Bedeutung seine Richtung fortgesetzt hat, ist die gesammte moderne Literatur Englands von dem Geiste Shelley's durchdrungen. Fast alle bedeutenderen englischen Dichter der Gegenwart ergeben sich socialistischen Träumen, fast alle sind Sänger der Hoffnung, fast alle predigen ein Evangelium der Liebe. Auf den heterogensten Gebieten der Poesie zeigt sich derselbe humane Shelley'sche Zug. Am intensivsten offenbart sich dies Betonen der Sympathie bei Robert Browning, der auch die metaphysische Richtung mit Shelley gemein hat. Shelley geistesverwandt ist auch Browning's Gattin, die geniale Elisabeth Barrett, und zwar durch die Schönheit ihrer Phantasie, durch die Subtilität ihrer Gedanken und die Neigung, moderne Ideen in antike Mythen zu kleiden. Kein anderer zeigt aber eine vielseitigere innere Verwandtschaft mit Shelley, als der neue Stern der englischen Poesie: Charles Algernon Swinburne. Sein exaltirter Freiheitsenthusiasmus, sein Atheismus, sein Drang, der Märtyrer seiner Ueberzeugungen zu sein, seine hervorragende lyrische Begabung, mit der ein starkes dramati-

sches Talent Hand in Hand geht, seine wundervolle Beherrschung von Sprache und Rhythmus, all' das macht ihn zum Nachfolger des von ihm hochverehrten Meisters.

So ist Shelley, der, so lange er lebte, von seinen Landsleuten verfolgt wurde, zum gefeierten Liebling der Hochgebildeten, zum Abgott der modernen Dichter seiner Nation geworden. Sein Geist, den man haßte und fürchtete, beherrscht die gesammte Entwickelung der neuen englischen Poesie und die Liebe, die er, so lange sein Herz schlug, vergebens ersehnt, wird ihm nun in vollem Maße zu Theil. Aber um so herber erscheint uns das Lebensschicksal, das ihm beschieden war, je größer seine Bedeutung ist, je größer die Verehrung und Liebe sind, die ihm in besserer Erkenntniß erst die Nachwelt darbringt.

---

ten Brink, Bernhard, **Geschichte der englischen Litteratur.** Erster Band: Bis zu Wiclif's Auftreten. gr. 8. VIII u. 470 S. Preis *M* 8,00.

Burns, Robert, **Lieder und Balladen.** Deutsch von Adolf Laun. 8. XXVII u. 204 Seiten. Preis geh. *M* 2,00, fein in Goldschnitt geb. *M* 3,00.

Elze, Karl, **Lord Byron.** Zweite, vermehrte Auflage. 8. 499 Seiten. Preis *M* 6,00.

Fitger, A., (Verfasser des Trauerspiels „Die Hexe"), **Winternächte**, Gedichte. 8. VI u. 227 Seiten. Auf feinstem Velinpapier. Preis geh. *M* 4,00, in reichem Einbande mit Goldschnitt *M* 5,00.

Hillebrand, Karl, **Zeiten, Völker und Menschen.**
Bd. I. Frankreich und die Franzosen. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 8. XX u. 396 Seiten. Preis *M* 6,00.
„ II. Wälsches und Deutsches. 8. XII u. 463 Seiten. Preis *M* 6,00.
„ III. Aus und über England. 8. VIII u. 408 Seiten. Preis *M* 6,00.
„ IV. Profile. 8. VIII u. 376 Seiten. Preis *M* 6,00.
„ V. Aus dem Jahrhundert der Revolution. 8. VIII u. 368 Seiten. Preis *M* 6,00.
„ VI. Zeitgenossen und Zeitgenössisches. VIII u. 400 Seiten. Preis *M* 6,00.

Laun, Adolf, **Washington Irving.** Ein Lebens- und Charakterbild. 8. 2 Bde. Preis *M* 7,00.

Lewes, G. H. (Verf. von „Goethe's Leben"), **Geschichte der Philosophie** von Thales bis Comte. Bd. I. **Geschichte der alten Philosophie.** In's Deutsche übertragen von Arnold Ruge. gr. 8. VIII u. 533 S. Preis *M* 8,00.
— — Bd. II. **Geschichte der neueren Philosophie.** In's Deutsche übertragen von Arnold Ruge. gr. 8. 811 Seiten. Preis *M* 13.00.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers. 2. Auflage. 12. IV u. 118 Seiten. Auf feinstem Velinpapier. Preis geh. *M* 2,00. Fein geb. *M* 3,00.

Berichtigungen.

S. 22, Z. 9 v. u.: „Prince“ statt „Pince“.
„ 47, „ 5 v. o.: „Gebundenheit“ statt „Gemeinschaft“.
„ 54, „ 15 v. u.: „hatten“ statt „hatte“.
„ 55, „ 5 v. o.: „sie“ statt „diese“.
„ 56, „ 3 v. o.: „Warsaw“ statt „Warschau“.
„ 69, „ 10 v. o.: „von Holcroft“ statt „der Holcraft“.
„ 73, „ 12 v. u.: „Wat Tyler“ statt „Wat Tylor“.
„ 98, „ 6 v. o.: „den“ statt „dem“.
„ 138, „ 11/12 v. u.: „diese Fahrt“ statt „die Reise“.
„ 163, „ 11 v. o.: Statt dem „Fragezeichen“ ein „Schlußpunkt“ zu setzen.
„ 164, „ 6 v. o.: „schönen“ statt „herrlichen“.
„ 164, „ 7 v. o.: „dieser“ statt „der“.
„ 172, „ 8 v. o.: „Neigung“ zu streichen.
„ 186, „ 9, S. 203, Z. 20 und S. 210, Z. 6 v. o.: „Rosalinde und Helena“ statt „Helena und Rosalinde“.
„ 208, „ 11 v. u.: „Mrs. Shelley“ statt „Mr. Shelley“.
„ 227, „ 13 v. o.: nach „Während er“ ist „jedoch“ einzufügen.
„ 237, „ 2 v. o.: „Engelskind“ statt „Engelkind“.
„ 239, „ 11 v. u.: nach „Poesie“ ist „denjenigen“ einzufügen.
„ 239, „ 10 v. u.: vor „Periode“ ist „anderen“ einzufügen.

S. 241, Z. 3 v. o.: „Leopardi" statt „Leopardo".

„ 265, nach Z. 11 v. o. der Vers: „Doch in der Tiefe der geliebten Augen" einzufügen.

„ 265, „ 12 v. o.: vor „Noch immer" ist „Las ich" einzufügen.

„ 280, „ 14 v. o.: „συνετοὶ" statt „σύνετοι".

„ 285, „ 7 v. o.: „Schrecken" statt „Schranken".

„ 286, „ 14 v. o.: „that" statt „the".

„ 309, „ 1 v. u.: nach „die" ist „1819" einzufügen.

„ 347, „ 7 v. o.: „sieden" statt „siedend".

„ 350, „ 8 v. u.: „den Dichter" statt „dem Dichter".

„ 367, „ 11 v. u.: „dieser Gedanke" statt „der Gedanke".

Nil extimescere.
1869.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.